ThPr
4502

J. Degmair, Augustany
Halo, 799.

Briefe

an

christliche Religionslehrer

von

D. Aug. Herm. Niemeyer

Consistorialrath und Professor

der Theologie.

Dritte und letzte Sammlung.

Ueber populäre und praktische Theologie.

Halle,

im Verlag der Waisenhaus-Buchhandlung.

1799.

1992,102

An

Herrn

Oberconsistorialrath und Hofprediger

Sack.

Ich bin, mein höchstverehrter Freund, nicht einen Augenblick zweifelhaft gewesen, wem ich nach unserm theuren Nösselt und Spalding, den nächsten öffentlichen Beweis der Achtung und der treuesten Ergebenheit schuldig wäre, und von wem ich eine eben so gütige Aufnahme dieser letzten Sammlung meiner Briefe erwarten könnte, als die war, welcher jene beyden ehrwürdigen Männer die früheren Sammlungen würdigten. Schon sehr lange genieße ich des Glücks Ihrer Bekanntschaft. Ich stiftete sie in Magdeburg, in der Epoche meines jugendlichen Lebens,

wo ich oft einen so schönen bildenden Cirkel edler Männer, in dem Hause unsers Köpken versammelt sah, an welchen mich hernach ein so enges und glückliches Band gekettet hat. Ich habe es nicht vergessen, mit wie viel Güte und Nachsicht Sie damals die gewiß oft sehr unreifen Ideen des Jünglings anhörten, und ihn mit einer Sanftmuth und Güte belehrten, die man nicht immer von denen erfährt, die uns an Kenntnissen und Erfahrungen noch viel weiter als an Jahren voran sind. Die Vorsehung führte Sie nach Berlin, und ich mußte Ihnen fremder werden. Aber Sie nahmen mich, als ich Sie nach Jahren wieder sah, wie einen alten Bekannten auf, und so oft mir das Glück, in Ihrem vortrefflichen Kreise zu leben, aufs neue zu Theil ward, kam mir Ihr Wohlwollen immer wärmer entgegen. Ich habe Ihrem Umgange sehr lehrreiche und wohlthuende Stun-

den zu danken. Das in unsern gewöhnlichen Gesellschaften, bey unsern gewöhnlichen Besuchen so seltene Verdienst, die Alltagsgespräche, und das viele Reden von nichts, wobey nicht eine neue Idee, nicht ein besseres Gefühl in uns erwacht, abzukürzen oder sogleich auf irgend einen interessanten Gegenstand zu lenken, hat sehr oft den Wunsch in mir erregt, an einem Orte mit einem Manne leben zu können, in dessen Umgange mein Geist und mein Herz immer neue Befriedigung gefunden hatte. Selbst bey vielen trefflichen Menschen, denen es aber an der Gabe der Mittheilung fehlt, sucht man diese oft vergebens. Man kann Tagelang mit ihnen in Gesellschaft seyn, und hat von nichts als den gemeinsten Dingen gesprochen, ohne das geringste aus dem immer verschlossenen Schatze ihrer Kenntnisse und Erfahrungen gewonnen zu haben.

Das warme Interesse, welches Sie immer an mir und meinen literarischen Versuchen nahmen, rechne ich zu den belohnendsten Aufmunterungen. Ich finde in Ihrem Urtheil eine Bürgschaft, daß ich nicht ohne Nutzen gearbeitet habe. Dieses Urtheil hat keinen geringen Antheil an der Fortsetzung dieser Briefe gehabt. Um so mehr gehören sie Ihnen als ein halbes Eigenthum. Lassen Sie sich denn auch die erste Rechenschaft von dem geben, was Ihnen hier die Achtung und Freundschaft sendet. Sie wissen, daß ich durch diese Briefe theils die Absicht hatte, mich über manches, was in meiner populären und praktischen Theologie nur kurz berührt war, und vielleicht Mißverstand veranlassen konnte, näher zu erklären, theils diese freyere Form zu benutzen, um angehenden oder jungen Lehrern der Religion, manche praktische Wahrheit ans Herz zu legen, die mir von

vielen zu wenig bedacht zu werden scheint; vor allen Dingen aber Interesse für ein, ach! noch allzu oft nur mechanisch getriebenes Amt zu erwecken. In den beyden ersten Sammlungen, habe ich mehr theoretische Lehren des Christenthums von ihrer praktischen Seite darzustellen versucht. In dieser letzten bin ich auf den an sich schon praktischen Theil der Religion gekommen. Auch hier war nicht wenig Anlaß, das würklich Gemeinnützige von dem Subtilen zu sondern, und es konnten manche Streitpunkte der neuesten Philosophie nicht unberührt bleiben, so weit ich auch von allem Polemischen mich entfernt zu halten suchte. Ich sehe vorher, daß ich in dem, was die eigentlichen Streitpunkte betrifft, auf die Zufriedenheit aller derer, welche Parthey genommen haben, Verzicht leisten muß. Jeder will, man soll seiner Meinung, man soll kritisch oder antikritisch seyn. Es ist

mir aber auch um diese Zufriedenheit hier in der That nicht zu thun gewesen. Ich finde mich in meiner Lage, wo eine durch mein Schulamt beständig nothwendige äußere Thätigkeit, zu oft die Reihe meiner Ideen unterbricht, nicht fähig, in alle die Tiefen der neuen Philosophie einzudringen, an deren Begründung ich Männer verzweifeln, oder wenigstens darüber streiten sehe, die weit mehr Muße und weit mehr unmittelbaren Beruf dazu als ich selbst haben. Daher halte ich mich in dem Kreise des Praktischen, und bemühe mich nur so viel Kenntniß von allem zu erwerben, als nöthig ist, um zu beurtheilen, ob sich für den praktischen Gebrauch eine würkliche Ausbeute davon erwarten lasse, und ob es rathsam seyn möchte, das Alte sofort gegen das Neue auszutauschen. Und da gestehe ich denn gern, daß ich sehr oft zu bemerken glaube, daß wir nicht Ursach haben, so rasch zu än-

dern, daß es sogar mißlich sey, manche Versuche zu machen, bey welchen Tugend und Gemüthsruhe auf dem Spiel steht. Aber vor einem Fehler suche ich mich desto sorgfältiger zu hüten, von welchem ich eine üble Würkung zu bemerken, häufig Gelegenheit gehabt habe. Man wird so leicht gegen alles ungerecht, was von Männern ausgeht, mit welchen man nun einmal unzufrieden ist. Das was man zuverlässig mit der lautesten Billigung gelesen, was man *vortrefflich* genannt haben würde, sobald es nur aus einer andern Feder geflossen wäre, heißt nun gemein, unbedeutend, längst gesagt. Man mag es, man will es gar nicht einmal *wissen*. Gleichwohl *urtheilt* man darüber. Man wird partheyisch für das Schlechteste, sobald es nur *gegen* das, wogegen man nun einmal eingenommen ist, gerichtet wird. Dadurch, finde ich, verlieren so manche

treffliche Gelehrte sehr viel von dem hohen Lebensgenuß, welcher aus einem reinen Interesse an der Wahrheit hervorgeht, das uns von allem, was bey dem Schönen, dem Wahren und dem Guten zufällig ist, absehen, bey der Lectüre eines Buchs, nach dem Namen des Verfassers, nach der religiösen und philosophischen Parthey, wozu er gehört, nach den subjectiven Bestimmungsgründen, die ihn geleitet, nach dem, was er übrigens persönlich ist oder will, gerade eben so wenig fragen lehrt, als — wie das Buch gedruckt, eingebunden oder recensirt ist. Statt sich allein dem Eindruck zu überlassen, welchen die Wahrheit, zumal die gute und kraftvoll gesagte Wahrheit nothwendig auf ein jedes unbefangene Gemüth machen muß, statt sich des Guten zu freuen, was durch irgend jemand — sey er übrigens, wer er wolle, — bewürkt wer-

den kann — verliert man seine Stunden in Klagen und Zürnen, und sucht nur die auf, die mitklagen und mitzürnen, lähmt dadurch seine eigne Kraft, und mindert seine Würksamkeit, weil man zu wenig kaltblütig bleibt, um auf die zu würken, die Belehrung suchen. Daß die unerträglichen Anmaßungen, welche sich in unsern Zeiten so manche Partheyführer und oft weit mehr noch ihre Jünger erlaubt haben, jenen Partheygeist auf der andern Seite veranlaßten, und auch wohl den ruhigsten Forscher gegen sich empörten, — wer möchte das in Abrede seyn? Aber worin ist man denn besser — wenn man — wie angesehene Schriftsteller unsrer Zeit sich erlaubt haben — durch Schimpfen und Schmähen nur seinem Unwillen Luft macht, und gerade dadurch der Sache, die man vertheidigen will, den übelsten Dienst erweiset.

Ich besuchte vor fünf Jahren in Mainz einen geistvollen Mann. Mitten in einem interessanten Gespräch zog er mich an das Fenster, und zeigte auf einen Vorübergehenden. „Sehen Sie diesen Mann an„ — sagte er. „Er gehört zu den ganz wenigen, die, als der allgemeine Taumel unsre Stadt ergriffen hatte, nüchtern blieben.„ — Zu der Zahl derer, die nüchtern bleiben, in der Epoche des jetzigen literarischen Revolutionswesens zu gehören — das gerade scheint mir eine der ersten Pflichten des öffentlichen Religionslehrers zu seyn. Seine Schüler durch neue, paradoxe, derb und gebietend vorgetragene Lehren zu exaltiren, ist in der That eine weit leichtere Sache, als Wißbegier in ihnen anzuregen, selbst Enthusiasmus für die Wissenschaft, die sie treiben, zu erwecken, aber sie doch zugleich bescheiden zu erhalten und vor Einseitigkeit zu bewahren. Nichts scheint

doch dazu würksamer als eben diese Rüch-
ternheit des Lehrers, welche so wesentlich
von Schwäche und Kraftlosigkeit verschie-
den ist. Daß man sich diese Tugend zu ei-
gen machen kann, ohne im Geringsten et-
was von der Wärme für das, was recht
und wahr ist, zu verlieren, davon, mein
theuerster Freund, ist mir Ihr eignes Bey-
spiel der beste Beweis.

Ich habe diese würdige Ruhe an Ihnen
in der Stille geehrt, und ich darf hinzu-
setzen, mit Ihnen getheilt, als ich im vo-
rigen Jahr an Ihrer Seite den herrlichen
Morgen genoß, welcher mit dem Regie-
rungsantritt unsers guten Königs über un-
ser Vaterland aufgieng. Sie durften in
der echten Aufklärung, welche die ersten
Aeußerungen des Monarchen über das Re-
ligionswesen in Seinem Lande bezeichneten,
gewissermaßen selbst die Früchte Ihrer Aus-
saat reifen sehen. Denn Sie hatten ja

das Verdienst, dem königlichen Jüng-
ling jene reinen und praktischen Religions-
kenntnisse beygebracht, und die Achtung ge-
gen sie Seinem Herzen eingeflößt zu haben,
welche gewiß eben so wohlthätig auf Sein
tugendhaftes Leben, als auf Seine Regie-
rungsgrundsätze würkten. Dennoch war
Ihre Freude über die Hoffnung besserer Zei-
ten nicht das Triumphgeschrey über gewon-
nene Siege, oder das Hohnlächeln über die,
deren Entwürfe nun ihrer Auflösung nahe
waren. Sie ließen die Absichten und Zwecke
derer, welche der wahren Aufklärung entge-
gen würkten, dahin gestellt seyn. Sie hatten
es nie verkannt, daß durch eine gewisse neu-
theologische Intoleranz, die immer von
Toleranz sprach, und durch eine unwür-
dige Spottsucht über alles, was alt hieß,
vielleicht selbst Maaßregeln veranlaßt wa-
ren, welche man zwar nicht billigen konnte,
aber die vielleicht, wenn die reformirenden

Theologen alle den bescheidenen Ton unsers Vaters Spalding und ihm ähnlicher Männer nachgeahmt hätten, nicht erfolgt wären. Sie erwarteten von der glücklichen Wendung, welche von dem Lehrstande einen schimpflichen Gewissenszwang entfernte, und den so nah gelegten Aufforderungen zur Heucheley ein Ende machte, nur dann eine wohlthätige Würkung, wenn alle Lehrer die ihnen gesicherte Lehrfreyheit, mit der Mäßigkeit und Bescheidenheit verbänden, ohne welche doch die Aufklärung mehr blendet als erleuchtet. Und so arbeiten Sie in dem ehrenvollen Posten, welchen ihnen die göttliche Vorsehung angewiesen hat, gewiß täglich eben so eifrig daran, die Lehrweisheit zu empfehlen, als die Lehrfreyheit schützen zu helfen.

Wenn Sie aber diese Grundsätze in meinen bisherigen Schriften nicht vermißt, und sie eben darum Ihres Beyfalls werth

gefunden haben, so wird auch die gegenwär-
tige einige Ansprüche auf Ihre Billigung,
wenigstens von dieser Seite machen dürfen.
Ich habe mich aus allen Kräften bemüht,
gegen alle Partheyen gerecht zu seyn, und
hoffentlich das ἀληθευειν ἐν ἀγαπη nir-
gends aus dem Auge verloren. Wenig-
stens giebt mir mein Bewußtseyn dies Zeug-
niß, wenn ich gleich vorhersehe, daß man die
Urtheile über einige religiöse Partheyen hier
zu unbillig, dort zu partheyisch nennen wird.

Lassen Sie uns durch den edlen Geist des
recht erkannten Christenthums verbunden, in
unserm so ähnlichen Beruf unermüdet fort-
arbeiten, um uns dem Ziel eben so getrost,
als so manche unsrer ehrwürdigen Väter und
Lehrer nahen zu können, die es entweder
schon erreicht haben oder ihm doch, nach der
Ordnung der Natur, schon näher als wir sind.

Halle den 22ten April 1799.

A. H. Niemeyer.

Briefe

Briefe

an

christliche Religionslehrer.

Dritte Sammlung.

Erster Brief.

Der Prediger U*, an den Herausgeber.

Alle meine Versuche sind vergebens, eine Vorstellung in mir zu unterdrücken, die, je mehr ich ihr entgegen setze, nur desto mehr Gewalt zu gewinnen scheint. Der Nutzen, welchen ich durch mein Amt stiften soll, wird mir täglich zweifelhafter. Alles was ich mir darüber sage, *alles was ich davon höre und lese*, kommt mir, sobald ich es unbefangen ansehe, wie eine Täuschung vor, die man geneigt ist, mit der Wahrheit zu verwechseln, um nicht vor sich selbst — wie ein Augur vor dem Andern — erröthen zu dürfen.

Unzähligemal wollt' ich Ihnen schon dies Geständniß thun, und immer legt' ich die Feder bey Seite. Ach es hatte — dies ahndeten Sie nicht — zu schmerzhafte Eindrücke in mir zurückgelassen, was ich Sie einst mir einem so entscheidenden Ton äußern hörte. Kaum werden Sie sich des Falles noch erinnern. Ich

hatte die Freude, Sie unerwartet bey einer Kirchenvisitation in M** zu finden. Viele benachbarte Prediger trafen zusammen. Der beßere Theil sammelte sich nach der Mahlzeit in der großen Laube des Gartens. Das Gespräch fiel, wie es billig öfter sollte, auf das Amt. Der eine rühmte sich herrlicher Früchte; der andre meinte, er säe auf Hoffnung; der dritte hielt es für besser, Arbeit und Gewinn gar nicht zu berechnen. Einer — es war der lange hagre Mann, mit dem braunen gespannten Gesicht und der gefurchten Stirn, der Ihnen gegenüber saß — schwieg kalt, und als man ihn fragte, woran er denke, sagte er kurz und trocken: „Ich dachte nach Hause, an meinen Nachbar, den Kanonikus.„ — Man fragte weiter. — „Seit er älter wird — fuhr er fort — „und kränklich dazu, haben ihm die Aerzte Bewegung gerathen. Im Sommer geht er nun fleißig aus. In den langen Winterabenden, wo er zu Hause bleiben muß, hör' ich ihn oft stundenlang, mit allen Kräften einen schweren blinden Hobel auf einem langen Brett hin und her bewegen. Nicht eine Fiber des Hol-

ges wird abgelößt, aber glatt und hart wird Hobel und Brett wie ein Marmor, oder — wie vom unendlichen Predigen und Predigthören, Zuhörer und Prediger.„ — Einige lachten. Mir ging es durchs Herz. Ich sah Sie an. Sie wurden sehr ernsthaft und schienen einen Augenblick zweifelhaft, ob sie den bittern Spott wollten fallen lassen. Aber auch nur einen Augenblick. Denn gleich darauf sagten Sie mit sichtbarer Bewegung: „Sie lachen, meine Herren? Darf ich offen reden? Mich dünkt, die Vergleichung sollte uns traurig machen. Wenn sie wahr wäre — wer möchte Religionslehrer seyn? Aber zum Glück liegt in ihr selbst der Trost. Wäre der Hobel geschärft, so würden wohl Späne fallen. Aber er ist ja stumpf und blind — fast wie ein Theil unsrer heutigen Prediger.„ —

Es traten Fremde in die Laube. Das Gespräch wandte sich auf gleichgültige Gegenstände, und schien bey den übrigen den vorigen Eindruck schnell auszulöschen. Aber wie gern hätt' ich noch den Abend mein Herz gegen Sie erleichtert! Als ich Sie aufsuchte, waren Sie schon abgereißt.

„Also liegt es an dir„ — sagt' ich mir seitdem unaufhörlich. Du arbeitest und arbeitest, und nichts ändert sich, nichts formt sich zu einer bessern Gestalt. Sie hören dich und thun was sie wollen. Du bittest, du rathest, du eiferst; sie finden das in der Ordnung, weil Sonntag ist, weil du in deinen Ornat gekleidet und dafür bezahlt wirst, weil du auf deiner Anhöhe stehst, die dazu da ist, daß man ermahne und eifre, wie unten die Bänke, daß man darauf sitze, und höre, gähne oder schlafe. Was kannst du denn mehr, meinen sie, verlangen, als daß sie zur gewohnten Stunde kommen? Und wenn sie auch nicht kämen, — bekommst du denn nicht Sold und Zehnten? Aber daß sie so denken und bleiben wie sie sind, ist gleichwohl nicht ihre, es ist deine Schuld. Fehlte dem Hobel nicht die Schärfe, es würden wohl Späne fallen!„

Und doch bin ichs mir bewußt, m. Th., daß ich thue und immer that, was ich vermag. Ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich nicht aufgehört habe, meine Wissenschaft, und alles was in sie einschlägt zu treiben; daß ich keinen

meiner Vorträge unvorbereitet hielt, und daß mein Beyspiel nicht zerstört, was mein Unterricht baut.

In der Methode kann ich indes fehlen, und darüber möcht ich Ihr Urtheil hören. Aber dazu ist nöthig, daß ich sie ihnen selbst etwas ausführlicher, und dann meine Erfahrungen, von dem, was ich bisher gewirkt oder vielmehr nicht gewirkt zu haben glaube, darlege. Sagen Sie mir ohne Rückhalt wo ich gefehlt habe. So gelähmt mir meine Kraft zuweilen vorkommt, wenn ich den Erfolg mit den Anstrengungen vergleiche, so will ich doch keine Mühe scheuen, wenn ich nur hoffen darf, nützlich zu werden.

Ich trat freylich mein Amt unter keinen günstigen Umständen an. Mein Vorgänger war zwar nur wenige Jahre bey dieser Gemeine gewesen. Aber — so ungern ich harte Urtheile über die fällen mag, die sich nicht mehr vertheidigen können, so kann ich doch hier nicht verschweigen, was allbekannt ist — das Amt war schlecht versehen. An Talenten fehlte es ihm gewiß nicht; auch weiß ich, daß er in

seinen akademischen Jahren periodisch fleißig stu-
dirte. Aber in seinem langen Hauslehrerleben,
in einer Familie, wo alles auf Luxus und Ge-
nuß berechnet war, hatte er den Sinn für das
Beßre nur zu sehr verlohren. Dort galt nichts,
als was Neu und der Mode gemäß war —
Denkungsart wie Kleidertrachten. Selbst der
kleine Rest von Religion, worauf etwa zuwei-
len die Rede kam, galt nur, so weit man sich
durch die Art davon zu sprechen, die Miene eines
philosophischen Geistes und einer hohen Auf-
klärung geben konnte. Dieser Geist hatte ihn
so ganz ergriffen, daß, als er nun auf ein-
mal in ein Predigtamt versetzt ward, nichts zu
hören war, als Bekämpfungen alter Vorurthei-
le, Empfehlungen des Selbstdenkens, Herab-
würdigungen des Aberglaubens und der Schwär-
merey. Anfangs zog dies einige Herren und
Damen von feinem Ton in die Kirche, weil es
so stark mit dem, was man bis dahin von dem
alten jubilirten Senior gehört hatte, contrastirte.
Aber bald ward es auch diesen zur Gewohnheit,
mißfiel einem Theil der Gemeine höchlich und
ließ den übrigen gerade so gleichgültig als jede

andre Predigt. Dabey wußte man, wie sehr ihm alles was zum Amt gehörte, anekelte, und wie er von Montag an darauf sann, sich durch Zerstreuungen und Gesellschaften für zwey traurige Amtstage, denen er nicht ausweichen konnte, schadlos zu halten. Selbst sein früher Tod, war vielleicht die Folge eines forcirten Rittes von einem benachbarten Gut, in einer kalten Winternacht, um des Sonnabends zu rechter Zeit in der Kirche seyn zu können. Er starb in voller Kraft und ungern, aber nicht ohne Gefühl versäumter Pflicht. Wehmüthig hat er ein Paar Tage vor seinem Tode einem Freunde die Hand gedrückt. „Wenn ich wieder aufkomme, — hat er dabey gesagt — will ich meinem Amt besser leben.„ Ich glaube, er hätte es gethan; denn er hatte Verstand und Gefühl.

Die lange Amtsführung des Seniors, seines Vorgängers, der, wie gewöhnlich sein Jubiläum nicht lange überlebte, hatte freylich einen ganz andern Charakter gehabt. Er war in den strengen Grundsätzen der hallischen Schule im ersten Viertel des Jahrhunderts gebildet. Er hatte nie zu der Classe der Heuchler gehört,

aber die Einsichten und Methoden der ehrwür-
digen Männer, die besonders ihre so große und
uneigennützige Wirksamkeit in seinen Augen zu
Heiligen erhob, war doch für ihn die äußerste
Grenze, über welche hinaus zu gehen, er für
eine frevelhafte Anmaßung hielt. In dem ein-
zigen Punkt entfernte er sich in seinen höhern
Jahren von ihnen, daß er sich enger an die Brü-
dergemeinen anschloß, mit welchen die alte
Hallische Schule sich nie vereinigen wollte. Nie-
mand vermochte ihn in seinem Amt der gering-
sten Nachläßigkeit zu zeihen. Selbst die Welt-
leute hatten gegen seinen reinen Eifer für das
Gute, und seinen Drang, alle seine Zuhörer
selig zu machen, eine gewiße Achtung, so oft ih-
nen auch sein Rigorismus, besonders im Urtheil
über weltliche Vergnügungen, bald Aergerniß,
bald Thorheit war. Es hatte sich auch in der
Gemeine eine Gesellschaft gebildet, die seinen
Grundsätzen treulich anhing, streng lebte, sich
andern Menschen wenig mittheilte, und häufige
Andachtsübungen anstellte. Doch war mit dem
Fortschritt der Zeit, und mit so großen Verän-
derungen in der öffentlichen Denkart, ihre Zahl

kleiner geworden, so daß der fromme Mann in seinen letzten Predigten oft in die Klagen des Elias eingestimmt und sich aus seiner Geschichte getröstet haben soll. Was mußte die Erscheinung eines Mannes, wie der junge Nachfolger war, nach einem solchen Vorgänger für eine Würkung thun!

Man durfte zwey so ungleiche Männer nur gekannt haben, um mit ziemlicher Zuversicht vorhersagen zu können, auf welchem Punct das Thermometer der Aufklärung und der Sittlichkeit in dieser Gemeine stehen müße. In der That war durch den funfzigjährigen Unterricht des Seniors, besonders durch die unermüdete Treue, womit er Jahr aus Jahr ein seine zahlreichen Katechumenen im Christenthum zu gründen suchte, eine große Summe von religiösen Begriffen verbreitet, und eigentliche Unwissenheit war hier seltner als in vielen andern Gemeinen. Fanden gleich die meisten die Forderungen ihres Lehrers zu streng, so war doch in vielen ein gewisser moralischer Sinn geblieben, der von Zeit zu Zeit erwachte. Die äußere Religion ward auch, nach dem Geist der Zeit

berechnet, noch erträglich genug abgewartet. Beydes hatte aber ohnstreitig bey vielen gelitten, seit der junge Mann eine weit schlaffere Sittenlehre predigte, viel öfter von Freudengenuß als dem Ziel aller Tugenden, als von der Strenge der Pflicht sprach, und auf den Aberglauben an Kirche und Abendmahl, so oft verachtende und spottende Seitenblicke warf, daß mancher fast anfing sich des Bekenntnisses zu schämen, daß er noch einigen Werth darauf setze.

Meine lage hatte mich vor dem Antritt meines Amts, mit dem, was unter diesen Umständen das dringendste Bedürfniß der Gemeine war, bekannt gemacht. Gott weiß, daß es mir recht innig am Herzen lag, ihr dazu zu verhelfen, und daß ich mit einem warmen Eifer mein Geschäft anfing.

Anfangs glaubte ich am meisten auszurichten, wenn ich von den härteren Vorstellungen, welche doch noch in sehr vielen Köpfen aus ihrem frühen Unterricht fest saßen, durch die Darstellung der Religion in einem milderen licht unvermerkt abführte. Ich bestritt jene älteren Ideen nie unmittelbar; aber theils schwieg

ich von ihnen, theils milderte ich sie gelegentlich. So hofft' ich, sollten sie sich bald von selbst verlieren. Die Glaubenslehren trieb ich wieder eifriger, als seit fünf Jahren geschehen war, aber, wie Sie mir zutrauen werden, mehr im Geist der Bibel als des dogmatischen Systems, und immer in Verbindung mit dem Praktischen als Motiv zur Erfüllung der allgemeinen und besondern Pflichten. Je mehr ich bemerkte, daß durch den Geist der Zeit, durch die verbreitete lectüre, eine gewisse Freydenkerey selbst unter den mittleren Bürgerclassen einriß, desto mehr suchte ich den Strom des Unglaubens dadurch aufzuhalten, daß ich die Vernunftmäßigkeit der Religion von allen Seiten ins Licht setzte, und die Erfüllung ihrer Gesetze, an die stärksten Neigungen des menschlichen Herzens, und an den allen menschlichen Bestrebungen zum Grunde liegenden mächtigen Trieb nach Wohlseyn und Glückseligkeit, anschloß. Eben daher waren die, welche man in der Gemeine bald die Frommen, bald die Stillen nannte, nicht mit mir zufrieden, so weit ich entfernt war, ihnen mit der Kälte und Barschheit zu begegnen, wel-

che sich mein Vorgänger gegen sie erlaubt hatte, weil er sie höchst unbillig ohne Ausnahme für Frömmler und Heuchler hielt. Sie gaben nicht undeutlich zu verstehen, daß der entschiedene Freydenker und leichtsinnige weniger schade, als der, welcher zwischen beyden Partheyen schwanke. Jener sey doch kenntlich. Er sey, was er sey, ganz. Dieser gewinne durch seine Unbequemung und verbreite dadurch einen Zustand des Indifferentismus, wobey nichts ernstlich genommen und jeder zuletzt in eine gefährliche Sicherheit eingewiegt werde. Ich gestehe, daß solche Urtheile, die mir nicht unbekannt blieben, mich zuweilen bitter machten, weil mir doch die stolze Selbstzufriedenheit so mancher dieser Leute, wie sehr sie sich auch hinter der christlichen Demuth, und die Lieblosigkeit, wie sehr sie sich hinter der ängstlichen Besorgtheit für das Seelenheil aller verbarg, nicht unbemerkt bleiben konnte.

Nie ward der geheime Unwille dieser Parthey lauter, als zu der Zeit, wo ich einige höchst nöthige Verbesserungen in der Liturgie vornahm und auf die Vertauschung des alten, in vorzüg-

lichem Grade elenden Gesangbuchs antrug. Diese Epoche meiner Amtsführung, gehört unter die traurigsten Erinnerungen meines Lebens. Innig von dem Schaden durchdrungen, welchen die bis zum Anstößigen schlechten Gesänge, nicht nur bey dem großen Haufen durch die Ernährung der unrichtigsten Vorstellungen, sondern noch mehr bey dem denkenden Theil der Gemeine, der heranwachsenden gebildeten Jugend, durch die Anläße zu leichtsinnigen Spöttereyen stifteten; fast eben so innig überzeugt, daß mein bisheriger Unterricht und das Vertrauen, das ich mir bey dem größern Theil der Gemeine erworben zu haben glaubte, die Einführung des besseren nicht bloß leicht, selbst erwünscht gemacht haben würde — wie ward ich betroffen, als ich nach der ersten Bekanntmachung meines Antrags, bey Vielen Unwillen, bey den Meisten Gleichgültigkeit, nur bey ganz Wenigen Beyfall wahrnahm! Die kleine Gesellschaft, die doch sonst noch von Zeit zu Zeit — des Beyspiels wegen, wie sie sagte, — meine Predigten besuchte, zog sich nun ganz zurück. Desto häufiger kamen die Mitglieder unter sich zusammen

und schlugen Rath, wie dem Uebel entgegen zu arbeiten sey. Was für Mittel dazu ausgesonnen, und zum Theil ausgeführt wurden — damit will ich Sie nicht ermüden. Ich machte indes die nöthigen Anstalten, und fand wenigstens bey vielen keinen offnen Widerspruch. Aber es konnte mir doch nicht entgehen, daß selbst manche aus dem Kreise meiner nähern Bekannten, das Gespräch darüber mit mir mehr vermieden als suchten, ob sie wohl wußten, wie voll meine Seele von der Sache war, und wie viel ich mir von der Verbesserung eines so wesentlichen Theils unsrer öffentlichen Gottesverehrung versprach. Ich ließ in Gesellschaften, in die mich mein Amt führte, keine Gelegenheit unbenutzt, um Proben unsrer bessern Gesänge oder glücklicher Verbesserungen alter Kirchenlieder mitzutheilen. Und ach! — wie oft ward die Wärme womit ich sprach, durch ein kaltes, „man hat sich nun einmal an das Alte gewöhnt! Die Veränderung will doch nicht so ans Herz dringen!„ niedergeschlagen. Auch hört ich in der Ferne oft diesen und jenen, auf dessen Unterstützung ich am meisten gerechnet hatte,

seinem Nachbar ins Ohr sagen: „Der gute Mann sollte die Sache nicht mit so viel Hitze betreiben. Der große Haufe hat doch keinen Sinn dafür!„

Durch die ruhige aber standhafte Thätigkeit, zwey sehr vortreflicher Rathsglieder, kam ich nach langem Kampf zum Zweck. Die Einführung gieng ohne Unruhe ab. Die Armen fügten sich, weil Anstalten getroffen waren, sie mit Exemplaren unentgeldlich zu versehen. Ich vergaß meiner Kämpfe, und hoffte nun desto sichrer auf die Früchte des gewonnenen Sieges, über Unwissenheit und Gleichgültigkeit.

Könnt' ich Ihnen doch viel von diesen Früchten rühmen! Ich hatte geglaubt, wenn man nur erst den Schatz von treflichen Religionsgesängen kennen würde, so würde sich die Schätzung von selbst finden. Man würde nun früher zur Kirche eilen, würde nun stiller mitsingen, würde das Ende der Versammlung abwarten, um noch den Vortheil eines verständlichen und herzerhebenden Gesangs mit nach Hause zu nehmen. Nichts von dem allen! Die Alten kamen anfangs, wie sonst, mit dem

Läuten in die Kirche; nach einiger Zeit kamen sie später, weil ihre gewohnten Lieder, die sie auswendig wußten, nicht mehr gesungen wurden; die übrigen hieltens fort, wie bisher. Ich sah noch immer ganze Haufen auf dem Kirchhof stehen, sich unterhalten, und den letzten Vers wie vordem abwarten, ehe sie in die Kirche traten. Das Amen der Predigt blieb für eben diese das Signal zum Aufbruch. Das Singen überließen sie den Kommunicanten und Chorknaben. Ich rügte das; ich ermahnte, ich bat. Ich hörte endlich auf zu bitten. Es blieb wie es war. Eine kleine Anzahl dachte mit mir gleich; freute sich über den Fortschritt; genoß das Gute dankbar. Aber was waren diese Wenigen gegen so Viele? Jene waren schon vorher für das Beßere gestimmt. Was hatte ich also ausgerichtet?

Ein Freund, dem ich dies vor einiger Zeit klagte, gab mir zu verstehen, daß alles Uebel von dem leidigen Eudämonismus ausgehe. Die große Weltverbesserung sey aber nahe. Denn bald würde jener durch reinere Moralprincipien verdrängt seyn. Dann werde das Reich Got-

tes kommen. Bis jetzt mache man die Menschen zu nichts, als zu Rechenmeistern auf ihren Vortheil. Sie gingen daher immer bey ihren Entschlüssen mit Fleisch und Blut zu Rathe, und weil es Ihnen ja unaufhörlich gesagt werde, sie sollten sich bestreben glücklich zu werden, so sey es gar nicht zu verwundern, wenn ihnen das, was am nächsten und fühlbarsten Wohlseyn, Ruhe, Gemächlichkeit, Freudengenuß verspreche, das wahre Glück zu seyn scheine, welches sie — ganz in der Regel — stärker begehren müsten, als Güter, die von einer ganz andern Natur und wohl gar erst in einer künftigen Welt zu hoffen wären. Der Mann war zwar selbst kein Prediger und schien mir dem Charakter und den Bedürfnissen des großen Haufens nicht sehr bekannt, aber voll reines Eifers für das wahre Gute zu seyn. Und warum hätte ich ihm nicht Glauben beymessen sollen, wenn er mir sagte, daß, seit er selbst die Bestimmung des Menschen nicht mehr aus dem empirischen Standpunkt betrachte, und sich bis zur Höhe jener reinen Principien erhoben habe, ihm die Würde seiner Natur ganz anders einleuchte,

er weit mehr Kraft zum Widerstand gegen die Sinnlichkeit fühle, und seltner in Versuchung sey, zwischen seiner Pflicht und seiner Neigung eine Capitulation zu schließen. Ich habe daher auch diesen Wink nicht unbenutzt gelassen, und seitdem oft von der reinen Pflichtliebe, der unerläßlichen Strenge des Sittengesetzes, der unbedingt gebietenden Vernunft gepredigt, aber häufig wahr genommen, daß man mich nur weniger verstand und gleichgültiger anhörte. Die Schuld kann mein seyn — aber noch kommt es mir vor, als wenn es den bisher erschienenen Versuchen, jenes System zu populariſiren, durchaus an Gemeinverständlichkeit und an der Wärme fehlte, ohne welche selbst das Licht der Wahrheit nur blendet, aber die Keime des sittlichen Guten selbst hervorzulocken, nicht fähig ist.

Zweyter Brief.

Fortsetzung des Vorigen.

Ich lasse diesen Brief unmittelbar auf meinen letzten folgen. Sie würden sich zwar aus allem, was ich Ihnen schon gesagt habe, leicht das Resultat, wie ich über die bisherige Würksamkeit meines Amts urtheilen müsse, selbst denken können. Aber lassen Sie mich nun mein Herz ganz erleichtern.

Wenn ich zurücksehe auf die letzten zwölf Jahre meines Amts, wenn ich mir dann aufzählen will, was von meiner Aussaat geerndet ist — so komm ich mir vor wie ein zweyter Sisyphus, der immer und immer seinen Stein mühsam bergan wälzt, indes die stärkere Kraft ihn immer wieder abwärts treibt; wie die Danaiden, die immer schöpfen und schöpfen, und doch, wenn sie einen Augenblick ausruhn, nur leere Gefäße erblicken. Ich finde zwar, daß es andern um mich her nicht besser geht. Aber welch ein armer Trost ist das! Trüge mein Feld allein so

sparsam, so hätte das Auge doch eine Erholung, wenn die benachbarten voll Saat stünden. Nun ist überall Mißwachs, und nicht bloß da, wo die Arbeiter schlafen, auch da, wo sie wachsam und emsig sind.

Ich kann meiner Gemeine nicht gerade einen vorzüglichen Verfall der Sittlichkeit, oder erklärte Widrigkeit gegen die Religion vorwerfen. Am wenigsten kann ich mich selbst über Mangel an Achtung beschweren. Aber so gern ich mir sagen möchte, das Gute was darin zu finden ist, sey Würkung der Religion, sey Frucht meines Unterrichts, so find ich doch auch dazu keinen Grund, und ich komme dann in Versuchung zu glauben, es würde ohne Kirche und ohne Prediger gerade um nichts schlimmer stehen, als es nun steht. Ich sehe viele Menschen ohne das geringste Interesse für die Religion, als sehr ordentliche und fleißige Bürger leben, ihren Häusern wohl vorstehen, ihren Kindern gute Beyspiele geben; in Handel und Wandel treu und zuverläßig seyn, an der Ausbildung ihres Geistes arbeiten und sich der menschlichen Gesellschaft auf alle Weise nützlich

machen. Sie kommen offenbar ohne Religion dahin, wohin andre durch Religion zwar auch gekommen sind, aber daneben oft weniger Humanität gegen andre und ein gewisses Gefühl von höherem Werth in sich nähren, das ihre Tugend weniger liebenswürdig macht. Die öffentlichen Gottesverehrungen sind gerade nicht verlassen; aber was führt denn unter hundert Zuhörern neunzig hinein? Die Gewohnheit, die Langeweile, das neue Sonntagskleid, der Zwang, die Neugier — wo nicht etwas Schlimmeres. Sind es unter hunderten wohl gewiß immer zehn, die, so wie die Kirche geendet ist, noch mit einem Gedanken an das zurückdenken, was sie hörten; es übertragen aufs Leben, es ihren Hausgenossen mittheilen, und ihren Kindern einschärfen? Müßte nicht sonst die Würkung sichtbar seyn? Ach wenn ich die fleißigsten Kirchengänger beobachte — wie wenig ihr Sinn mild, ihr Umgang im häuslichen Leben sanft, ihr Herz der zarten Empfindungen des Wohlwollens empfänglich, im Unglück ergeben in Gott, im Wohlstande mäßig und bescheiden ist, — wenn ich sehe, wie bey andern das

Streben nach Gewinn und Genuß alle bessern Gefühle erstickt, — warum bleibt ihr nicht daheim, denk ich, und nehmt den Sonntag noch zur Arbeit dazu; so brächtet ihr doch etwas vor euch. Ich kenne freylich auch bessere. Aber würden sie es weniger seyn, wenn sie das religiöse Aeußere unterließen? Würde ihre natürliche Güte nicht ihre Tugend hinlänglich sichern?

Ich beneide manchen meiner Amtsbrüder, der von dieser Seite in einer seligen Selbsttäuschung lebt, und in den Schaaren, die zur Anhörung seiner Predigten dringen, lauter wißbegierige und heilverlangende Seelen sieht, oder in jedem gelegentlich hingesagtem Urtheil „von einer schönen Predigt„ einen Beweiß, wie viel er ausgerichtet, erblickt. Aber ihm nachempfinden kann ich nicht. Ich habe die Menschen anders kennen gelernt. Selbst an den Tagen, wo einmal ein religiöses Bedürfniß sich freywillig bey manchen zu regen, wo die Feyer der Kommunion eine gewisse Stille um sie her zu verbreiten scheint — selbst da will mir für die größere Menge bang, ja fast am bängsten werden.

Denn wie oft ichs auch gesagt habe, daß nur das moralische der Gesinnung dieser Handlung Werth giebt — ich finde doch immer, daß es das verrichtete Werk ist, was die meisten beruhigt, und, wie tief es sich auch im Hintergrunde des Herzens verberge, den Wahn, von Sünden dadurch frey und von andern Pflichten erleichtert zu seyn, in ihnen nährt; wenn nicht etwa bloß eine gewiße bürgerliche Calenderordnung sie hintreibt, und mit der starren Kälte, welche allem Mechanismus eigen ist, das thun heißt, was nur der Ausdruck des tiefgerührten und von heißer Dankbarkeit durchglühten Herzens seyn sollte. Wärs nicht besser, denk ich da oft, man kennte diese Feyer gar nicht, eh man dadurch in der ganzen Christenheit, bey unzähligen Menschen den Wahnglauben befördert, und sie in die gefährlichste Sicherheit einschläfert. Ich gestehe Ihnen, daß es mir lieb ist, wenn der rohe der sinnliche, der leichtsinnige Mensch wegbleibt. Mögen die Communicantenlisten geringer werden. So wird doch weniger geheuchelt!

Man tröstet den Mißmuth so gern mit der Hoffnung beßrer Zeiten. Aber wenn sind diese

zu erwarten? Und giebt es etwa schon Zeichen die ihre Nähe ahnden lassen? O zeigen Sie sie mir. Ich möchte so gern glauben, weil Erschlaffung der Thätigkeit das größte Uebel ist, das ich kenne. Kommen Sie meinem Unglauben zu Hülfe.

Mit welchem Eifer haben nicht die achtungswürdigsten Männer, seit dreißig und mehr Jahren, an der Verbesserung der Schulen, der Lehrart, der Lehrer, des Predigerstandes und der öffentlichen Religion gearbeitet! Wie viel ist darüber geschrieben — wie viel würklich ausgeführt. Wenn wir — hat man gesagt — nur erst besseren Volksunterricht, bessere Lehrbücher, bessere Gesänge, eine vernünftigere Liturgie haben, wenn man statt dogmatischer und polemischer Theologie, Religion predigen wird, — dann wird alles beßer werder. Der edlere Theil der Gemeinen, der bisher durch blinde Eiferer, durch unverständliche Formulare und Lieder aus den Kirchen verscheucht ist, wird zurückkehren, und die Aufklärung des Volks wird dem Aberglauben und der Unsittlichkeit mächtig entgegen würken.

Wo ist die Erfüllung dieser schönen Weissagungen? Geschehen ist doch hier und da alles, was man zur Bedingung machte. Sind die Kirchen seit dem besuchter? Hört man die vernünftigen Predigten fleißiger und aufmerksamer, als vormals die unvernünftigen oder unverständlichen? Hat die Achtung gegen die Religion würklich zugenommen? Und — was das wichtigste ist — sieht man die Sitten verbessert und die öffentlichen und geheimen Tempel des lasters verlassen? Oder ist alles auf demselben Fuß, wie es vor funfzig oder hundert Jahren war, außer was etwa Mode und der Geist der Zeit in den Formen geändert hat?

Ja — was noch bedenklicher ist — hat nicht gerade die Aufklärung der Begriffe, die Würkung des religiösen Glaubens geschwächt? Ehedem hörte man doch noch zuweilen von außerordentlichen Erweckungen und Bekehrungen. Ganze Gemeinen wurden von einem religiösen Enthusiasmus ergriffen, der, wenn sich auch manches schwärmerische eingemischt haben mag, wenigstens die Würkung hatte, daß grobe Lasterhaftigkeit abgelegt, und

gesetzmäßige Lebensordnung, Gehorsam gegen die Oberen, Treue im Handel allgemein wurde? Wo hört man itzt davon? Und ist die geringste Wahrscheinlichkeit da, daß unsre verbesserte Lehrart ähnliche Würkungen hervorbringen werde?

Wer mag es auch endlich verkennen, daß die Geschichte des Tages, von der man von Osten bis Westen, von Süden bis Norden spricht, einen Einfluß auf die öffentliche Denkart über Religion und religiöse Anstalten gehabt habe und ferner haben werde, welcher ihrer Erhaltung wenig günstig ist. Man erblickt ein Land, wo nur noch der Schatten seines vorigen Cultus übrig blieb, ohne daß die Prophezeyungen, daß es dabey untergehen und sich selbst aufreiben müße, bis itzt in Erfüllung gehen. Man äußert unter uns lauter und stiller, daß die Erhaltung eines Lehrstandes durchaus keine Sache des Staats, sondern der einzelnen Bürger sey, denen es frey bleiben müsse, zu beurtheilen, ob sie einen Religions- und Sittenlehrer nöthig haben. Für Erhaltung der öffentlichen Sittlich-

keit sorgten die Gesetze; und die Ruhestörer zügelten Strafen besser als Predigten.

In welchem Licht erscheint nun der ganze Stand den wir bekleiden? Daß der Heiligenschein verloschen ist, der ihn sonst umgab, mag recht gut seyn. Kein echter Religionslehrer hat ihn verlangt. Aber daß man seine öffentliche Wirksamkeit unter die des geringsten Taglöhners herabsetzt, und nur aus Mitleid mit so vielen, die Hungers sterben müsten, seine politische Existenz nicht geradezu aufhebt — daß die Zeit vielleicht nah ist, wo selbst das Volk mit Fingern auf uns weisen und fragen wird: „*Was soll uns dieser?* — o dies ist ein Gedanke, dem ich nichts als die Vorstellung entgegenzusetzen weiß, daß das Stundenglas meines Lebens gewiß über die Hälfte abgelaufen ist, und ein erschöpfter Körper mich hoffen läßt, bald den Vorhang vor dieser trüben Scene der Zukunft auf immer fallen zu sehen.

Dritter Brief.

Der Herausgeber an den Prediger U*.

Ihre Briefe, mein würdiger Freund, haben neben dem Eindruck von Achtung gegen einen Mann, der das Gute so eifrig will, wie Sie, auch ein tiefes Gefühl der Traurigkeit in mir zurückgelassen. Ich finde meine alte Meinung bestätigt, daß man den unmittelbaren Lohn der Tugend oft viel zu hoch anschlägt, da gerade die, welche wenig thun, am leichtesten mit sich zufrieden werden, indes die thätigsten und liebevollsten Menschen, sich so selten gnügen, weil sie die Wirkungen ihrer Thätigkeit zu sehr mit dem Maaße ihres Willens messen, und sie dann gewöhnlich viel zu unverhältnißmäßig finden.

Sie fordern mich auf, Ihnen offen zu sagen, wo die Schuld liege, daß ihr Amt nicht reichere Früchte trägt. Ich möchte Ihnen lieber beweisen, daß sie von einer unrichtigen Vorausseßung ausgehen. Und das würde mir nicht

schwer werden, weil es mir nicht unbekannt geblieben ist, wie viel bleibendes Gute Sie für das Ganze und für Einzelne gestiftet haben. Ist dessen nicht so viel, um Ihr ganzes weites Herz zu befriedigen, so liegt die Schuld in der Ueberspannung Ihrer Forderungen an sich selbst und an andre, und in der Voraussetzung von Möglichkeiten, welche mit der lage der menschlichen Gesellschaft und mit den Absichten, welche die göttliche Vorsehung mit dem Menschen erreichen zu wollen scheint, im Widerspruch stehen.

Haben Sie lust, mein Freund, einen weiten Weg mit mir zu machen? Mir durch eine lange Reihe von Betrachtungen zu folgen? Betrachtungen, welche mich bisher bey verschiedenen Veranlassungen, mehr als je beschäftigt haben? Vielleicht stießen wir da auf manche lehre und manchen Trost, der daurender wäre, als wenn wir zu mühsam und ängstlich, nur das augenblickliche Gefühl des Unmuths über mißlungene Arbeit, durch die Vorstellung irgend eines belohnteren Versuchs unterdrücken wollten. Vielleicht gelingt es uns, uns auf einen Standpunct zu erheben, in welchem wir mit Ruhe auf die

Menschheit im Ganzen und dann wieder auf uns selbst, auf unsern Standort, die Aeußerungen unsrer Kräfte und die Erfolge ihrer Wirksamkeit blicken können?

Alles wird hierbey von der Beantwortung der Frage ausgehen müssen: Was ist die Bestimmung des Menschen? Sie führt von selbst zu der zweyten: Wie erreicht er diese Bestimmung? Findet sich, daß die immer steigende und harmonische Ausbildung und Veredlung seiner Kräfte — oder in der Sprache unsrer Religionsbücher, die Annäherung an Gott, das Streben ihm ähnlich zu werden, das Mittel dazu ist, so werden wir nicht sorgfältig genug über die Natur dieser Veredlung, oder über die Lehre von der menschlichen Beßrung nachdenken können, wobey aber eine unpartheyische Kenntniß ihrer inneren und äußeren Hindernisse zum Grunde liegen muß. Dies wird uns auf festere Principien führen, wonach wir die mannichfaltigen Methoden und Versuche zu beurtheilen haben, welche angewendet sind, um den einzelnen Menschen, oder ganze Nationen

zu veredlen, und was von den Mitteln zu halten ist, welche die Philosophie oder die Religion zur Erreichung dieses großen Zwecks, anpreißt.

Ich erwarte einen Wink, ob Ihnen eine Mittheilung meiner Gedanken über alle diese Gegenstände nicht unwillkommen seyn dürfte. Neue Aufschlüsse kann ich Ihnen in Materien, welche so sehr innerhalb des Gemeinsinns und der Erfahrung liegen, nicht versprechen. Es ist schon zu viel Wahres und Vortreffliches darüber gesagt. Aber ich weiß aus Erfahrung, wie nützlich es ist, wenn man von Zeit zu Zeit seine Ideen über Gegenstände, welche mit den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen so genau zusammenhängen, ordnet, ihrer inneren Verbindung sich deutlicher bewust wird, über Zweifel, die man oft aus einer gewissen Furcht sie nicht lösen zu können, bey Seite schiebt, aufs Reine zu kommen sucht. Wer das contemplative Leben zu sehr von dem praktischen trennt, ist doch immer in Gefahr, aufs Ungewisse zu arbeiten, oder unvermuthet mit sich und seiner Arbeit unzufrieden zu werden, weil er selbst nicht recht weiß wohin er will,

oder weil er, fortgetrieben von der Gewalt des Mechanismus, wirklich manches bessere Mittel unbenutzt gelassen hat, dessen er zu spät gewahr wird. Noch dringender wird eine Revision der einmal angenommenen Theorien, wenn sich durch große Erscheinungen in der literarischen, moralischen und politischen Welt, neue Aussichten zu eröffnen scheinen; wenn alle Systeme, nicht bloß über speculative sondern auch über praktische Gegenstände, vorgeblich oder würklich in ihren Grundfesten erschüttert werden; wenn die Denkart, folglich auch die Lehrart eine ganz andre Richtung zu nehmen, anfängt. Wenn in solchen Fällen der dogmatische Eigensinn und der Glaube an Verjährungen im Reiche der Wahrheit, sich leicht zu unbiegsam zeigt, und schon mit Vorurtheil an die Prüfung des Neuen geht, so kann es doch dem, welcher sich gewöhnt hat, immer mit dem Zeitalter gleichen Schritt zu halten, eben so leicht begegnen, zu nachgiebig gegen jeden neuen Eindruck, zu rasch im Aufnehmen jedes neuen Vorschlags, zu eilfertig in Verwerfung bewährter Methoden zu seyn. Diese Geschmeidigkeit des Gemüths, wel-

che uns oft als unpartheyische Wahrheitsliebe erscheint, hat wenigstens die Folge, daß wir von unsrer Selbstständigkeit immer mehr verlieren; als Lehrer unsre Methode allzuoft verändern; unsern Ton dem, welchen wir um uns her hören, allzuschnell anbequemen, und dabey vergessen, daß die, welche wir unterrichten, und die unmöglich gleichen Schritt mit unsern Forschungen halten können, durch dieses immer Wankende und sich Verändernde in unsern Begriffen, nothwendig leiden müssen.

Vielleicht, m. th. F., sind Sie selbst von diesem uns so leicht beschleichenden Fehler nicht ganz frey geblieben. Ich möchte es beynah aus dem, was Sie mir über die Methode Ihres Unterrichts mitgetheilt haben, schließen. Sie wollten nichts unversucht lassen, keinen nützlichen Vorschlag geradezu abweisen! Vortreflich — recht wie es ein Mann macht, den ein reines Interesse für sein Amt belebt. Aber war gerade dies nicht auch eine der Veranlassungen, daß Sie nun jedesmal von dem neuen Mittel, zu sicher und zu schnell die Genesung Ihrer Kranken erwarteten? Daß Ihr Auge, statt

immer nur auf die Natur des Menschen, die den geistlichen Arzt wie den leiblichen doch am sichersten führt, hinzurichten, sich in den mannichfaltigen Theorien verirrte, und darüber den festen Blick verlohr? Allerdings darf auch dem Praktiker keine Theorie unbekannt bleiben, wenn er in seiner Kunst oder Wissenschaft nicht still stehen will. Es ist daher nichts weniger als rühmlich, wenn selbst der ältere Sittenlehrer, die gewiß nicht unwichtigen Bemühungen, die Principien der Moral einer neuen Kritik zu unterwerfen, mißkennt oder bespöttelt, oft ohne sich nur mit ihnen bekannt gemacht zu haben. Aber so lange man nicht selbst aufs anschaulichste überzeugt ist, daß die neue Methode die bessere sey, so wird man durch die ältere, in der wenigstens sehr vieles gut war, mehr ausrichten, als durch Versuche, von denen man mehr die Kunstwörter als die Kunstgriffe gelernt hat.

Vierter Brief.

Wohlan, mein Freund, wir wollen einmal zu vergessen suchen, was wir in Schulen und aus Büchern gelernt haben, und aufs neue mit unbefangnem freyen Blick, der Bestimmung der edelsten Gattung von Wesen die wir kennen, nachspüren.

Let us, since life can little more supply
Then just to look about us and to dy,
Expatiate free oer all this scene of man *).

Wir haben es uns beyde bisher zum eigenthümlichen Geschäft gewählt, einem Theil unsrer Mitbrüder zur Erreichung ihres Ziels behülflich zu seyn! Ließe sich eine unglücklichere Wahl denken, als wenn vielleicht dieses Ziel

*) Laßt uns — sagt Pope in dem treflichen Essay on Man (Versuch über den Menschen) „Laßt uns, da das Leben uns wenig mehr erlaubt, als einmal um uns her zu blicken und dann zu sterben — die ganze Scene des Menschen mit freyen Blicken durchwandern.„

selbst — nirgends, und alle unsre Arbeit ein eitles Bestreben, alle Hofnung auf Gelingen, eine leere Täuschung wäre?

Nichts scheint freylich vielen unsrer Mitarbeiter, an dem großen Werk der Menschenveredlung leichter, als die Beantwortung der Frage: Wozu ist der Mensch bestimmt? Wozu, sagen sie, anders, als auf Erden fromm und im Himmel selig zu werden? Wer jenes thut, dem wird dieses nicht fehlen. Wer es versäumt, hat sich die Schuld beyzumessen, wenn er auf immer verlohren geht. Daß unzählige dies gelehrt und geschrieben haben, ohne irgend eine Schwürigkeit dabey zu fühlen, kann und wird den weniger befremden, der sich erinnert, daß es eine Zeit gab, wo angesehene Theologen mit der größten Ruhe von einem ewigen Rathschluß über die Seligkeit des einen und die Verdammniß des andern Theil der Menschheit redeten und schrieben; daß ein Calvin die Beweisung der Allmacht, abgesondert von Weisheit und Güte, für den letzten Zweck des Schöpfers erklären, daß selbst ein Weltweiser, wie Malebranche behaupten konnte:

Dieu n'a fait le monde que pour les prédestinés. *) „Wir sind weit von solchen harten Behauptungen entfernt,„ — werden jene sagen. — „Aber liegt es denn nicht am Tage, daß von Gott dafür gesorgt ist, dem Menschen Unterricht von dem was er zur Seligkeit zu glauben und zu thun hat, zu verschaffen? Haben sie nicht Moses, die Propheten und die Apostel? Ist es also nicht in der Ordnung, daß die daran glauben, selig, die nicht glauben, verdammt werden?„ —

Wenn man seine Gemeine, sein Dorf, seine Stadt — ich will noch mehr zugeben, — wenn man die ganze Christenheit für die Menschheit hält, wenn man dabey vergessen kann, wie es um den gerühmten Unterricht in unzähligen Gegenden, wo Christen wohnen, aussieht — wenn man endlich ganze Jahrtausende der Unwissenheit für nichts rechnen darf, so ists begreiflich, daß man alles klar und entschieden findet. Aber bey einer so weit umfassenden Frage: Wozu ist der Mensch be-

*) Tr. de la Nature et de la grace. P. I. p. 3.

stimmt? — müssen wir doch wohl aus diesen engen Schranken heraustreten. Unser Geist muß an der Hand der Geschichte alle Zeiträume durchwandern, alle Zonen durchfliegen, alle Länder besuchen, alle Nationen der bewohnten Erde kennen lernen. Hier darf keine Lage, kein Verhältniß, worein Natur, Zufall, Uebermacht anderer, den Menschen versetzt oder hinabgestoßen hat, unbekannt bleiben. Wir müssen die Menschen auf jeder Stufe der Cultur oder Uncultur beobachten; mögen wir ihn noch finden in rauhen Wäldern bey der Eichelkost, oder im Marmorsaal bey lukullischen Gastmählern; mag er thierartig im Sonnenbrand sein Leben verschlafen, oder es im lebendigsten Spiel seiner zur höchsten Thätigkeit gespannten Kräfte verzehren; mag er zwey Drittheil seiner Zeit, wie ein Maulwurf in unterirdischen Schachten, für den Luxus der Reichen das Metall mühsam hervorwühlen, oder in süßer Behaglichkeit auf orientalischen Ruhebetten, unter unaufhörlichen Sinnengenüssen hinbrüten; mag er auf Terra del Fuego im Kampf mit Frost und Kälte sein Leben hindurch zittern und starren, in Grönländi-

schen Hütten einen langen Winter, im erstickenden Dampf der Thranlampe verträumen, oder in Lorbeerwäldern und Pomeranzenhainen einen duftenden Aether einathmen — immer müssen wir die Frage wiederholen: Was ist die Bestimmung dieses Menschen? — Ferner, wozu würden die gebohren, die das Elend aufrieb, eh sie den Namen des Elends auszusprechen, die Sorglosigkeit aufopferte, eh sie um Hülfe zu flehen, vermochten, die Seuchen tödteten, eh man ein Gegengift erfinden konnte? Wozu die Tausende, die in der vollen Kraft ihrer Jahre das Schwerdt wegfraß, die Kugel zerschmetterte, das Meer verschlang, weil die Eroberungssucht einiger Tyrannen der Menschheit wollte, daß Krieg seyn, und Menschen, die sich nicht kannten, sich würgen sollten, wie der Löwe und Tyger nicht würgt? Wozu die Unzählbaren, die Eigensinn und Habsucht in weltliche und geistliche Kerker verbannte, um ihr Leben unter allen Quaalen der Einsamkeit, der Langenweile und eines vernunftlosen Gottesdienstes wegzutrauren? — Doch wo ist das Ende der einzelnen Züge, aus dem unübersehbaren Gemählde der Menschheit,

von denen gleichwohl keiner unbeachtet bleiben darf, wenn die große Frage, über Menschenbestimmung, befriedigend beantwortet werden soll?

Sie kennen unsers theuren Spaldings treffliches Büchlein, über die Bestimmung des Menschen. Sie haben sich oft mit mir an dem schönen Selbstgespräch vergnügt, was er dem über sich und seine Natur nachdenkenden Menschen in den Mund legt. Uns ist es nicht schwer geworden, dieser Gedankenreihe zu folgen, und in den Verhältnissen unsrer Anlagen und Kräfte, den Zweck unsers Daseyns zu erblicken. Aber wie verhält sich denn die Summe derer, welche sich bis zu einem solchen Raisonnement erheben können, gegen die Zahllosen, die auch nicht bis zu der entferntesten Ahndung gelangen, welche Kräfte in ihnen schlummern, und welcher Erhöhung diese Kräfte fähig sind. Verhält sie sich nicht wie eins zu zehntausend?

Sagen Sie nicht, daß, um durch Frömmigkeit oder Tugend der Freuden jener Welt empfänglich zu werden, kein großes Maaß von Geisteskräften nöthig sey, und daß wenig-

stens die sittliche Cultur sich von einem großen Theil derer erreichen lasse, welche man nie einer intellectuellen Cultur fähig halten würde. Sagen Sie nicht, daß die Unmündigen oft dem Reiche Gottes näher sind, als die Weisen und Klugen. Dies alles ist mir nicht unbekannt. Aber wie wollen Sie da sittliche Cultur fordern, wo nicht das mindeste geschieht, um nur die ersten moralischen Empfindungen anzuregen? Wo ein Jahrhundert nach dem andern dahin geht, ohne daß ganze Nationen auch nur um einen einzigen Schritt weiter gekommen, auch nur eine einzige nationale Untugend abgelegt, nur geahndet haben, daß es anders seyn könnte als es ist? Und selbst mitten unter uns — wie wollen Sie von einer sehr großen Classe von Menschen fordern, daß sie besser seyn soll, als sie ist? Wie von denen, welche eine drückende Armuth von der Wiege bis zum Grabe verfolgt, und die, wenn sie leben sollen, keinen Augenblick für eine andre Sorge übrig behalten, als für des Lebens Unterhalt? Wie von denen, welche unsre ins unendliche vermehrten künstlichen Bedürfnisse, unsre Entfer-

nungen von der Natur, zu Beschäftigungen veranlassen, die der sittlichen Veredlung geradezu widersprechen? Wie von denen, welche durch den Drang der Umstände genöthigt, vom Unrechthun leben, und im Sold der Sünde grau werden? So lange selbst unsre Staaten noch Millionen Menschen zu keinem andern Zweck erhalten müssen, als Kriege zu führen, so lange dadurch ganz unvermeidlich Immoralität aller Art nothwendiges Uebel wird, — was wollen Sie von Menschen erwarten, die vielleicht ein halbes Leben im Wechsel zwischen Hunger und Elend, Raub und Mord und Schwelgerey, unverschuldet zugebracht haben, statt daß sie unter ganz andern Umständen, als stille rechtliche Hausbewohner, als Ehegatten und Hausväter ein Stück Landes bauen konnten, das sie — besser von ihrem Schweiß als von Blut gedüngt — reichlich ernährt haben würde.

„Aber der Mensch ist ein freyes Wesen! „Die Freyheit hebt ihn über alle äußere Umstände hinweg. Wenn keine Tyranney im Stande ist, seinen Geist in Fesseln zu legen, wenn „sie den Märtyrer der Wahrheit nur tödten,

„nie zur Verleugnung seiner Ueberzeugungen „zwingen kann, so ist auch keine äußere Lage ge„denkbar, die den Menschen hindern müßte, „sittlich gut zu denken und zu handeln. Der „Grad seiner moralischen Ausbildung mag al„lenfalls von den Umständen abhängen, nicht die „Sittlichkeit selbst. Diese ist aber seine Be„stimmung — sie ist der Weg zur Glück„seligkeit. Wer ist folglich anzuklagen, wenn „er ihn verfehlt, als — der Mensch selbst?„

Gewiß, ich verkenne es nicht, daß der Mensch frey ist. Was wären sonst alle unsre Systeme der Moral, alle unsre Anstalten zur Erziehung der jungen und der alten? Alle unsre Hofnungen auf eine Verbesserung der Welt? — Aber daß diese Freyheit des Menschen doch sehr beschränkt, daß die Einwirkung der äußern Dinge oft unwiderstehlich ist, das sagt mir meine eigne Erfahrung und mein innigstes Bewußtseyn. Dies allein stellt mich vor den höchstscheinbaren Philosophemen des Determinisien in Sicherheit, dies überzeugt mich, daß er unrecht haben muß, wenn ich gleich zu unwissend bin, alle seine Zweifel über eine Frage, welche Garve

die äußerste Grenze des menschlichen Wissens, und Kant ein Geheimniß nennt, zu lösen. Aber eben dies eigne Bewußtseyn überzeugt mich doch auch unwiderleglich, daß zum Rechthandeln ein Erkennen des Rechts erfordert werde, daß — wie Paulus so bündig bemerkt, — der Mensch, dem moralisch geholfen werden solle, erst zur Erkenntniß der Wahrheit kommen müsse, und daß ich folglich denen, welche zu dieser Erkenntniß überhaupt, oder in einzelnen Fällen nicht gelangen können, keinen Vorwurf machen darf.

Wo ich daher Mittel und Anstalten erblicke, die Fähigkeiten des Menschen so weit auszubilden, als nöthig ist, um sie moralischer Gesinnungen fähig zu machen, wo ich finde, daß den vorhandnen keine stärkere Gewalt, die ihre Würkung zerstört, entgegenarbeitet, — da ist es auch mir klar genug, daß Veredlung der Natur und Sittlichkeit Bestimmung des Menschen sey, und daß der beste Mensch sie am besten erreiche. Aber damit bin ich über die bey weitem größere Menge derer, welche jener Vortheile noch entbehren nicht beruhigt. Ich

darf mich hiebey nicht in entlegene Weltgegenden verlieren — rings um mich her, auf jedem Wege, den ich gehe, begegnen mir noch immer viele, bey denen die Schuld ihres gänzlichen Zurückbleibens, oder gar — erlauben Sie mir den Ausdruck — des Verthierens, des völligen Unkenntlichwerdens ihrer geistigen Natur, vielmehr außer als in ihnen selbst zu liegen scheint. Ich sehe nicht einmal Mittel, wie selbst in einer platonischen Republik, den Uebeln ganz abgeholfen werden könne, welche jener Verwahrlosung Einzelner zum Grunde liegen. Und so komm ich denn noch immer unbefriedigt zu der Frage: Was ist die Bestimmung dieser Menschen? — zurück.

Einen Faden bietet man mir an, der mich vielleicht aus dem Labyrinth meiner Zweifel führen könnte. Wie wenn es eine doppelte Classe von Menschen gäbe, die nichts als das thierische ihrer Natur, und selbst dies nur in gewisser Hinsicht, mit einander gemein hätten? Lern ich doch aus Camper, Blumenbach und andern großen Physiologen, wie auffallend verschieden jener wundervolle Theil des Kör-

pers gebildet ist, in welchem ich doch den Hauptsitz dessen, was man das Seelenorgan nennt, vermuthen muß. Beweißt mir doch Meiners, ein Philosoph, der nichts ungelesen ließ, was zur Geschichte der Menschheit gehört, durch eine lange Induction, daß zahlreiche Menschenracen, der Stufe des Thiers offenbar viel näher stehen, als der Stufe vernünftiger Wesen? Warum soll ich diese mehr thierischen Menschen bloß in afrikanischen Wüsten, oder auf weit entlegenen Inseln suchen? Können sie nicht eben so wohl unter die Edlern gemischt seyn, wie der Kellermolch unter die bildsamen Hausthiere, wie die Giftpflanze unter Rosen oder Nelken, die sich mit jedem Jahre veredlen lassen? Auch den Kellermolch will ich nicht ohne Noth quälen und treten, auch die Giftpflanze will ich nicht zwecklos zerstören. Aber es soll mich auch wenig kümmern, wenn sie unbeachtet untergehen, wie sie unbeachtet entstanden sind.

Dennoch führt mich dieser Faden nicht bis zum Ausgang. Die Erfahrung selbst zerschneidet ihn früher. Es ist, wie schon die scharfsin-

nigsten Weltweisen und Geschichtforscher bemerkt haben, durchaus nicht erweislich, daß irgend ein Volk nothwendig auf einer niedrigen Stufe stehen müsse; vielmehr gewiß, daß sich die Menschen ohne Ausnahme, durch Verpflanzung in andre Himmelsstriche, durch Vermischung der Gattungen, durch dauernde Cultur, noch weit mehr als Pflanzen und Thiere veredlen lassen. Mögen Jahrhunderte nöthig seyn, eh mancher Völkerstamm nur so weit kommt, als unsre Kinder schon in ihrem achten Jahre seyn können. Haben nicht vielleicht Jahrtausende dazu gehört, eh die gebildetsten Nationen der Erde geworden sind, was sie waren? Die Geschichte ist zu entscheidend über diesen Punct. Sie zeigt uns eine durch die ganze Menschheit verbreitete Bildsamkeit, welche die Ungebildetheit derer, denen alles ungünstig war, nicht widerlegen kann. Und so muß ich aufs neue fragen: Warum ist ihnen denn alles ungünstig? — Da mir niemand antwortet, so befinde ich mich noch immer in Ungewißheit, wenn ich das Räthsel ihrer Bestimmung lösen soll.

„Oder haben sie vielleicht gar keine Bestimmung?„ — So hatte auch der Schöpfer keinen Zweck, als die Idee der Menschheit vor seinem unendlichen Verstande vorüberging, und sein allmächtiger Wille ihr die Würklichkeit gab. Denn sein Zweck muß ihre Bestimmung seyn. — Keinen Zweck? — So muß meine Vernunft ihre Gesetze verleugnen. Denn diese nöthigen sie, da, wo sie Ordnung, Zusammenhang, Verbindung der Theile, in einem Werk erblickt, auf einem verständigen Urheber zurückzuschließen, und wo sie das Werk eines vollkommensten Verstandes findet, Zweckmäßigkeit als seine erste Eigenschaft, folglich auch Schicklichkeit, Angemessenheit der Theile und der Einrichtungen zu einem bestimmten Zweck, vorauszusetzen. Ich muß also entweder aufhören, den Menschen für ein Werk des höchsten Verstandes zu halten, oder ich muß ihm auch eine Bestimmung zuschreiben.

Vielleicht entdecke ich sie am sichersten, wenn ich das ausfindig zu machen suche, was doch, wie unendlich verschieden auch die Menschen unter sich seyn mögen, allen gemein ist,

sich in allen äuſſert, in allen — in einem höhern oder niederen Grade — willkührlich oder unwillkührlich bewürkt wird. Und was ist dieses?

Nicht das Wachsthum ihres Körpers bis zur Reife. — Denn unzählige werden im Keime zertreten, unzählige von dem ersten Sturme der sie anweht, zerknickt. Nicht die Fortpflanzung ihrer Gattung. Denn Millionen fallen gleich Blüthen, die nie zur Fruchtknospe werden, ab, und nach funfzig Jahren, ist keine Spur mehr von ihrem Daseyn vorhanden. Nicht der Genuß des thierischen Lebens und seiner Freuden. Denn wer möchte jenes um so hohen Preiß erkaufen, als die Elenden, die sich im ewigen Kampf mit Mangel und Ungemach durchwinden, durchweinen, durchbetteln durchs leben? Auch wohl nicht die Ausbildung geistiger und moralischer Kräfte. — Denn wie zählbar sind die Weisen und Guten! Aber die Unwissenden, Sinn- und Gedankenlosen und Bösen — sind sie nicht zahllos wie Sand am Meer? Was bedeutet also die Ausbildung des bey weitem gröſsern Theils,

gegen das, was sie unter günstigen Umständen bedeuten könnte?

Oder bedeutet sie doch vielleicht nicht so gar wenig? Werden doch vielleicht in jedem mehr Kräfte geübt, als es uns dem ersten Anblick nach vorkommt, und macht der Mensch selbst im roheren Zustande Fortschritte, die, wenn wir nicht zu sehr daran gewöhnt wären, uns in Erstaunen setzen würden?

Hier, hier, mein Freund, sind wir, wenn mich nicht alles trügt, bis zur Lösung des großen Räthsels gekommen. Mehr davon in meinem nächsten Briefe!

Fünfter Brief.

Was die ganze Anlage und Einrichtung der menschlichen Natur, folglich eines jeden Einzelnen, was die Bildsamkeit (Perfectibilität) seiner Kräfte, welche ihn von allen ihn umgebenden Wesen so specifisch unterscheidet, vermuthen läßt, daß er bestimmt sey, nach und nach durch Uebung seiner Kräfte sich der Vollkommenheit, welcher seine Natur fähig ist, zu nähern, das geschieht wirklich in einem jeden *in einem gewissen Maaß; in der unzeitigen Geburt, wie in Leibnitz und Newton.* Und da kein Grund vorhanden ist, warum der Tod einem Wesen, das mit Kräften versehen ist, welche sich so auffallend von den körperlichen unterscheiden, ein Ende machen sollte, so liegt auch nichts jener Bestimmung widersprechendes darin, wenn der eine schneller, der andre langsamer fortschreitet, da bey einem Fortschritt ohne Ende, ohnehin unsre kleinen Zeitbestimmungen verschwinden, und zwischen Stunden und Jahrhunderten kaum ein Unterschied ist.

Sie haben eine treffliche Sammlung von Embryonen in der Nähe. Vergleichen sie den fast unsichtbaren Keim von wenigen Wochen, aus welchem sich doch ein herkulischer Körper, wie aus der Eichel der riesenmäßige Eichenbaum entwickeln konnte, und überdenken dann, welche unzählige, keinem menschlichen Sinn in ihrem Entstehen bemerkbare, und doch durch die Würkung so unverkennbare Verwandlungen, in seinem Innern hätten vorgehen müssen, eh er bis dahin gekommen wäre. Meinen Sie, daß es mit der Entwicklung der geistigen Kräfte anders beschaffen sey? Wie wir über tausend Wunder, die stündlich um uns her vorgehen, als wären sie etwas gemeines, hinwegsehn, so überlegen wir auch oft viel zu wenig, was dazu gehören mag, eh ein Vernunftwesen bis zur Fähigkeit des Fühlens und Empfindens gelangt, und welch ein Riesenschritt vom dunkeln Gefühl bis zum deutlichen Begriff — von dem Gefühl seiner selbst bis zum Denken seiner Persönlichkeit, oder vielmehr wie zahllose Schritte gemacht werden müssen, eh dies Ziel erreicht wird. Moses

Mendelssohn sagt in den Literaturbriefen: „der Weg vom Embryo zum lallenden Kinde ist vielleicht größer, als der vom Schulknaben zum Newton„ und wo ich nicht irre, machte Rousseau die Bemerkung, daß, wenn wir vom achten Jahre an eben so schnelle Fortschritte in unsrer geistigen Entwickelung machten, als in den ersten acht Jahren unsers lebens, der Umfang unsrer Kenntnisse noch weit erstaunenswürdiger seyn würde, als er schon jetzt bey einzelnen Menschen ist. Wer nur einigermaßen über die Natur des menschlichen Geistes, über seine verborgenen Kräfte und die Gesetze ihrer Veränderungen gedacht hat, muß diese Bemerkungen höchst einleuchtend finden. Und so folgt dann aus ihnen aufs deutlichste, daß selbst das sterbende Kind schon hier einen Theil seiner Bestimmung erreicht habe. „Es hat, auch dies ist eine Bemerkung des ersten jener beyden Weltweisen, an der sich schon manches gebeugte Vaterherz, wie ohnlängst das meinige, aufgerichtet haben mag: — „es hat in der kurzen Zeit seines lebens, ganz erstaunliche Progresse gemacht. Von

einem Thierchen das weint und schläft, ist es der Keim eines vernünftigen Geschöpfs geworden. Wie die Spitzen des jungen Grases im Frühling durch den harten Erdboden dringen, so sah man bey ihm die ersten Leidenschaften durchbrechen. Es zeigte Neugier, Liebe, Geselligkeit, Frohsinn, fing an die Sprache redender Menschen zu verstehen, und war bemüht seine Gedanken andern zu erkennen zu geben.„ —

Treten wir mit dieser Vorstellung noch einmal unsre Reise durch das große Gebiet der Menschheit an, so werden wir selbst in den ödesten Gegenden, selbst unter Ostiaken und Kamtschadalen, nicht mehr die menschlichen Kräfte im ewigen Schlummer finden. Auch der stumpfste Feuerländer muß uns als ein Wesen erscheinen, welches nicht nur durch die Perfectibilität seiner Natur, sondern auch durch die würklichen Uebungen seiner Körper und Geisteskräfte, hoch über dem Thier steht; wir werden, wie einförmig auch seine Lebensart, und wie mechanisch sein Geschäft uns scheine, doch gestehen müssen, daß selbst höhere Seelenkräfte — Erkennen, Urtheilen, Schließen, durch

die Gegenstände die er anschaut in ihm thätig geworden sind; daß er folglich, ohne sich dessen selbst bewußt zu seyn, schon unzählige Schritte zu dem Ziel der Vollkommenheit gemacht hat, deren seine Natur fähig ist. Wir werden dann nicht mehr zu einseitig, in dem unsrer Beobachtung noch näher liegenden Menschen, der in unterirrdischen Schachten wühlt, den bloßen Maulwurf, in dem, welcher seine Körperkräfte in lauter mechanischen Arbeiten verzehrt, eine bloße Maschine erblicken; wir werden uns erinnern, daß ja eben dieser Mensch in so viel bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen steht, daß selbst seine tägliche Arbeit, seinem Geist so manche Veranlassung giebt, auf Vortheile und Erleichterungen dabey zu sinnen, daß sie daneben so viel Zeit läßt, über sich und die Dinge um sich her nachzudenken. Nur uns kommt es so vor, als müßte das innere Triebwerk seines Geistes einrosten, weil es von schwächeren Federn als das unsre in Bewegung gesetzt wird. Als ob nicht auch die Bewegung unendlich viel Grade hätte! Wie viel Zeit würde die Schnecke gebrauchen, um funfzig Meilen zurückzulegen! In sieben und

achtzig Tagen, vollendet der der Sonne nächste Planet; im unaufhaltsamen Umschwung, seine ungeheure Bahn von funfzig Millionen Meilen. In einer einzigen Secunde legt das Licht zwey und vierzig tausend Meilen zurück! Hier ist und dort ist Bewegung, hier und dort Annäherung zum Ziel!

Was uns also oft so schnell geneigt macht, zu zweifeln, ob auch der Mensch eine Bestimmung habe, und wenn er sie hat, ob sie jeder erreiche, — das ist unsre Ungeduld. Wir möchten jeden sogleich auf der höchsten Stufe, welche er hier erreichen kann, so weise wie Sokrates, so heilig wie Christus sehen. Ein aus Menschenfreundlichkeit und Selbstzufriedenheit gemischtes Gefühl, läßt uns übersehen, wie viel dazu gehört hat, uns die ersten Schritte dazu zu erleichtern und wie viele noch für uns übrig sind, ehe wir jenes Ideal erreichen.

Man hat, dünkt mich, sehr treffend vier Hauptstufen auf welchen der Mensch stehen kann unterschieden, deren jede aber nur durch unzählige Zwischenstufen erreicht wird.

Aus dem rohen Naturmenschen wird der Kultivirte, aus dem Kultivirten der Civilisirte, aus diesem der moralische Mensch. Auf die erste Stufe stellt ihn die Natur; auf die zweyte hebt ihn Bedürfniß, Noth und Nachahmung; auf die dritte meist Zwietracht und Krieg; auf die vierte das moralische Gefühl und die Belehrung. Im ersten Zustande bestimmt ihn die Gewalt der Umstände; im zweyten sinnliche Lust und Erfahrung; im dritten das bürgerliche Gesetz und der Aberglaube; im vierten das Gewissen und eine gereinigte Religion. Daß die Abschnitte zwischen diesen Zuständen nicht scharf sind, daß sie sich gleich schattirenden Farben in einander verlieren, daß folglich, indem der Mensch sich dem folgenden Zustande nähert, auch schon einiges, was demselben eigenthümlich ist, mit auf ihn würkt, dies liegt schon in dem was ich vorher gesagt habe.

Hierüber ist auch wohl überhaupt kein Streit. Aber was vielleicht weniger bemerkt wird, ist folgendes. Nicht nach Erdstrichen und Ländern sollten wir diese vierfache Men-

schenart suchen; nicht den Naturmenschen bloß in Wäldern, den cultivirten Menschen in Indien und Peru, den civilisirten in Europa, und den moralischen in den christlichen Reichen. Freylich ist er in der Allgemeinheit da am ersten zu finden. Aber wir können mitten unter uns, in jeder großen oder kleinen Stadt, Exemplare von jeder dieser Arten finden. Sind nicht alle unsre Kinder bey ihrem ersten Eintritt ins Leben, rohe Naturmenschen? In nichts von den Kindern des Caraiben und Hottentotten, — etwa die Farbe abgerechnet, — verschieden. Bleibt nicht mancher Mensch beynah auf den untersten Stufen sein Lebelang stehen? In wie vielen aus den untersten Ständen, bleibt es bey einer gewissen rohen Cultur, die sie geschickt macht, sich die Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen, und sie, wo es Noth oder Gewohnheit fordert, freywillig zu vermehren. Die Idee von einer bürgerlichen Gesellschaft, von ihrer Nothwendigkeit, ihrer Wohlthätigkeit, entwickelt sich bey einer Menge von Menschen, die mitten darin leben, nie. Sie fügen sich in die Gesetze, weil sie müssen. Sie strei-

ten, in Leidenschaft gesetzt, eben so tapfer für die Anarchie als der civilisirte Mensch für die bürgerliche Ordnung, und würden alles umwälzen, ohne zu ahnden, daß sie zuletzt selbst unter den Ruinen begraben werden müssen. Glücklich, wenn nur selbst in aufgeklärten christlichen Staaten, die größere Anzahl würklich civilisirt ist; nur einsieht, wie es das höchste Interesse des Einzelnen wie der ganzen Gesellschaft sey, daß strenge Gesetzmäßigkeit, und ihre Tochter, bürgerliche Tugend an der Ordnung des Tages bleibe. Schon unter diesem wohlthätigen Einfluß, zumal wenn eine weise Regierung, welche Form sie auch habe, die Gesetze giebt und die Gesetze handhabt, nähert sich der Mensch recht sichtbar seiner Bestimmung, und es entwickeln sich in ihm Neigungen und Kräfte, welche ihn immer fähiger machen, sich einer noch höheren Gesetzgebung — der seines eignen Gewissens und ihres Urhebers der Gottheit zu unterwerfen, und als ein zur echten Freyheit erhabnes, selbstständiges, moralisches Wesen zu handeln. So gelangt er zu der kleinen Zahl derer, welche man schon in ihren irdi-

schen Zustande am Ziel der Vollendung zu sehen glaubt, weil sie das höchste, was der Mensch erreichen zu können scheint, errungen haben.

Warum einem Theile der Menschen diese Veredlung ihrer Natur unendlich erleichtert, für einen andren sie hier zu erreichen beynah unmöglich geblieben ist — das gehört, wie schon Paulus bemerkt hat, unter die unabsehbaren und geheimnißvollen Tiefen der Gottheit. (Röm. 13, 6.) Da es so ist, so muß uns dies genügen, zu glauben, daß es nach dem Rathschluß der höchsten Weisheit so seyn sollte. Nur müssen wir uns vor einer Selbsttäuschung in Acht nehmen, die uns sehr leicht das Befremdende noch befremdender darstellen könnte. Wenn wir oft sagen, daß ganze Nationen, Jahrtausende auf derselben Stufe stehen, und der Vortheile entbehren, welche andren Menschen zu ihrer Ausbildung so günstig gewesen sind, so verwechseln wir leicht die Nation mit den einzelnen Menschen, aus welchen sie besteht, und denken nicht daran, daß jeder doch nur ein kurzes Erdenleben lebt, und längst in einer andern Welt, unter günstigeren Umständen,

zu einer höhern Vollkommenheit gelangt seyn kann, ohne darunter zu leiden, daß auch sein letzter nach einem Jahrtausend gebohrner Abkömmling, mit eben den Hindernissen zu kämpfen hat, die auch ihn hier aufhielten, und nun schon längst besiegt sind. Wenn wir es also nicht anstößig finden, daß ein Einziger langsamer zum Ziel kommt, so kann auch genau angesehen kein Anstoß darin liegen, daß eine ganze Nation später reif wird. Sie ist ja bloß die Summe von Einzelnen.

Lassen Sie uns jetzt, m. w. Fr., auf das zurückkommen, wovon wir ausgiengen! Lassen Sie uns aus allen diesen Betrachtungen einige Folgerungen herleiten, welche uns, wie mich dünkt, darüber beruhigen können, wenn wir so manche Menschen so langsam zu ihrer höchsten Bestimmung auf Erden gelangen, wenn wir viele sich, wie von fern diesem Ziel nähern sehen. Jeder gewissenhafte Religions- und Sittenlehrer, muß von Zeit zu Zeit, wie Sie, durch solche Wahrnehmungen niedergeschlagen werden, weil er in ihnen die geringen Erfolge seiner Amtsführung zu sehen meint. Aber

wird ihn nicht eine Betrachtung, wie die folgende, wenn er nur ein reines Bewußtseyn eigner Thätigkeit hat, wieder aufrichten müssen?

„So sehr es mir am Herzen liegt, alle, die ich zu belehren habe, zu der Würde echter Kinder Gottes, durch Aehnlichkeit mit ihm sich emporheben zu sehen, so innig ich auch überzeugt bin, daß die Religion die sie kennen, das vortreflichste Mittel dazu ist — so seh ich doch, je länger ich die Menschen in dem würklichen Leben, nach ihren Fähigkeiten und nach ihren äußern Verhältnissen beobachte, wohl ein, daß auch dies Mittel nicht auf einerley Art, und nicht auf alle in gleichem Grade würken kann. Ist es doch schon eine herrliche Würkung, die wir ohnstreitig der Religion mit zu verdanken haben, uns aus dem rohen Zustande in den gesitteten, und zugleich in eine bessere bürgerliche Verfassung versetzt zu sehen. Ehe dieser Schritt geschah, ließ sich an eine moralische Erziehung fast gar nicht denken; höchstens ließen sich gewisse Aeußerungen der natürlichen guten Anlagen des Charakters, ohne Bewußtseyn der Gründe, ohne Vorstellung der Pflicht erwarten. Wenn unter uns, selbst in

den niedrigsten Ständen, gewisse moralische Begriffe, gewisse Beziehungen der Religion auf das praktische Leben vorhanden sind, so ist dies doch ohnstreitig die Folge einer Lehre, welche sich nicht auf die Schulen der Weltweisen beschränkt, sondern zu den schwächsten Bedürfnissen herabgelassen hat. Nur schlimm, daß selbst in unsern gesellschaftlichen Verfassungen noch zu vieles übrig ist, was dem Aufkommen eines bessern Sinnes zu mächtig entgegen würkt, und eine beträchtliche, unter dem Drucke der Dürftigkeit erliegende, durch körperliche Anstrengungen abgestumpfte Menschenklasse, reinerer Begriffe und edlerer Gefühle unfähig macht. Bey diesen muß ich also mehr darauf denken, ob sich jene Hindernisse nicht wegschaffen lassen, und mich übrigens darauf verlassen, daß das bürgerliche Gesetz und die wohlthätige strenge Zucht der Obrigkeit, eine schlimmere Ausartung verhüten werde. Wird der ungebildete Mensch nur dadurch in den gehörigen Schranken gehalten — wozu nicht Härte, nur Festigkeit nöthig ist — so wird ihm wenigstens Gesetzmäßigkeit zur Gewohnheit und so ist immer ein wichtiger,

Schritt zur moralischen Ausbildung gethan. Diese allgemein zu machen, soll freylich immer mein Ziel bleiben. Sie ist ja das Ziel, welches die Religion, die ich lehre, ihren Bekennern vorsteckt — heilig zu werden wie Gott heilig ist, wie Er heilig war, der die ganze Würde, deren die menschliche Natur fähig ist, in seiner Person dargestellt hat. Aber gerade sein Beyspiel soll mich auch lehren, geduldig abzuwarten, bis einer nach dem andern gewonnen wird, die Hindernisse, mit welchen die meisten zu kämpfen haben, nicht zu übersehen, und dabey auch die kleinste Verbesserung, auch den leisesten Ausdruck der Achtung gegen Wahrheit und Sittlichkeit, auch das erste Emporkommen einer guten Neigung, nicht unbemerkt zu lassen. Von der Vorsehung will ich es erwarten, daß sie ihren letzten großen Zweck, die moralische Veredlung aller vernünftigen Wesen, auch an den Bewohnern eines Planeten, der, wie klein er sich auch in dem Unermeßlichen verliert, doch der Schauplatz einer unendlichen Güte und Weisheit ist, irgend einmal erreichen werde.„

Daß dies letztere zu erwarten sey, das, m. Fr., muß allerdings den Schlußstein zu dem Gebäude unsrer Betrachtungen geben. Sollen wir die Uebung der Kräfte jedes einzelnen Menschen, so weit sie in seiner individuellen Lage ihm möglich ist, für die Bestimmung eines jeden halten, so muß ein Ziel vorhanden seyn, worauf alle diese Uebungen abzwecken. Kennen Sie ein höheres, als die sittliche Vollkommenheit? Auch der ins unendliche fortschreitenden Erhöhung der intellectuellen Kräfte, fehlt es an einer bestimmten Tendenz, wenn ich sie mir nicht als Mittel zum moralischen Guten denke, und für die Glückseligkeit selbst, nach welcher alles in dem Menschen hinstrebt, kann nur der Beste, der empfänglichste seyn. Daß beydes, Tugend und Wohlseyn, hier nicht in der Harmonie ist, welche unsre Vernunft gewissermaßen zu fordern scheint — wer hat dies nicht täglich zu bemerken Gelegenheit gefunden? Und wer vermag den Wiederstreit, zwischen der unverkennbaren Bestimmung der Menschheit zur moralischen Veredlung, und zwischen der äußeren Welt, die

von so vielen Seiten dieser Veredlung entgegenwürkt, zu erklären, ohne den Zweifler an die unsichtbare Welt zu verweisen, die uns jenseit dieser sichtbaren erwartet? Mag diese oder jene Beweisart, auf welche man vordem vielleicht zu sicher die Fortdauer unsers bessern Theils stützte, ungewisser geworden seyn — es ist doch eine sehr erfreuliche und herzerhebende Bemerkung, daß jede Philosophie, ihr Weg mag noch so verschiedne, selbst entgegengesetzte Richtungen nehmen, immer auf sie wieder als eine Lehre zurückkommt, ohne welche ihr Verbindung und Zusammenhang fehlt.

Arbeiten Sie also nur getrost fort, und halten sich überzeugt, daß wir über der Veredlung unsers eignen innern Menschen, doch kein würdigeres Geschäft treiben können, als die Veredlung unsrer Brüder, und daß jede noch so gering scheinende Würkung Folgen hat, welche sich weit über die Grenzen dieses Lebens hinaus erstrecken.

Sechster Brief.

„Wenn so wenig darauf ankommt — dies waren die Hauptideen Ihrer Antwort, auf meine beyden letzten Briefe — wenn so wenig darauf ankommt, ob der Mensch früher oder später, ob hier oder dort zu einer höhern Stufe seiner Ausbildung gelange, und wenn sich jeder doch endlich dem Ziel seiner Bestimmung unmerklich nähert, — was mühen wir uns denn, ihm dazu behülflich zu seyn? Wozu alles unser Erziehen, unser Ermahnen und Predigen? Wir werden doch nichts erzwingen, und können ja um so mehr alles von der Natur oder der Vorsehung erwarten, je sichrer wir es dieser zutrauen dürfen, daß sie ihr Werk nicht unvollendet lassen werde. Und was sollen wir gar mit unsrer dogmatischen Lehre von der Besserung des Menschen anfangen, nach welcher ein Mensch gerade wie der andre wiedergebohren, durch dieselben Vorstellungen erleuchtet und geheiligt werden, nach welcher ein Akt nach dem andern in großer

Schnelligkeit folgen muß, wenn die heilsame Veränderung würklich vor sich gehen soll? Des peremtorischen Termins, welchen der Tod der Besserung nach unsrer gewöhnlichen Lehrart setzt, gar nicht einmal zu erwehnen.„ —

Was das erste betrifft, so dünkt mich Sie legen mir einen Sinn unter, den ich nicht veranlaßt habe, und folgern aus Sätzen, welche ich allerdings für wahr halte, mehr, als darin liegt. Ich habe nicht behauptet, daß so wenig darauf ankomme, ob der Mensch früher oder später moralisch gut werde. Für das Ganze mag würklich wenig daran liegen; die große Weltordnung kann selbst kein Nero, kein Domitian, kein Robertspierre stören. Aber für den Einzelnen ist der Anfang seiner Besserung so wenig gleichgültig, daß wir vielmehr einem jeden mit allem Nachdruck zurufen müssen: „Heute, wenn du die Stimme Gottes, die Stimme der Wahrheit, der Tugend hörst, so verstocke dein Herz nicht.„ Er verliert — und weh ihn wenn er aus eigner Schuld verliert — er verliert für die ganze Dauer seines Daseyns!

Es gehört also schon zu den allgemeinen Menschenpflichten, dazu mitzuwürken, daß die Anzahl der Verständigen und Guten immer größer werde. Denn durch diese Mitwürkung geben wir ja den besten Beweis, daß uns selbst an der Beförderung des großen Zweckes, welchen wir für Gottes Zweck in dem Reich der vernünftigen Wesen halten müssen, alles liege, und legen dadurch das beste Zeugniß von unsrer eignen tugendhaften Denkungsart ab. Geht dieses Bestreben von dem Wunsch in unserm Innern aus, daß es Allen hier und dort wahrhaft wohlgehn möge, so bilden sich ja dadurch in uns jene wohlwollenden und uneigennützigen Neigungen immer mehr aus, welche die menschliche Natur adeln. Für wen kann dies aber mehr Pflicht seyn, als für die, welche es gleichsam als Auftrag ganzer Gesellschaften übernommen haben, über die beste Art, wie das moralische Gute, oder in der Sprache der Bibel, der Wille Gottes, welcher die Heiligung der Menschen ist, auf der Erde befördert und so das unsichtbare Reich Gottes immer mehr verbreitet werde, nachzudenken, und ihre ganze Kraft

zur Anwendung der Mittel, die von ihnen als die besten und würksamsten erkannt sind, anzuwenden. Hiebey kommt es gar nicht darauf an, wie groß oder wie klein der Erfolg seyn werde, und ob er sich überhaupt berechnen lasse. O, m. F., wenn wir bey jeder Anstrengung unsrer Kräfte immer genau vorherwissen wollten, wie viel wir dadurch ausrichten würden, *wie viel* würde dann unterbleiben! Gerade dadurch *ist* die Menschheit schon zu einer so hohen Stufe der Ausbildung von allen Seiten gelangt, daß es Menschen gegeben hat, die voll Muth und Energie alles angriffen und vielleicht das Unmögliche für möglich hielten, aber eben von dieser Hofnung und diesem Glauben unterstützt, alle ihre Kräfte daran wagten, und dadurch ihren Zweck — zwar nicht ganz, aber doch zum Theil — glücklich ausführten. So bald der öffentliche Erzieher, der Sitten- und Religionslehrer sich sagen darf, daß er durch sein Predigen und sein Ermahnen nichts beabsichtige, als Menschen durch Tugend zur wahren Glückseligkeit zu führen und sie durch reine Gesinnungen Gott wohlgefällig zu machen, so kann er auch ganz sicher

seyn, daß er seines Zwecks nie ganz verfehlen werde. Er ist ganz gewiß in der Hand der Vorsehung das segenvolle Werkzeug, hier Licht zu schaffen, wo es dunkel war, dort Liebe zu erwecken, wo kalter Eigennutz regierte; hier eine rohe Gemüthsart zu mildern, dort einem wankenden Entschluß das Uebergewicht zu geben; hier Ordnung, dort Frieden und Eintracht zu stiften. Er ist nicht das einzige! Und Gottlob daß er es nicht ist! Kann nicht der Verständige doch zuweilen in der Wahl der Mittel irren? Und wollen wir eine Gemeine, worin nicht einmal ein verständiger Lehrer ist, deswegen für ganz verlassen halten? Die Vorsehung hat noch genug andre Werkzeuge. Sie hat Noth und Trübsal, sie hat hundert andre Fügungen der Umstände, wodurch sie ihre Kinder auch ohne bestellte Lehrer erziehen kann. Indes schadet es nicht, wenn jeder so sein Geschäft treibt als beruhte alles auf ihm allein. Er kann doch nie wissen, ob nicht in den ewigen Entwurf zur Bildung der Menschen durch Menschen, gerade auf ihn viel gerechnet und er dazu bestimmt ist, der Wohlthäter von Tau-

senden zu werden. Entspräche der Erfolg seiner Erwartung nicht, — so haben sich gleichwohl seine Kräfte auf die würdigste Art, und an den edelsten Gegenständen geübt, und selbst ein einziger Mensch, auf den er zugleich vortheilhaft gewürkt hat, ist ihm eine ehrenvolle Beglaubigung wohl angewendeter Thätigkeit. „Wenn — so wird er jenem menschenfreundlichen Philosophen nachempfinden *), — der, so lang er hier war, immer das Wohl der ganzen Menschheit, wie Kato das Wohl der römischen Republik in seinem Herzen trug, und nun in eine höhere Sphäre versetzt, gewiß nicht unthätig fortlebt — „wenn nur ein einziger Mensch durch mich aufgemuntert wird, Ordnung in seinem Hause einzuführen, eine Familie im Geist der Ordnung und der Tugend zu erziehen, den Grund zur Glückseligkeit einiger Nachkömmlinge zu legen. so werde ich schon höchst zufrieden seyn und mich über unverwelkliche Früchte meiner

*) Iselin in der Vertheidigung seiner Träume eines Menschenfreundes, gegen Schloßer. S. Schloßers Kl. Schr. 1. Th. S. 187.

Arbeit freuen können; über Früchte, die noch fortfahren werden, mehrere und kostbarere Früchte zu erzeugen, wenn mein Andenken schon lange vergessen seyn wird. Die bloße Möglichkeit eines solchen Erfolgs, hat für eine wohlgeordnete Seele die mächtigsten Reize. Sollten wir nicht schreiben (predigen) weil Ordnung in der Welt zu stiften, nicht das Werk eines Buchs (einer Predigt) ist? Sollten wir uns abschrecken lassen, mit zu einem Zweck zu arbeiten, der eine unzählige Menge vereinter Kräfte erfordert, weil wir nur einen unendlich kleinen Theil dieser Kräfte besitzen? Wenn jeder, der etwas Gutes verrichten könnte, so dächte: wenn jeder sagte, du vermagst doch nicht alles, was willst du denn etwas thun? — so würde ja noch an keinem Winkel dieser elenden, öden, wüsten Welt etwas Gutes geschehen seyn; so würden in allen Staaten, in allen Häusern, in allen Seelen noch die dichtesten Finsternisse herrschen. Daß der Mensch mit einer so unedlen Niedergeschlagenheit sein Pfund vergrabe, ist gewiß die Absicht des allweisen und allgütigen Gebers nicht. Er will, daß durch

die Mittheilung des Lichts, durch den Unterricht und die Ermahnungen, welche Menschen ihren Mitmenschen geben, Licht und Liebe unter ihnen ausgebreitet und Ordnung und Glückseligkeit erzeugt werde. Er hat den Unterricht zu einem der ersten Bedürfnisse des Menschen gemacht, der sich über den thierischen Stand erheben will und soll; und er hat mit der Ertheilung und mit der Empfangung desselben, die mächtigsten und süßesten Reize verbunden. Seinen Absichten nach dem Maaße seiner Kräfte zu entsprechen, ist die erste und schönste Pflicht des denkenden Menschen. Darum laßt uns nicht einander zurufen. — Was willst du arbeiten? du arbeitest umsonst! — sondern einander zusprechen, auf der Bahn des Guten muthig fortzufahren; nicht uns durch jeden Widerstand daniederschlagen lassen, sondern uns gegen den Spott der Witzigen, wie gegen die Unempfindlichkeit der Dummen, und gegen den Haß der Bösen, mit einem standhaften Muth bewaffnen.„

Hiebey kann es nun aber gewiß nicht gleichgültig seyn, wie wir es anzugreifen haben, auf

das menschliche Herz zu würken. Schon die große Verschiedenheit der Methoden, muß uns auf die Frage aufmerksam machen, welches die beste sey. Oder sollte es weniger der Mühe werth seyn, die Heilkunde oder Diätetik der Seele, als die des Körpers zu studieren? Wir trösten uns zwar, wenn wir das Leben eines Menschen durch einen ungeschickten Arzt verwahrloßt sehen, mit dem Gedanken, daß sein Lebensende durch einen höhern Willen bestimmt war. Aber wünschen wir nicht gleichwohl, daß der ungeschickten Aerzte immer weniger werden? Die Vorsehung wird auch den, welcher durch die Verkehrtheit seines Seelsorgers irre geführt, und auf dem Wege zur sittlichen Vollkommenheit mehr aufgehalten ist, zu einer andern Zeit in ein desto glücklicheres Verhältniß setzen, um das Versäumte einzubringen. Aber wer möchte doch der seyn wollen, der ihn irre geführt und aufgehalten hat? Die Lehre von der menschlichen Besserung, welche nach den Eintheilungen der Schule halb der Dogmatick, halb der Moral angehört, ist folglich eine der allerwichtigsten für einen jeden praktischen Religionslehrer, und

sie kann nie ausgelernt werden, weil eine scharfe Beobachtung des innern Menschen, uns immer auf neue Entdeckungen führt. Ob unsre älteren Dogmatiker und Moralisten darin so sehr geirrt haben sollten, wie Sie zu glauben scheinen, oder ob mehr Mißdeutung wahrer Sätze bey ihnen zum Grunde liegt, verdient eine um so ruhigere Untersuchung, je geneigter unser Zeitalter ist, das Gold mit den Schlacken wegzuwerfen.

Siebenter Brief.

Sie haben sehr richtig bemerkt, daß, wenn vor zwanzig Jahren, die damals häufig geführten Streitigkeiten, über das Mittelbare und Unmittelbare in den Gnadenwürkungen, auf die lehre von der menschlichen Beßrung einen sehr bedeutenden Einfluß hatten, dies itzt nicht weniger der Fall bey dem Streit über die natürliche moralische Beschaffenheit des Menschen ist. Durch den letzteren erneuert sich

gewißermaßen der erste selbst wieder. Denn tritt der Mensch von Grund aus verdorben in das Leben ein, so wird ihm, ohne einen höhern Beystand nicht geholfen werden können. Ist er gut von Natur, so dürfen wir ihn bey seiner Besserung ruhig seiner eignen Thätigkeit überlassen.

Wer hätte es denken sollen, daß, wenn man damals die dogmatische Lehre von der Ohnmacht des Menschen zur Aenderung seines Sinnes durch Philosophie bestritt, und den Philanthropinismus auf die Behauptung, daß der Mensch von Natur gut sey, gründete, man nach einigen Decennien, die, wie es schien, auf immer verbannte Lehre von der Erbsünde, unter dem Namen eines radicalen Bösen, damals durch Philosophie in die Theologie zurückführen würde. Nur den, welcher die Geschichte des menschlichen Geistes in der Geschichte der Philosophie studiert hat, können solche Erscheinungen weniger befremden.

Indes sind sie wenigstens immer neue Veranlassungen, Materien zu durchdenken, welche dem Menschen so nah liegen, und die,

wie manches auch in ihnen eine müßige Speculation zu seyn scheinen mag, gleichwohl ein sehr praktisches Interesse haben. Selbst die öftere Untersuchung bringt diejenigen Erfahrungen immer mehr ans Licht, in welchen sich die Untersucher am häufigsten begegnen, und an die man daher Ursach hat, sich am meisten zu halten. Lassen Sie auch uns diesem Licht folgen, um mit uns selbst einig zu werden, wie der Mensch beschaffen ist, an dessen Besserung wir zu arbeiten den Beruf haben.

Zuvörderst muß nothwendig den bittern Klagen, welche man durch alle Jahrhunderte, und auf allen Stufen der Ausbildung des Menschen hört, — über den mächtigen Hang zum Bösen, über die Allgemeinheit der sittlichen Verderbniß, über die Schwierigkeiten, welche der Mensch in sich selbst so gut als außer sich selbst findet, immer der Pflicht getreu zu handeln, eine sehr allgemeine, auch dem gemeinsten Auge bemerkbare Erscheinung zum Grunde liegen. Wäre, wie Viele meinen, ein entschiednes Uebergewicht des Guten über das Böse in ihm, oder hielte sich auch nur beydes das vollkommene

Gleichgewicht, so daß der Mensch mit eben so viel Anlagen zum Guten als zum Bösen gebohren wäre, so würden sich wenigstens die Stimmen mehr theilen; man würde häufiger von der Leichtigkeit reden hören, womit das Gute sich verbreiten, Irrthum, Thorheit und Laster aus der menschlichen Gesellschaft wegschaffen ließe. Es würde fast unerklärbar seyn, warum wenigstens da, wo durch Unterricht und Erziehung alles geschiehr, um der bessern Natur die Herrschaft zu verschaffen, gleichwohl so mancher Versuch mißlingt, und warum Erzieher, welche nach ihren oft vor der Erfahrung vorhergegangenen Theorien, mit den schönsten Hofnungen in die Kinderwelt eintreten, nach mehrjährigen Erfahrungen, aus einem ganz andern herabgestimmten Ton sprechen, und von manchem süßen Traume von einer Unschuldswelt erwacht zu seyn gestehen.

Nein, m. Fr., recht viel ist, wie neuerlich ein Philosoph naiv gesagt hat, mit der menschlichen Gattung nicht zu prahlen. Des unlautern ist gar viel im Herzen, und es gehört nicht we-

nig dazu, eh das reine Gold von den dicken Schlacken gesondert wird. Wer hat auch wohl je recht tief in sein Innerstes geblickt, und ist bey der Prüfung seiner geheimsten Gesinnungen nur ehrlich gegen sich selbst gewesen, ohne sich auf einer Menge von Widersprüchen, zwischen seinen besseren Erkenntnissen und seinen herrschenden Neigungen zu betreffen. Wer hat es sich nicht gestehen müssen, daß, wenn seine Handlungen gleich häufig besser waren, als die des großen Haufens, seine Gesinnungen deshalb noch bey weitem nicht die Probe hielten und daß er sehr vieles, durch seine Lage, durch die Unmöglichkeit es auszuführen, durch die Furcht bemerkt zu werden bestimmt, unterließ, was er unter andern Umständen ohnfehlbar gethan haben würde? Was wollten auch am Ende alle die Bilder, deren man sich so oft bedient hat, — wenn man die Bestrebungen tugendhaft zu werden ausdrücken wollte — von einem Kampf, dem Ertödten eines innern Feindes, dem Siege, den man über sich erringen müsse, was wollten sie sagen, wenn nicht würklich eine innere Gewalt in uns, der besseren Seele die Herrschaft

streitig machte, folglich ein Hang zum Bösen in uns wohnte?

Zwar leugnen es selbst die nicht, welche die menschliche Natur, gegen die Behauptung eines angebohrnen Verderbens vertheidigt haben, daß der größte Theil der Menschen sittlich verdorben sey. Nur lassen sie die Verderbniß vielmehr von außen entstehen, als aus dem eignen Herzen sich Keime des Bösen entwickeln. Sie werden es aber schwerlich daraus allein begreiflich machen können, wie sich oft in dem zartesten Alter, schon recht sichtbare Spuren von allen den Neigungen und Leidenschaften regen, welche, sobald sie zu einiger Stärke gelangen, den bösartigen Charakter ankündigen. Ich weiß es wohl, wie viel man hier noch auf die frühsten Eindrücke der Ammenerziehung, auf die verkehrten Behandlungen, welche sich auch wohl die besten Eltern zuweilen zu Schulden kommen lassen, wie viel man endlich auf Temperament und Organisation rechnet. Aber ich glaube auch eine nicht unbedeutende Menge von Erfahrungen gemacht, und sie ohne vorgefaßte Meinung geprüft zu haben, in welchen jene angegebnen

Ursachen nicht statt fanden und wo ganz offenbar das Kind, sich eben so gut durch ein eigenthümliches moralisches Naturell, — Charakter wollen wir es noch nicht nennen — als durch sein physisches auszeichnete, und die Erziehung unglaublich erschwerte. Es bleibt also noch immer ein schwer zu lösendes Problem, ob diese fast überwiegende Neigung zum Bösen, der menschlichen Natur an sich eigen, oder wenn dies nicht seyn sollte, wodurch sie in den Menschen gekommen sey?

Sie kennen so gut als ich die Auflösungen, welche unsre kirchliche Dogmatik giebt — die Verführung durch ein bösartiges Wesen, und die natürliche Fortpflanzung des moralischen Verderbens, wodurch es die Natur eines physischen Erbübels bekommt — der harten Meinung, von einer Uebertragung der Schuld der Erstgeschaffnen auf alle ihre Nachkommen nicht einmal zu gedenken. Sie kennen auch die Versuche, welche die Philosophen der verschiednen Schulen gemacht haben, den Ursprung des offenbaren Widerstreits, einer doppelten Natur in dem Menschen zu erklären, indem sie entwe-

der die Materie oder den Körper, für den Sitz alles Uebels hielten, und daher die Quelle aller Sünde in der Sinnlichkeit fanden, oder durch eine andere künstliche Wendung, das, was sie selbst beynah für unerforschlich erklären, einigermaßen begreiflich zu machen suchten. Lassen Sie uns aber, ehe wir diese verschiednen Theorien mit einander vergleichen, noch eine Zeitlang auf dem Felde der Erfahrung verweilen, und hier unsre Beobachtungen des Menschen fortsetzen. Prüfen Sie, ob Ihnen folgendes Raisonnement einigermaßen Genüge leistet.

Schon in der ersten Anlage hat, dünkt mich, die Weisheit unsers Urhebers auf die eigenthümliche Bestimmung unsrer vernünftigen Natur, sich durch Selbstthätigkeit ihrem Ziel zu nähern, und was die leblosen Dinge durch die Gesetze ihres Mechanismus, die Thiere durch Instinct werden, einer eignen frey angewandten Kraft schuldig zu seyn, aufs deutlichste Rücksicht genommen. Es muste zu dem Ende der Trieb der Selbsterhaltung, der Sicherung seiner Person gegen alle Beeinträchtigung, und der beständigen Vermehrung der

Vollkommenheiten seines Zustandes, der Grundtrieb seiner Natur, der Mensch muste sich selbst der interessanteste Gegenstand, das eigentliche Object aller seiner Fähigkeit werden. Es ist daher sehr natürlich, daß in dem rohen Zustande der Natur, fast alle Anstrengungen des Menschen, auf die Erreichung dieses Zwecks Beziehung haben, und das, was uns die Reisenden von den Grausamkeiten mancher wilden Völker und ihren Lastern erzählen, erklärt sich ganz leicht aus der Macht jenes Triebes, der noch durch keine vernünftige Ueberlegung eingeschränkt ist. Da aber der Mensch ein vernünftiges Wesen ist, so lernt er mit der Entwicklung seiner Vernunft auch bald einsehen, daß nicht ein jedes Mittel zur Erreichung eines so billigen und ihm von der Natur selbst vorgesteckten Ziels, gleich sey. Denn theils hat ihn seine Vernunft in den Stand gesetzt, aus frühen Erfahrungen auf künftige zu schließen, und daraus allgemeine Sätze zu bilden. Auf diesem Wege hat er gelernt, daß viele Befriedigungen der sinnlichen Triebe, zwar eine augenblickliche Vollkommenheit des Zustandes hervor-

bringen, daß aber die daraus erwachsende Unvollkommenheit weit größer, und also zwischen dem genossenen Gut und dem bewürkten Uebel gar kein Verhältniß sey. Theils lehrt ihn eben die Vernunft, daß es Wesen außer ihm gebe, welche eine der seinen vollkommen gleiche Natur, folglich auch gleiche Rechte haben — ein Schluß, welchen selbst das Kind, so bald nur sein Verstand etwas thätig wird, zu machen im Stande ist. Itzt entstehen also schon billigende und mißbilligende Urtheile in dem Innern des Menschen, Urtheile über Recht und Unrecht. Sie werden, je beschränkter der Gesichtskreis, je einseitiger die Erfahrungen, je ungeübter die Vernunft ist, desto unvollständiger seyn. Sie werden sich im entgegengesetzten Fall immer mehr ausbilden. Dürfen wir außer jenem Grundtriebe, noch einen geselligen Trieb, einen Trieb des Wohlwollens und der Sympathie in der menschlichen Natur annehmen, so würde in ihm noch ein Antrieb mehr zu der Erfüllung der Gesetze der Sittlichkeit liegen, so fern sie auf die gegenseitigen Verhältnisse zwischen Menschen und Menschen Beziehung

haben. Sey aber auch das erste und allgemeinste Bedürfniß der Geselligkeit, bloß instinktartig in dem Geschlechtstriebe, und die Anhänglichkeit an Kinder dem ähnlich, was wir selbst bey dem Thier finden, so erklärt es sich doch auch aus der bloßen Vernunftfähigkeit, daß der thierische Instinct zu einer moralischen Empfindung veredelt und eine ganz andre Verbindung unter Menschen als unter vernunftlosen Wesen gedenkbar ist, weil diese einsehen, wie sehr durch ein gegenseitiges Mittheilen und durch einen Verein ihrer Kräfte zu gleichen Zwecken, die Vollkommenheit ihres eignen Zustandes erhöht wird.

Je mehr nun die Vernunft in dem Menschen durch Uebung an Kraft gewinnt, desto geläufiger werden ihr auch die Urtheile über das, was ihre Billigung und Mißbilligung verdient, wenn sie sich nicht selbst widersprechen will. Sie fällt diese Urtheile, ohne sich ihrer jedesmal deutlich bewußt zu seyn, so wie ja schon das Kind eine Menge richtiger logischer Schlüsse macht, ohne die geringste Idee von einem Schluß zu haben. So wie nun aus oft wiederholten Wahr-

nehmungen von Ordnung, Regelmäßigkeit und Zusammenstimmung in Gegenständen, die unsre Augen berühren, ein Sinn für Schönheit und Symmetrie entsteht, der, ohne daß wir uns der Gründe deutlich bewußt sind, bey schönen oder häßlichen Gegenständen angenehm oder unangenehm afficirt wird, so entsteht aus oft wiederholten Urtheilen der Vernunft, über das, was ihren Gesetzen gemäß oder nicht gemäß ist, der moralische Sinn oder die innere Achtung gegen das Sittlichgute, welche die neuere Philosophie als ein Grundprincipium betrachtet, in dieser Hinsicht von der theoretischen Vernunft eine praktische unterscheidet, und aus dieser die moralische Natur des Menschen erklärt.

Nun sollte man allerdings erwarten, daß, je mehr der Mensch an innerer Ausbildung gewonnen, desto weniger müßten in seinem Charakter Züge vorkommen, welche böse d. i. vernunftwidrige Maximen voraussetzten. In dem ganz rohen Naturmenschen, so wie in dem Kinde, das noch keines Unterrichts empfänglich ist, würden uns die Verirrungen des Grund-

triebes nach eigner Vollkommenheit, nach eignem Wohlseyn, eben aus der Abwesenheit einer schon thätig gewordnen Vernunft erklärbar seyn. Daß der Naturmensch hart, grausam, menschenfeindlich ist, würde man daraus begreifen, daß er sehr leicht in andern lauter Hinderer und Beschränker seiner Freyheit und Vollkommenheit erblickt; daß er neidisch, daß er schadenfroh ist, würde sich daraus erklären, daß er in seiner Unvernunft in dem zunehmenden Wohlstande andrer, eine Verminderung des Seinen, in dem Schaden und Verlust andrer, eine Hofnung ahndet, selbst desto mehr zu gewinnen, und seines Gewinns desto sichrer zu seyn. Aber je mehr er dem Naturstande und dem Alter der Unmündigkeit entwächst, desto mehr dürfte man die Abnahme jener unregelmäßigen Ausbrüche eines Triebes, der an sich nicht unrechtmäßig seyn kann, weil er Naturtrieb ist, vermuthen. Und doch ist dies der Fall nicht. Immer bleibt etwas in dem Menschen, was der freyen Bestimmung seines Willens nach den Gesetzen der Vernunft mächtig widerstrebt, und was wir oben den Hang oder das Uebergewicht zum Bö-

sen genannt haben. Wie sollen wir uns dies erklären?

Zunächst wird nun allerdings, wie man schon oft bemerkt hat, vieles daraus begreiflich, daß der Mensch früher ein thierisches und sinnliches Wesen ist, als er ein vernünftiges Wesen wird. In den frühern Jahren hat ja nichts Reiz für das Kind, als was ihm einen unmittelbaren Genuß gewährt. Selbst auf seine bessere Neigungen ist nur wenig zu rechnen, da man weiß, wie schnell und leicht sie von andern verdrängt werden. Körperlich angenehme Gefühle fesseln es am schnellsten und stärksten. Sind diese befriedigt, so wird es durch alles, was seinen Sinnenwerkzeugen eine angemeßne Thätigkeit verschafft, die sinnliche Aufmerksamkeit spannt, der Einbildungskraft Bilder zuführt am meisten angezogen. Was bloß durch die höhern Kräfte der Seele bewirkt, nur durch ihre Anstrengung begriffen, und oft mit Zurücksetzung aller sinnlichen Neigungen erreicht werden kann, das erscheint als lästig und unangenehm. Nun kennen wir alle die Macht der Gewohnheit, und wissen wie viel sie auch in dem vollen

Alter der Reife gegen unsre deutlichsten Erkenntnisse des bessern, und gegen unsre festesten Vorsätze es auszuführen, vermag. Ist es Wunder, daß auch der Wille, welcher so lange gewöhnt ward, dem ersten sinnlichen Gefühl nachzugeben, sich nur mühsam einem höhern Gesetz unterwirft, gleich dem verwahrloßten Kinde, das auf einmal den Schulzwang ertragen soll? Ich wundre mich also nicht, wenn jeder Mensch in den Jahren seiner sich entwickelnden Reife, große Schwierigkeiten findet, dem Gesetz der Vernunft zu gehorchen und die am meisten, bey welchen wenig oder nichts geschehen ist, um dieser Stärke und Einfluß zu verschaffen.

Gleichwohl sieht der Mensch, der zum Gebrauch seiner Vernunft gekommen ist, sey es auch noch so wenig, wohl ein, daß er mit sich selbst im Widerspruch, nicht handelt wie er handeln sollte und wie er handeln könnte. Denn mit der Vernunft entwickelt sich zugleich das Bewußtseyn seiner Freyheit, und er fängt nun an, sich seine Handlungen zuzurechnen, sich schuldig oder in andern Fällen unschuldig zu fühlen. Seine Gedanken verklagen

und entschuldigen ihn. Dieses Bewußtseyn geht sehr oft der Handlung vorher, und dennoch handelt er wider seine bessere Ueberzeugung, weil er nicht alle seine Kräfte aufbietet, den Versuchungen, welche ihn umgeben, und seiner Sinnlichkeit schmeicheln, Widerstand zu leisten. Freylich scheint es hier, als wäre seine vermeinte Freyheit nur Täuschung. Würke die Sinnlichkeit stärker auf seinen Willen, so müsse er nach ihren Gesetz, würke die Vernunft so müsse er nach ihrer Vorschrift handeln. Aber mag uns die Natur der Freyheit dunkel bleiben, genug daß sie uns in unserm Innern gewisser ist, als sie irgend eine Demonstration uns machen kann.

Daß uns in unserm irdischen Zustande noch immer eine Neigung zur Sünde anklebt, und träge zum Guten macht, daß besonders manchem Menschen, ein recht tiefes Verderben, wie es unsre Asceten auszudrucken pflegen, beywohnet, dies ließe sich vielleicht schon allein aus der moralischen Beschaffenheit der Gesellschaft, in welcher nach und nach das Verderben so herrschend geworden ist, und deren Einfluß von

allen Seiten auf uns wirkt, erklären. Denn offenbar ist es leichter, unter guten Menschen gut zu bleiben, oder besser zu werden, als das Gegentheil. Dazu mag aber wohl noch eine besondre Beschaffenheit in dem Menschen selbst kommen, die ihnen allen gemein, wenn gleich dem Grade nach verschieden ist.

Diese Beschaffenheit, haben schon mehrere jener älteren Asceten, natürliche Trägheit zum Guten genannt. Ein bloßer Name erklärt indes die Erscheinung selbst noch nicht. Ist diese Trägheit abermals die Würkung einer frühen Ursach, so erneuert sich die Frage: Wo ist diese Ursach zu suchen? Oder sollte sie vielleicht zu dem Ursprünglichen in der menschlichen Natur gehören?

Fast möchte ich dies zu behaupten wagen. Oft schon kam ich von der Beobachtung des Menschen mit der Ueberzeugung zurück, es müsse das, was man so häufig von dem Thätigkeitstriebe in dem Menschen sagt, und worauf manche Systeme der Erziehung fast allein berechnet sind, mit sehr vieler Einschränkung behauptet werden. Die menschlichen Kräfte schei-

nen mir nicht absolut thätig zu seyn. Ihre Thätigkeit hängt von einer besondern Bedingung ab. Es muß sich, wenn sie erwachen soll, mit ihrer Aeußerung ein Interesse verbinden, welches schon durch die Vorstellung erweckt wird, daß dadurch etwas hervorgebracht werde, was mit irgend einer Vollkommenheit unsrer Natur in Verbindung steht. So lange diese Vorstellung fehlt, oder zu dunkel ist, äußert sich vielmehr eine gewisse Schwerkraft (vis inertiæ) in dem Menschen, welche ihn geneigter macht in dem Zustande zu bleiben, in welchem er sich einmal befindet. Er scheut die Anstrengung und da es durchaus keine Tugend giebt, die nicht Anstrengung kostete, jede Erhöhung intellectueller und moralischer Kräfte ein oft gewaltsames losreissen von gewohnten Irrthümern, oder Unarten nothwendig macht, so scheut er die Tugend, und zieht es vor, in seinem behaglichen alten Zustande, sey er auch noch so unvollkommen zu bleiben. Oder wissen Sie es, m. w. Fr., anders zu erklären, warum so unzählige Menschen, umgeben von Gelegenheiten, ihre Kenntnisse zu vermehren und sich den aller-

allen Seiten auf uns wirkt, erklären. Denn offenbar ist es leichter, unter guten Menschen gut zu bleiben, oder besser zu werden, als das Gegentheil. Dazu mag aber wohl noch eine besondre Beschaffenheit in dem Menschen selbst kommen, die ihnen allen gemein, wenn gleich dem Grade nach verschieden ist.

Diese Beschaffenheit, haben schon mehrere jener älteren Ascetem, natürliche Trägheit zum Guten genannt. Ein bloßer Name erklärt indes die Erscheinung selbst noch nicht. Ist diese Trägheit abermals die Würkung einer frühen Ursach, so erneuert sich die Frage: Wo ist diese Ursach zu suchen? Oder sollte sie vielleicht zu dem Ursprünglichen in der menschlichen Natur gehören?

Fast möchte ich dies zu behaupten wagen. Oft schon kam ich von der Beobachtung des Menschen mit der Ueberzeugung zurück, es müsse das, was man so häufig von dem Thätigkeitstriebe in dem Menschen sagt, und worauf manche Systeme der Erziehung fast allein berechnet sind, mit sehr vieler Einschränkung behauptet werden. Die menschlichen Kräfte schei-

nen mir nicht absolut thätig zu seyn. Ihre Thätigkeit hängt von einer besondern Bedingung ab. Es muß sich, wenn sie erwachen soll, mit ihrer Aeußerung ein Interesse verbinden, welches schon durch die Vorstellung erweckt wird, daß dadurch etwas hervorgebracht werde, was mit irgend einer Vollkommenheit unsrer Natur in Verbindung steht. So lange diese Vorstellung fehlt, oder zu dunkel ist, äussert sich vielmehr eine gewisse Schwerkraft (vis inertiæ) in dem Menschen, welche ihn geneigter macht in dem Zustande zu bleiben, in welchem er sich einmal befindet. Er scheut die Anstrengung und da es durchaus keine Tugend giebt, die nicht Anstrengung kostete, jede Erhöhung intellectueller und moralischer Kräfte ein oft gewaltsames losreissen von gewohnten Irrthümern, oder Unarten nothwendig macht, so scheut er die Tugend, und zieht es vor, in seinem behaglichen alten Zustande, sey er auch noch so unvollkommen zu bleiben. Oder wissen Sie es, m. w. Fr., anders zu erklären, warum so unzählige Menschen, umgeben von Gelegenheiten, ihre Kenntnisse zu vermehren und sich den aller-

angenehmsten Genuß des Geistes zu verschaffen, dennoch lieber in ihrer tiefen Unwissenheit bleiben? Warum nicht wenige, die in der allerschimpflichsten Sklaverey ihrer Thorheiten und Laster hinleben, und es selbst fühlen, welch eine verächtliche Existenz die ihrige ist, gleichwohl nicht den Muth haben sich emporzuarbeiten? Warum selbst äußerliche Unordnung, Unreinlichkeit, ekelhafter Schmuz mit allen seinen lästigen Folgen, dennoch das Element vieler Menschen werden kann, das sie mit keinem reinern vertauschen mögen, selbst wenn es ihnen geboten wird? Wollte man fragen, warum in dem Menschen zwey so widersprechende Kräfte — Thätigkeitstrieb und Trieb zur Ruhe — vereinigt sind, so gäbe selbst die leblose Natur, in welcher sogar durch Schwerkraft und Streben nach Ruhe, das unermeßliche Weltall in dem regelmäßigsten Gange erhalten wird, eine Analogie zur Antwort. Aber sie liegt noch näher in der Bestimmung des Menschen. Gerade dadurch erscheint er uns um so mehr als ein freyes und selbstthätiges Wesen, daß er einer inneren Gewalt, die ihn niederzieht, ent-

gegenstreben, und sich nur durch Anstrengung aller in ihm wohnenden Kräfte emporarbeiten muß. Will man den Schöpfer tadeln, daß er es ihm nicht leichter machte? Hat er nicht eben dadurch aufs deutlichste erklärt, zu welcher hohen Würde er ihn in der Reihe erschaffner Wesen berufen, und welche Kräfte er in ihn gelegt hat, für welche selbst die größten Hindernisse von außen und von innen nicht unüberwindlich sind?

Lassen Sie mich ietzt das Resultat dieser Betrachtungen, über den Ursprung und die Gewalt des moralischen Uebels in dem Menschen, auf einige einfache Sätze zurückbringen.

Trieb nach Erhaltung und Vervollkommnung seiner selbst, muste der erste und stärkste Grundtrieb eines Wesens seyn, welches bestimmt war, durch freye Selbstthätigkeit sich in endlosen Fortschritten seinem Ziel zu nähern.

Im rohen Naturzustande, worin sich das Kind und der Wilde befindet, kann sich jener Trieb nur auf sinnliches Wohlseyn und Vollkommen-

heit des äußeren Zustandes beziehen, und jedes Mittel, wodurch der Trieb befriedigt wird, für erlaubt gehalten werden. So erklären sich die Ausbrüche der Rohheit aller Art bey wilden Nationen, die wir nur uneigentlich — Laster, so die ersten Ausbrüche der thierischen Sinnlichkeit bey Kindern, die wir eben so uneigentlich das moralische Böse nennen.

Wenn die Vernunft, wozu jeder Mensch die Fähigkeit, zu deren Ausbildung aber nur ein Theil hier die Gelegenheit hat, sich entwickelt und thätig wird, so bilden sich aus ihr selbst oder durch Unterricht, moralische Begriffe. Sie unterscheidet höhere und niedere Vollkommenheiten; sie begreift und gebietet die Nothwendigkeit der Unterordnung der sinnlichen Triebe. Sie erkennt die Rechte der vernünftigen Natur in andern Menschen an. Sie wird sich endlich der Freyheit bewußt. Der Mensch kann in diesem Zustande immer das erkannte Gute dem erkannten Bösen vorziehen, und er fühlt sich schuldig wenn er es unterläßt, so wenig er auch die Natur seiner Freyheit begreifen mag.

Er zieht aber dennoch sehr oft das Böse dem Guten vor —

weil er in seinem vernunftlosen und halbvernünftigen Zustande, also gerade da, wo seine Kräfte zuerst thätig geworden sind, an die Befriedigung bloß sinnlicher Begierden nach Wohlseyn, ohne Rücksicht auf die Rechte andrer, und an die Wahl jedes nahliegenden Mittels gewöhnt ist —

weil das Angenehme und unmittelbaren Genuß gewährende, ungleich stärker auf die Sinne würkt, als das Nützliche und das Gute —

weil die Beyspiele des Guten weit seltner sind, als die Beyspiele des Gegentheils. —

weil endlich dem Menschen selbst eine gewisse Trägheit natürlich ist, welche nur dann durch seinen Thätigkeitstrieb überwunden wird, wenn ihn entweder ein stärkeres Interesse zu dem hinzieht, was er nur durch Anstrengung seiner Kräfte erreichen soll, oder wenn seine Vernunft — sein edelstes Selbst zur Herrschaft gelangt ist.

Und so wird es begreiflich, warum man in allen Zeitaltern so einstimmig über die Verderb-

heit des äußeren Zustandes beziehen, und jedes Mittel, wodurch der Trieb befriedigt wird, für erlaubt gehalten werden. So erklären sich die Ausbrüche der Rohheit aller Art bey wilden Nationen, die wir nur uneigentlich — Laster, so die ersten Ausbrüche der thierischen Sinnlichkeit bey Kindern, die wir eben so uneigentlich das moralische Böse nennen.

Wenn die Vernunft, wozu jeder Mensch die Fähigkeit, zu deren Ausbildung aber nur ein Theil hier die Gelegenheit hat, sich entwickelt und thätig wird, so bilden sich aus ihr selbst oder durch Unterricht, moralische Begriffe. Sie unterscheidet höhere und niedere Vollkommenheiten; sie begreift und gebietet die Nothwendigkeit der Unterordnung der sinnlichen Triebe. Sie erkennt die Rechte der vernünftigen Natur in andern Menschen an. Sie wird sich endlich der Freyheit bewußt. Der Mensch kann in diesem Zustande immer das erkannte Gute dem erkannten Bösen vorziehen, und er fühlt sich schuldig wenn er es unterläßt, so wenig er auch die Natur seiner Freyheit begreifen mag.

Er zieht aber dennoch sehr oft das Böse dem Guten vor —

weil er in seinem vernunftlosen und halbvernünftigen Zustande, also gerade da, wo seine Kräfte zuerst thätig geworden sind, an die Befriedigung bloß sinnlicher Begierden nach Wohlseyn, ohne Rücksicht auf die Rechte andrer, und an die Wahl jedes nahliegenden Mittels gewöhnt ist —

weil das Angenehme und unmittelbaren Genuß gewährende, ungleich stärker auf die Sinne würkt, als das Nützliche und das Gute —

weil die Beyspiele des Guten weit seltner sind, als die Beyspiele des Gegentheils. —

weil endlich dem Menschen selbst eine gewisse Trägheit natürlich ist, welche nur dann durch seinen Thätigkeitstrieb überwunden wird, wenn ihn entweder ein stärkeres Interesse zu dem hinzieht, was er nur durch Anstrengung seiner Kräfte erreichen soll, oder wenn seine Vernunft — sein edelstes Selbst zur Herrschaft gelangt ist.

Und so wird es begreiflich, warum man in allen Zeitaltern so einstimmig über die Verderb-

niß der Natur des Menschen und ihren überwiegenden Hang zum Bösen geklagt, und seine Besserung als möglich, aber als schwer, und ohne einen höhern Beystand beynah unmöglich beschrieben hat. Ich lege meinem Briefe ein Blatt bey, worauf einige Klagen aus der alten Welt über den Hang zum Bösen gesammelt sind, in denen man die Klagen eines christlichen Asceten, oder der Bibel selbst zu hören glaubt. *)

Wenn übrigens diese Vorstellungen gegründet sind, so eignen sie sich auch ganz vorzüglich zum praktischen Gebrauch, so bald man nur alles, was darin gelehrte Form und philosophische Sprache ist, von ihnen absondert. Auch läßt sich alsdann ihre Uebereinstimmung mit den Aussprüchen der H. S. sehr leicht darthun. Erlauben Sie mir darüber noch ein Paar Worte.

Unwissenheit — folglich Uncultur des Verstandes — wird zuvörderst als eine Hauptquelle des Verderbens genannt. Aus ihr wird der elende moralische Zustand erklärt, in wel-

*) S. 104.

chem sich unzählige Menschen vor den Zeiten Christi befanden, und noch so viele Nationen befinden. Sie wandeln im Dunkel, ihr Verstand ist verfinstert, darum sind sie fern von dem wahren moralischen Leben. Röm. 1, 21. Eph. 4, 18.

Dennoch wird keinesweges die Erkenntniß des moralischen Gesetzes auf die eingeschränkt, welchen es durch eine unmittelbare göttliche Offenbarung mitgetheilt sey, vielmehr wird auch heidnischen Völkern der Vorzeit, das Vermögen zugeschrieben, theils Gott aus der Natur, folglich durch Anwendung ihrer Vernunft, theils Recht und Unrecht, aus einem in ihr Herz geschriebnem Gesetz, folglich wieder durch ihre Vernunft, so zu erkennen, daß sie bey der Verkehrung dieser von ihnen erkennbaren Begriffe, keine Entschuldigung hätten. Der Grund ihrer Verkehrtheit muß daher in einer freyen Richtung ihres Willens auf das liegen, was ihren eignen Erkenntnissen zuwider war. Röm. 1, 19. 2, 15.

Die heilige Schrift erkennt es ferner an, daß schon von Jugend auf der Mensch geneigt sey dem Bösen zu folgen, Röm. 3, 23. und als die Ursach nennt sie, theils die Schwäche des kindi-

schen Verstandes, theils die Macht der Sinnen und die Gewalt der körperlichen Triebe, deren stärkerer und unmittelbarer Reiz, die Würksamkeit der Vernunft unaufhörlich hemme. Matth. 26, 41. Röm. 7, 23. Diese Vernunft selbst — oder den inneren Menschen — den Geist im Gegensatz des Fleisches — klagt sie nirgends an, schreibt ihm vielmehr überall ein richtiges Urtheil, eine Erkenntniß des Rechts, ein Vermögen alles zu prüfen, ein Streben nach dem Bessern, ein Widerstreben gegen die sinnlichen Antriebe zu. Röm. 7, 22.

Dabey rügt sie den mächtigen Einfluß, welchen Umgang und Beyspiel, Beyfall und Tadel der Menschen auf den Menschen hat, und ihn oft allein abhält den Eingebungen seines innern Sinnes zu folgen. Joh. 12, 43. 2 Petr. 3, 17.

Endlich redet sie auch oft von einer Trägheit zum Guten, von der Scheu vor der Anstrengung, welches ein schnelles Ermüden, ein halbes Vollbringen, ein frühes Einschlummern bey dem Bewußtseyn einiges Guten zur Folge habe, und fordert daher den Menschen zu einer ununterbrochnen Wachsamkeit — weil

sein Feind nie schlafe — zu einem nicht ermüdenden Kampf auf, — weil nur der bis ans Ende Kämpfende, den Sieg davon trage. Ebr. 12, 1. ff.

läßt sich eine Theorie erfinden, welche zusammenhängender, lichtvoller und allen Erfahrungen entsprechender wäre, als diese? In ihr liegt zugleich eine Menge höchst praktischer Wahrheiten, welche zur Erweckung einer ernstlichen Thätigkeit für das Gute, vortreflich benutzt werden können, und sich auf jeden Fall weit besser dazu eignen, als so manche andre künstliche Theorien über das natürliche Verderben, welche ältere und neuere Schulen vorgetragen haben. Zwar würde es von geringem Nutzen seyn, dem Menschen unaufhörlich seine moralische Krankheitsgeschichte erzählen zu wollen. Die Kenntniß der Theorie gehört mehr für den Arzt als für den Kranken. Aber je mehr doch der Kranke bemerkt, daß jener alles was in seinem Innersten vorgeht, so treffend zu bestimmen wisse, desto mehr vertraut er ihm. Und auf Vertrauen kommt auch bey der moralischen Heilkunst fast alles an.

heit des äußeren Zustandes beziehen, und jedes Mittel, wodurch der Trieb befriedigt wird, für erlaubt gehalten werden. So erklären sich die Ausbrüche der Rohheit aller Art bey wilden Nationen, die wir nur uneigentlich — Laster, so die ersten Ausbrüche der thierischen Sinnlichkeit bey Kindern, die wir eben so uneigentlich das moralische Böse nennen.

Wenn die Vernunft, wozu jeder Mensch die Fähigkeit, zu deren Ausbildung aber nur ein Theil hier die Gelegenheit hat, sich entwickelt und thätig wird, so bilden sich aus ihr selbst oder durch Unterricht, moralische Begriffe. Sie unterscheidet höhere und niedere Vollkommenheiten; sie begreift und gebietet die Nothwendigkeit der Unterordnung der sinnlichen Triebe. Sie erkennt die Rechte der vernünftigen Natur in andern Menschen an. Sie wird sich endlich der Freyheit bewußt. Der Mensch kann in diesem Zustande immer das erkannte Gute dem erkannten Bösen vorziehen, und er fühlt sich schuldig wenn er es unterläßt, so wenig er auch die Natur seiner Freyheit begreifen mag.

Er zieht aber dennoch sehr oft das Böse dem Guten vor —

weil er in seinem vernunftlosen und halbvernünftigen Zustande, also gerade da, wo seine Kräfte zuerst thätig geworden sind, an die Befriedigung bloß sinnlicher Begierden nach Wohlseyn, ohne Rücksicht auf die Rechte andrer, und an die Wahl jedes nahliegenden Mittels gewöhnt ist —

weil das Angenehme und unmittelbaren Genuß gewährende, ungleich stärker auf die Sinne würkt, als das Nützliche und das Gute —

weil die Beyspiele des Guten weit seltner sind, als die Beyspiele des Gegentheils. —

weil endlich dem Menschen selbst eine gewisse Trägheit natürlich ist, welche nur dann durch seinen Thätigkeitstrieb überwunden wird, wenn ihn entweder ein stärkeres Interesse zu dem hinzieht, was er nur durch Anstrengung seiner Kräfte erreichen soll, oder wenn seine Vernunft — sein edelstes Selbst zur Herrschaft gelangt ist.

Und so wird es begreiflich, warum man in allen Zeitaltern so einstimmig über die Verderb-

niß der Natur des Menschen und ihren überwiegenden Hang zum Bösen geklagt, und seine Besserung als möglich, aber als schwer, und ohne einen höhern Beystand beynah unmöglich beschrieben hat. Ich lege meinem Briefe ein Blatt bey, worauf einige Klagen aus der alten Welt über den Hang zum Bösen gesammelt sind, in denen man die Klagen eines christlichen Asceten, oder der Bibel selbst zu hören glaubt. *)

Wenn übrigens diese Vorstellungen gegründet sind, so eignen sie sich auch ganz vorzüglich zum praktischen Gebrauch, so bald man nur alles, was darin gelehrte Form und philosophische Sprache ist, von ihnen absondert. Auch läßt sich alsdann ihre Uebereinstimmung mit den Aussprüchen der H. S. sehr leicht darthun. Erlauben Sie mir darüber noch ein Paar Worte.

Unwissenheit — folglich Uncultur des Verstandes — wird zuvörderst als eine Hauptquelle des Verderbens genannt. Aus ihr wird der elende moralische Zustand erklärt, in wel-

*) S. 104.

chem sich unzählige Menschen vor den Zeiten Christi befanden, und noch so viele Nationen befinden. Sie wandeln im Dunkel, ihr Verstand ist verfinstert, darum sind sie fern von dem wahren moralischen Leben. Röm. 1, 21. Eph. 4, 18.

Dennoch wird keinesweges die Erkenntniß des moralischen Gesetzes auf die eingeschränkt, welchen es durch eine unmittelbare göttliche Offenbarung mitgetheilt sey, vielmehr wird auch heidnischen Völkern der Vorzeit, das Vermögen zugeschrieben, theils Gott aus der Natur, folglich durch Anwendung ihrer Vernunft, theils Recht und Unrecht, aus einem in ihr Herz geschriebnem Gesetz, folglich wieder durch ihre Vernunft, so zu erkennen, daß sie bey der Verkehrung dieser von ihnen erkennbaren Begriffe, keine Entschuldigung hätten. Der Grund ihrer Verkehrtheit muß daher in einer freyen Richtung ihres Willens auf das liegen, was ihren eignen Erkenntnissen zuwider war. Röm. 1, 19. 2, 15.

Die heilige Schrift erkennt es ferner an, daß schon von Jugend auf der Mensch geneigt sey dem Bösen zu folgen, Röm. 3, 23. und als die Ursach nennt sie, theils die Schwäche des kindi-

schen Verstandes, theils die Macht der Sinnen und die Gewalt der körperlichen Triebe, deren stärkerer und unmittelbarer Reiz, die Würksamkeit der Vernunft unaufhörlich hemme. Matth. 26, 41. Röm. 7, 23. Diese Vernunft selbst — oder den inneren Menschen — den Geist im Gegensatz des Fleisches — klagt sie nirgends an, schreibt ihm vielmehr überall ein richtiges Urtheil, eine Erkenntniß des Rechts, ein Vermögen alles zu prüfen, ein Streben nach dem Bessern, ein Widerstreben gegen die sinnlichen Antriebe zu. Röm. 7, 22.

Dabey rügt sie den mächtigen Einfluß, welchen Umgang und Beyspiel, Beyfall und Tadel der Menschen auf den Menschen hat, und ihn oft allein abhält den Eingebungen seines innern Sinnes zu folgen. Joh. 12, 43. 2 Petr. 3, 17.

Endlich redet sie auch oft von einer Trägheit zum Guten, von der Scheu vor der Anstrengung, welches ein schnelles Ermüden, ein halbes Vollbringen, ein frühes Einschlummern bey dem Bewußtseyn einiges Guten zur Folge habe, und fordert daher den Menschen zu einer ununterbrochnen Wachsamkeit — weil

sein Feind nie schlafe — zu einem nicht ermüdenden Kampf auf, — weil nur der bis ans Ende Kämpfende, den Sieg davon trage. Ebr. 12, 1. ff.

läßt sich eine Theorie erfinden, welche zusammenhängender, lichtvoller und allen Erfahrungen entsprechender wäre, als diese? In ihr liegt zugleich eine Menge höchst praktischer Wahrheiten, welche zur Erweckung einer ernstlichen Thätigkeit für das Gute, vortreflich benutzt werden können, und sich auf jeden Fall weit besser dazu eignen, als so manche andre künstliche Theorien über das natürliche Verderben, welche ältere und neuere Schulen vorgetragen haben. Zwar würde es von geringem Nutzen seyn, dem Menschen unaufhörlich seine moralische Krankheitsgeschichte erzählen zu wollen. Die Kenntniß der Theorie gehört mehr für den Arzt als für den Kranken. Aber je mehr doch der Kranke bemerkt, daß jener alles was in seinem Innersten vorgeht, so treffend zu bestimmen wisse, desto mehr vertraut er ihm. Und auf Vertrauen kommt auch bey der moralischen Heilkunst fast alles an.

Beylage.

Sammlung einiger Stellen aus römischen und griechischen Schriftstellern, welche den Hang des Menschen zum Bösen beschreiben.

Sündigen ist allen Menschen gemein — es ist allen wie angebohren. *)

Ein Theil des Bösen gehört schon dann, wenn wir gebohren werden, zu unserer Natur. Aus vergänglichem Saamen erzeugt, entstehn in uns Verkehrtheit des Sinnes, Krankheit, Sorge, und eine Menge andrer Uebel, welche die Sterblichen verfolgen. **)

*) Ἀνθρωποισι —

τοις πασι κοινον ἐστι τουˈ ξαμαρτανειν.

Soph. Antig.

Το μεν ἐξαμαρτανειν, πασιν ἐμφυτον και κοινον.

Thuc. III.

**) Φυομενοις τε μιγνυται του εν πασι κακου μοιρα. Τα γαρ τοι σπερματα εὐθυς ἐνητα ὀντα, ταυτης κοινωνει τις αἰτιας, ἐξ ἡς ἀφυϊα μεν ψυχης, νοσοι τε και κηδεα και μοιρα ἐνητων ἐκειθεν ἡμιν ἑρπει.

Plutarch. de Consol.

Wir sündigen alle — schwerer oder leichter — vorsätzlich — hingerissen — oder durch Vergehungen andrer verführt. Oft beharren wir zu wenig in unsern guten Vorsätzen, oft entfernen wir uns selbst wider unsern Willen von unsrer Unschuld. Nicht bloß jetzt sündigen wir; bis ans Ende unsers Lebens werden wir sündigen. Hat auch einer seine Seele so durchaus gereinigt, daß ihn nichts mehr irre machen kann, so gelangte er doch selbst erst durch Schuld zur Unschuld. *)

Durch Gewöhnung und Uebung müssen wir besser werden. Von Natur sind wir zum Bösen geneigt. **)

*) Peccavimus omnes, alii graviora, alii leviora; alii ex destinato, alii forte impulsi, aut aliena nequitia ablati. Alii in bonis consiliis parum fortiter stetimus, et innocentiam inviti ac renitentes perdidimus. Nec delinquimus tantum, sed vsque ad extremum vitae delinquemus. Etiam si quis tam bene purgauit animum, vt nihil obturbare eum amplius possit ac fallere, ad innocentiam tamen peccando pervenit.

Seneca de Clem. l. ℏ.

**) Δει — ἀνεθιζεσθαι, δια την ἐκ πολλου συντραφεισαν ἡμιν φαυλην διαθεσιν.

Laert. in Arist.

Der schönste Sieg ist der Sieg über sich selbst. Die schändlichste Niederlage, sich selbst zu unterliegen. In jedem Menschen ist ein ewiger innerer Krieg. *)

Wider meinen Willen reißt mich eine innere Gewalt mit sich fort. Etwas anders rathet die Leidenschaft, etwas anders die Vernunft. Ich sehe was besser ist, und thue dennoch das Schlimme. — **)

Ich weiß was ich thue, ist unrecht. Aber die Macht meines Herzens ist doch stärker als mein Vorsatz.

Nichts von allem was mir die Vernunft sagt ist mir unbekannt. Meine Natur ist, trotz meines Wissens, mächtiger. ***)

*) Το νικαν αὐτον πασων νικων προτη τε και αριστη. Το δε ἡττασθαι ἑαυτον ὑφ' ἑαυτου παντων αἰσχιστον τε και κακιστον. Ταυτα γαρ, ὡς πολεμου ἐν ἑκαστοις ἡμιων ὀντος προς ἡμας αὐτους, σημαινει.

Plat. de LL. II.

**) Trahit invitam nova vis, aliudque cupido,
Mens aliud ſuadet. Video meliora proboque;
Deteriora ſequor.

Ovid. Metam. VII.

***) Και μανθανω μεν οἱα δραν μελλω κακα
Θυμος δε κρεισσων των ἐμων βουλευματων
Λελῃθεν οὐδεν τωνδε μ' ὡν συ νουθετεις
Γνωμην δ' ἐχον τα μ' ἡ φυσις βιαζεται.

Eurip.

Aber so sind wir. Wir thun Böses, weil uns unsre schlechtere Seele überwindet *).

Wir müßen nothwendig eine doppelte Seele haben. Hätten wir nur eine, — wie könnte sie zugleich gut und böse seyn? Wie zugleich das Gute lieben und das Böse? Wie zugleich wollen und nicht wollen? Es ist offenbar, es streiten zwey Seelen in uns. Herrscht die Gute, so handeln wir gut, herrscht die Böse, so handeln wir böse. **)

In unserm sinnlichen Körper liegt die Quelle unsrer sinnlichen Begierden. ***)

Er ist das Grab unsers Geistes. ****)

*) Πραττεται τα κακα, ηττωμενων ημων υπο του χειρονος.

Plotin.

**) Δυο εχω ψυχας. Ου γαρ δη μια γε ουσα αμα αγαθη εστι και κακη, ουδ αμα καλωντε και αισχρων εργων ερᾳ και ταυτα αμα βουλεται τε και ου βουλεται πραττειν. Αλλα δηλον, οτι δυο εστιν ψυχα, και οταν μεν η αγαθη κρατη, τα καλα πραττεται. οταν δε η πονηρα, τα αισχρα επιχειρειται.

Xenoph. Cap. VI.

***) Σωμα συνεστι, και εξ αναγκης επιθυμια.

Plotin.

****) Σωμα — σημα αυτο της ψυχης.

Plat.

Die wahre Reinigung besteht in der möglichsten Erhöhung der Seele über unsern Körper. Sie müssen wir gewöhnen, sich vor aller Befleckung des Fleisches zu hüten. Sie muß, so viel es möglich ist, schon hier wie künftig allein wohnen, und sich von den Banden des Körpers zu entfesseln suchen. *)

*) Καθαρσις δε εἰναι ἀρα ὀυ τουτο ξυμβαινει, το χωρίζειν, ὁτι μαλιστα ἀπο του σωματος την ψυχην, και ἐθισαι ἀυτην καθ' ἀυτην πανταχοθεν εκ του σωματος συναγειρεσθαι και ἀθροιζεσθαι, και οἰκειν κατα το δυνατον, και ἐν τῳ παροντι και ἐν τῳ ἐπειτα, μονην καθ' ἀυτην, ἐκλυομενην, ὡσπερ ἐκ δεσμων, ἐκ του σωματος.

Socrat. ap. Plat. in Phaed.

Achter Brief.

Sie wünschen, daß ich Ihnen nun auch meine Meinung über die bisherigen Versuche, das moralische Böse in dem Menschen zu erklären, mittheilen und das Verhältniß, der in meinem letzten Briefe versuchten Auflösung des Problems gegen diese, bestimmen soll. Beynah ergiebt sich beydes von selbst.

Ist die Rede von den theologischen Hypothesen, so scheinen mir einige auf einer falschen Schrifterklärung zu beruhen; andre noch überdies mit allen würdigen Begriffen von Gott und der menschlichen Natur in geradem Widerspruch zu stehen.

Der so unbestimmte hermeneutische Kanon: „man müsse nie ohne Noth von dem Buchstaben der Schrift abweichen„ hat zuvörderst auch in dieser Lehre die Ausleger und Dogmatiker irre geführt. Sie haben ihn hier mit ängstlicher Treue befolgt, ob sie ihm wohl in andern Fällen so oft untreu geworden sind. Es gab

Stellen der heiligen Schrift, worin offenbar das Böse von einem bösen Geiste auſſer dem Menschen hergeleitet wurde. So bekam der Satan in unsrer kirchlichen Dogmatik die Stelle, als Verführer unsers ganzen Geschlechts. Und doch gab es auch andre Ausſprüche, welche Gott unmittelbar zum Urheber der Sünde zu machen schienen, die man aber, wie billig, uneigentlich und Gottanständig — vielleicht hie und da wider den wahren Sinn des Schriftstellers — zu erklären wußte. Doch hätte man überdies, wie in andern Fällen so auch hier, gewisse leitende Stellen finden können, welche aufs allerbestimmteste und ohne Bild, den Ursprung des Bösen lediglich in dem Menschen selbst suchten, und eben so bestimmt, das doppelte Gesetz zwischen welchem er hin und herschwankt, das Gesetz der Vernunft und einen andren ihr widersprechenden Trieb, von einander unterschieden. Warum folgte man doch diesen nicht, nachdem eine gesunde historisch-grammatische Schriftauslegung es einleuchtend gemacht hatte, daß jene Vorstellung, von einem feindlichen Geist zu den Zeitideen gehöre, die so sichtbar un-

gleich spätern Ursprungs sind, als das uralte Fragment, welches eine moralische Begebenheit unter einem sinnlichen Bilde darstellt, daß Jesus und seine ersten Schüler zwar diese Zeitideen beybehalten, übrigens aber in ihren praktischen Anweisungen, die Sache beständig so behandeln, als ob der Mensch mit keinem gefährlichern Feinde seiner Tugend zu kämpfen habe, als mit sich selbst. Nicht anders sollten auch wir im populären Unterricht verfahren. Wir kennen ja den Mißbrauch, welchen der gemeine Mann so leicht von dem Wahn, als sey eine unsichtbare Macht die Ursach seiner Vergehungen, zu machen geneigt ist. Wollen wir ihn begünstigen? Eine gelehrte Entwickelung des Ursprungs jener Begriffe, wäre freylich im Unterricht des Volks nicht an ihrem Ort. Aber mit dem einzigen Ausspruch Johannes, „daß Jesus auch dazu erschienen sey, die Werke des Teufels zu zerstören„ kann ja aller fernere Glaube daran, selbst durch die Auctorität der Schrift abgeschnitten werden.

Oder sollten wir würklich wähnen, selbst dieser Glaube könne doch bey dem gemeinen Chri-

sten einen praktischen Nutzen haben; entweder, weil er einen Antrieb mehr bekomme, gegen das Böse auf seiner Hut zu seyn, oder weil selbst die Furcht, in die Gewalt eines so bösen Wesens zu fallen, auf den rohen Menschen heilsam wirke, hingegen, wie man wohl hie und da geäußert hat, mit der Furcht vor dem Satan auch leicht die Furcht vor Gott verschwinde. Was das erste betrift, so sollte man doch nicht vergessen, daß der Nutzen jenes angeblichen Antriebes zur Wachsamkeit, nur zu sehr durch den Schaden aufgewogen wird, welchen die Geneigtheit, sich mit unwiderstehlichen Versuchungen zu entschuldigen, zur Folge hat. O lassen Sie uns nur den Menschen sich selbst, und alle seine Schwächen kennen lernen; lassen Sie uns nur recht oft und nachdrücklich von den Gefahren, von seiner eigenen sinnlichen Lust vom rechten Wege abgelockt zu werden, reden. Er wird genug Kräfte aufzubieten haben, um diesen Gefahren zu entgehen. Alle Mittel, wodurch er dies erreichen kann, werden ihm nöthig seyn. Und andre giebt es ja doch nicht, um dem unsichtbaren Feinde, wenn würklich ein solcher

unsre Tugend bedrohte, zu entgehen. Was aber die Würkungen einer abergläubischen Furcht betrift, so sollten wir endlich einmal einsehen, daß diese Täuschungen des Volks durch Schreckgestalten, die Religion und ihre Diener von jeher in den Augen vernünftiger Menschen gar sehr herabgesetzt haben.

Die Erklärung des moralischen Uebels in dem Menschen, durch Forterbung von dem ersten Elternpaar, hat eine ungleich größere Wahrscheinlichkeit. Man findet in der ganzen Natur so viel analoges, von Ausarten und Veredeln der Gattungen, daß man es ohne Bedenken auf den Menschen überzutragen geneigt wird. Wie der Stamm, sagt man, so die Frucht. Wie die Eltern so die Kinder. Wenn körperliche Uebel forterben können, warum nicht auch moralische, zumal wenn sie ihren Hauptsitz im Körper haben sollten. Aber gerade hier liegt eine große Schwierigkeit. Wie will man denn beweisen, daß die körperliche Natur des Menschen durch den Fehltritt der Erstgeschaffnen gelitten habe? Gehn nicht noch bis auf diesen Tag durchaus gesunde, kraftvolle, jeder An-

strengung fähige und das höchste Ziel des lebens erreichende Menschen hervor, ohnerachtet seit dem Entstehen des Menschengeschlechts, und dem Herrschendwerden so grober laster und physischer Ausschweifungen, eine Abnahme der Körperkraft gar wohl begreiflich wäre? Worin sollte sich auch diese angeerbte physische Verderbniß zeigen? Etwa in den sinnlichen Trieben? So wären ja die Triebe, welche der Schöpfer so wunderbar zu Mitteln wichtiger Zwecke bestimmt hat, an sich sündlich, und wir müßten annehmen, daß sie vor dem Fall nicht vorhanden gewesen? Oder in der Unordnung der sinnlichen Triebe? Aber diese ist ja nicht körperlich, sie hat in den Unordnungen der Vorstellungen, und der Neigungen, nicht im Körper ihren Grund? Oder in ihrer Stärke? Aber gerade diese ist ja ein Zeichen der Gesundheit. Die Forterbung des Uebels müßte folglich in dem geistigen Theil des Menschen zu suchen seyn, welches wiederum allen unsern sonstigen Vorstellungen, von dem Entstehen eines Vernunftwesens widersprechen würde. Ueberdies aber ist die ganze Idee von einem erblichen Bösen,

mit den richtigen Begriffen von Zurechnung unverträglich, und man sieht es den Systemen ihrer Vertheidiger an, welche Mühe es sie gekostet hat, zwischen beyden eine Vereinigung zu stiften. Nichts kann, nach allem Sprachgebrauch, Böse heißen, als was durch unsre Freyheit bewürkt ist. In der Einwilligung in das, was die Vernunft als Unrecht erkennt, besteht das Wesen der Sünde. Alles was angebohren, oder angeerbt ist, sey es gut oder böse, schließt die Begriffe von Verdienst und Schuld gänzlich aus.

Sagen Sie nicht, m. w. Fr., daß dieses philosophisch wahr seyn möge, aber gleichwohl den deutlichen Ausspruchen der Bibel widerspreche. Wenn wir uns nur einmal gewöhnen wollten, ihre Worte nicht nach der Strenge, welche man von einer wissenschaftlichen Sprache verlangen kann, zu beurtheilen, und nie vergessen, daß sie eine populäre Einkleidung wählt, um sich verständlich zu machen. Allerdings sagt sie, Adam habe gesündigt, und alle seine Nachkommen gleich ihm; allerdings nennt sie ihn im Gegensatz von Chri-

stus dem Urheber des Bösen, wie diesen den Urheber des Guten; allerdings redet sie von einer allgemeinen Verderbniß der ganzen Gattung. Hierin liegt auch deutlich die Wahrheit, welche niemand bezweifelt, daß sich unsre Natur, wie in ihren Vollkommenheiten so in ihren Schwächen, wie in ihren Anlagen, so in ihren Trieben und Neigungen gleich ist. Aber gewiß soll der Sinn nicht seyn, daß, wenn Adam nicht gesündigt hätte, auch keiner seiner Nachkommen gesündigt haben würde; eine Lehre, welche mit den würdigen Begriffen von Gott so unverträglich ist, daß nur in dem Verstande eines Scholastikers, ein Bundesvertrag, der sie rechtfertigen sollte, gedenkbar erscheinen konnte.

Die Erklärungen des Ursprungs des moralischen Uebels, welche die philosophischen Schulen versucht haben, suchen ihn entweder in der körperlichen, materiellen Natur des Menschen, oder in seiner Sinnlichkeit im weiteren Sinn, oder in irgend einer unbegreiflichen Ursach, welche wir zwar anzunehmen genöthigt, aber selbst zu entdecken ausser Stande seyn sollen. Die

ältesten Philosophen, so fern sie diesen Gegenstand berühren, bleiben entweder bey dunklen Ausdrücken, die beynah auf ein doppeltes — gutes und böses — Urwesen zurückführen, oder sie unterscheiden in dem Menschen eine doppelte — sinnliche und vernünftige — Seele. Diese platonische Idee, welche nur wie so viele andre, unter den Händen der Neuplatoniker entstellt ward, ist im Grunde keine andre, als die, welche von den meisten christlichen Weltweisen, wenn gleich unter verschiednen Formen, in ihr System aufgenommen ist.

Wenn sie nemlich gleich nicht die Materie an sich böse nannten, oder als die Ausgeburt eines bösen Urwesens betrachteten, so suchten sie doch den Ursprung des sittlichen Bösen lediglich in der Sinnlichkeit, folglich, da sie diese aus der Verbindung der Seele mit dem Körper herleiten — in der körperlichen Natur. Und wer möchte es denn leugnen wollen, was wir täglich in uns selbst wahrzunehmen Gelegenheit haben, daß unser Körper mächtig auf unsern bessern Theil einwürkt? Wir sind es uns ja nur zu oft bewust, daß er nicht nur unsre Erkenntniß-

Kräfte beschränkt, unsern Fortschritten im Wissen sehr enge Grenzen setzt, sondern daß auch jede noch so kleine Unordnung, jedes unbehagliche Gefühl, oder jeder angenehme Reiz, unsre festesten Entschlüsse wankend machen, und in Augenblicken die Arbeit vieler Wochen zerstören kann. Es sind nicht bloß die Laster, welche nur unter der Bedingung eines Körpers vollbracht werden können und recht eigentlich ihren Sitz in ihm haben; es sind auch so manche andre Unarten unsers Herzens, so mancher Ausbruch eines unfreundlichen, mißgünstigen, ungerechten Sinnes, wovon wir uns aufs deutlichste bewust sind, daß bey einem andern Zustande des physischen Menschen, der moralische in einer ganz andern Stimmung gewesen seyn würde. Aber demohnerachtet seh ich nicht ab, was gewisse Leidenschaften, was der unersättliche Ehrgeiz, was die unbändige Herrschbegier, was der boßhafte Neid, und die teuflische Bosheit, welche wir bey einzelnen Menschen wahrnehmen, was überhaupt alle die Laster, welche der Sinnlichkeit nicht den geringsten Genuß gewähren, ihr wohl gar oft große Opfer kosten, für einen

Zusammenhang mit dem Körper haben sollen. Die edlern Neigungen und Bestrebungen sind es nicht allein, bey denen die Seele ihres Körpers vergißt, und ihn vielleicht bis zur Zerstörung seiner Lebenskräfte vernachläßigt. Auch die unedlen, selbstsüchtigen, menschenfeindlichen haben zuweilen dieselben Würkungen. Zu den Zeiten des schrecklichsten Kampfs der Partheyen in Frankreich — so erzählte mir Alexander Lameth, welcher einst selbst eine wichtige Rolle in diesem großen Drama der Weltgeschichte gespielt hatte — verwandelten sich Menschen, welche bis dahin in allen nur erdenklichen Ausschweifungen gelebt hatten, in wahre Kartheuser. Aller Sinnengenuß verlohr den Reitz für sie. — Schwelger, welche sonst halbe Tage der Tafel gewidmet hatten, nahmen sich zum Essen kaum Zeit; sahen ihre Buhldirnen nicht mehr an; verschmähten jede Bequemlichkeit des äussern Lebens. Es war auch nicht bey Allen Geldbegier die sie spornte, es war nur die Durchsetzung ihres ehrsüchtigen Plans, nur der Triumph ihrer Parthey, nur der Sturz ihrer Gegner, was sie Tag und Nacht spornte, und wobey sie bleich

und hager würden. Sagen Sie mir, wie soll die bloße Sinnlichkeit des Körpers solche Erscheinungen erklären?

Hierin also haben, meiner Meinung nach, diejenigen Philosophen recht, welche die Erklärung der sittlichen Verderbniß, blos aus der im Körper wohnenden Sinnlichkeit verwerfen. Sie hat keine nothwendige Tendenz zum Bösen, vielmehr eben so oft zum Guten. Es kann, wie ich schon in meinem vorigen Briefe bemerkt habe, keinesweges bewiesen werden, daß in ihr selbst eine Verderbniß vorgegangen sey. Man begreift endlich nicht, welchen Antheil sie an gewissen Gesinnungen haben solle, welche doch entschieden böse sind. Wenn dies aber jene Weltweisen bestimmt, den Ursprung aus welchem das moralische Böse zuerst in den Menschen gekommen seyn könne, unbegreiflich zu nennen, so hängt dies allerdings mit der Meinung zusammen, daß das Sittengesetz in dem Menschen, aller Ausbildung der Vernunft durch Erfahrung und Beobachtung vorhergehe, wenn folglich der Mensch

dennoch eine verkehrte Maxime befolge, diese in irgend einem vorhergegangenen Bösen, nicht in der bloßen Schwäche der Vernunft, ihren Grund haben könne. Allein ich gestehe Ihnen, daß mich diese Vorstellung noch nie überzeugt hat. Ich verkenne die Anlage zur Sittlichkeit in dem Menschen so wenig als das Gesetz, welches ihm in seinem Innern recht zu handeln gebietet. Ich bezweifle auch nicht, daß dies in der ursprünglichen Einrichtung seiner Vernunft gegründet ist, welche mit sich selbst nicht im Widerspruch treten, daher auf einer jeden Stufe der Ausbildung nur das achten und billigen kann, was sie mit sich übereinstimmend findet. Aber wenn sich um eben diese Zeit der menschliche Wille frey fühlt, so vermag ich zwar die Natur der Freyheit, welche alle Philosophen für die Grenze des Wissens erkennen, nicht zu erklären, sehe aber doch aufs deutlichste ein, daß die Wahl oder Verwerfung dessen, was die Vernunft erkannt hat, völlig in ihrer Gewalt stehen müsse, wenn sie Freyheit seyn soll, folglich kein früheres und gleichsam ursprüngliches, oder angebohrnes Bö-

se nöthig sey, um den Vernunftursprung des Bösen begreiflich zu machen. *)

Auf jeden Fall werden wir also besser thun, wenn wir uns im populären Unterricht an die so lichtvolle Theorie unsrer biblischen Schriften halten, die mit den Erfahrungen, welche jeder Mensch an sich selbst machen kann, in der vollkommensten Harmonie steht. Kein künstliches System — heisse es theologisch oder philosophisch — ist so fruchtbar an praktischen Bemerkungen; es verwickelt in Schwierigkeiten, denen man durch neue Erfindungen abhelfen muß, welche nur noch mehr verwirren? Wer kann aber jenes Selbstgespräch Paulus über den Kampf in seinem Innern, (Röm. 7, 15.) wer kann die Genealogie der Sünde bey Jakobus lesen, (Jak. 1, 13-15.) ohne sich gedrungen zu fühlen, auszurufen: Das ist meine Geschichte! So sieht es in meinem Innersten aus!

*) Um die Beziehungen des vorigen ganz zu verstehen, müßte man mit Kants Abhandl. von radicalen Bösen, u. Ftchte über den Ursprung des Bösen in dem System der Sittenlehre. S. 231. ff. nicht unbekannt seyn.

Neunter Brief.

Es war gewiß etwas fehlerhaftes in der Methode vieler unsrer ältern Asceten, wenn sie in Predigten und Erbauungsschriften unaufhörlich von der tiefen Verderbniß der menschlichen Natur und einem angebohrnen Erbübel redeten, wodurch immer ein Theil von Menschen über seine Fehler mehr beruhigt, als in jene heilsame Unruhe versetzt wurde, welche sie beabsichtigten. Sie mochten jenes ursprüngliche Verderben noch so oft als einen Gegenstand des göttlichen Zorns, und schon deshalb den Menschen verdammlich vorstellen — ein gewisses inneres unaustilgbares Gefühl sagte ihm doch, daß er nur das verantworten könne, was er verschuldet habe, und daß Gott zu gerecht sey, um Mängel zu strafen, die nur er allein hätte verhüten können.

Wenn wir aber jene Idee aufgeben, wenn wir davon ausgehen, daß keiner weder gut noch böse, sondern nur endlich und einge-

schränkt, oder wenn Sie lieber wollen, sinnlich gebohren wird, daß Gut und Böse Begriffe sind, welche durchaus den Gebrauch eines freyen Willens voraussetzen, so lassen Sie uns nun, indem wir den Fehler jener Asceten vermeiden wollen, nicht in einen andern verfallen, zu welchem ein sogenannter milder philanthropischer, aber ehrlich zu sagen etwas erschlaffter Geist, viele Religionslehrer geneigt gemacht hat. Da wir unsre Zuhörer für nichts mehr verantwortlich machen wollen, als was sie verschuldet haben, so ist es desto nothwendiger, ihnen über das, was sie verschulden, die Augen zu öffnen, und das innere Bewußtseyn ihrer freyen Willensbestimmung in ihnen recht lebendig zu erhalten.

Wir waren in dieser Rücksicht auf einen sehr gefährlichen Abweg durch gemißdeutete Philosophie, und mißverstandene Moralprincipien gekommen, zu deren Verbreitung gewisse sehr gelesne Schriften für das Volk, oder für alle Stände, wie sie sich, um ein groſses Publikum zu bekommen, ankündigten, ja vielleicht selbst manche der besten Köpfe

der Nation, ohne es zu wollen, mitwürkten. Man bemerkte oft zu spät, daß die Behauptung: „Organisation, Gesellschaft und Umstände machten alles aus dem Menschen„ geradezu dahin führe, ihn von jeder Verschuldung loszusprechen, aber eben dadurch auch den Begriff von Tugend und laster, welcher auf dem Fundament der Freyheit beruht, zu zerstören. Es waren nicht bloß die leichtsinnigen Menschen, welchen diese Lehre willkommen war, weil sie auf einmal alle ihre Verirrungen so verzeihlich machte; es waren auch sehr gute Menschen, welche für ihre Person nicht den mindesten Vortheil aus ihr ziehen wollten, aber deren wohlwollende Neigungen dabey ihre Rechnung fanden, weil sie schon vorher immer geneigter waren, die Fehler andrer zu entschuldigen, als sie anzuklagen.

Verzeihen Sie, m. w. Fr., wenn ich Sie selbst ein wenig in Verdacht habe, daß Ihr Herz von dieser Seite zuweilen Ihrem Urtheil vorgeeilt ist. Sie drucken sich wenigstens in einem Ihrer Briefe so aus, daß, wer Consequenzen machen wollte, Sie leicht einer Theorie anklagen könnte, bey welcher alle Moral zu Grunde ge-

hen muß. Kann der Mensch der Einwürkung der äussern Umstände nicht widerstehen, so hört er auf, ein moralisches Wesen zu seyn, und alles unser Ermahnen und Predigen ist entweder ganz vergeblich, oder es ist wenigstens dem, auf welchen es würkt, nichts mehr davon zuzurechnen, als dem Steine, welcher durch irgend eine fremde Kraft aus seiner Ruhe gebracht wird.

„Aber„ — hör ich Sie fragen — „kann man es denn in Abrede seyn, daß der Mensch von seinem ersten Eintritt ins Leben, selbst von dem Moment seiner Empfängniß an, der unaufhörlichen Einwürkung, der ihn umgebenden Dinge ausgesetzt ist? Und bestimmen diese Eindrücke nicht sehr oft seine Handlungen, wie seine Vorstellungen?„

Vollkommen wahr! Die Geschichte eines jeden Tages den wir zurückgelegt haben, ist uns ein unwidersprechlicher Beweis davon. Wie ganz anders war der Gang unsrer Ideen, und welche ganz andre Richtung nahm unsre Thätigkeit, weil ein einziger Besuch am Morgen uns aus unserm gewohnten Gleise zog? Bey

dem Rückblick am Abend auf alles was wir dachten und thaten, sahen wir Gedanken an Gedanken, Handlungen an Handlungen wie Glied an Glied einer langen Kette gereiht. Und unser ganzes System zu denken und zu empfinden, wie viel Antheil hat daran Körperbau, innere Beschaffenheit dessen, was unsre Physiologen das Seelenorgan nennen, Erziehung, Unterricht, das günstige oder widrige Geschick, das uns betroffen hat? Mit welcher fast entscheidenden Zuversicht können wir von einzelnen Menschen sagen, daß sie unter ganz andern Umständen, nicht nur ganz andre, sondern, — worauf es hier eigentlich ankommt — ungleich bessere oder schlechtere Menschen geworden seyn würden. Doch was wiederhol' ich Ihnen, wovon Sie selbst nur zu sehr überzeugt sind, und was unsre neuesten Schriftsteller für empirische Psychologie, für das Fach der Romane, der Schauspiele und der Biographien, mit einer Beflissenheit aus einander gesetzt haben, welche beynah keine Bemerkung mehr darüber übrig läßt.

So viel Wahres in dem Allen liegt, so giebt es gleichwohl eine Grenze, innerhalb welcher wir uns halten müssen, wenn die Anwendung nicht zum Mißbrauch führen und schädlich werden soll. Dieser Mißbrauch ist am gefährlichsten, wenn wir über uns selbst urtheilen; am unschädlichsten in unsern Urtheilen über andre. Wer aber andre belehren und zur Sittlichkeit erziehen soll, kann überall nicht vorsichtig genug seyn.

In den Urtheilen über uns selbst, siegt freylich Anfangs das Selbstbewußtseyn über die Sophismen der Eigenliebe. Wir mögen noch sogar den Antheil unsers freyen Willens an tadelhaften Handlungen, hinter dem Antheil welchen Temperament, Lagen und Umstände daran haben, verstecken wollen; sobald wir nur wieder ein Ohr für die innere Stimme des Herzens haben, übertönt sie doch jene Entschuldigungen, und urtheilt, gleich einem unbestechlichen Richter, der sich durch keine noch so geschmückte Reden, noch so meisterhafte Defensionen verschlagner Anwalde irre machen läßt, streng und gerecht. Aber wir bleiben leider nicht immer

unbestechlich; wir finden nach und nach ein zu großes Interesse dabey, uns selbst zu täuschen, und den Richter in uns einzuschläfern. Gehen wir folglich zu sehr darauf aus, jede Erscheinung in der moralischen Welt aus Naturgesetzen erklären, und die Veränderungen der vernünftigen Wesen, eben sowol als die der vernunftlosen einem gewissen Mechanismus unterwerfen zu wollen, so erzeugt sich zuletzt eine Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht, und wir betrachten die bessere oder schlechtere Gesinnung in uns, nicht anders, als einen kranken oder gesunden Zustand, der ohne unser Verschulden entsteht und vergeht. So lange wir es also redlich mit uns selbst meinen, sollten wir eben so oft an die Uebel denken, die wir vermeiden konnten, als an die, welche für uns unvermeidlich waren. Jenes macht uns **vorsichtig**; dieses macht uns nur **sicher**.

Ein anders ists bey den Urtheilen über andre Menschen. Denn unsre Eigenliebe, welche die wohlwollenden Triebe schwächt, verhütet schon in den meisten Fällen eine allzugütige Anwendung jener Entschuldigungen. Wir sind in der

Regel geneigter, andre härter als uns selbst zu beurtheilen, daher das, was bey ihren Fehltritten zu ihrer Entschuldigung gereichen könnte, mehr in Schatten zu stellen, als hervorzuheben. Wie selten hört man, bey der Wiedererzählung dessen, was von ihnen gesagt, oder gethan ist, die Umstände miterzählen unter denen es gesagt ward und geschah, die Zunöthigungen, die Verlegenheiten, die ganze äussere Lage, den Körperzustand? Man muß oft schon zufrieden seyn, wenn nur nichts hinzugedichtet wird, um den Schatten noch zu heben, den man auf sie werfen will. Aber mag auch ein wohlwollender Geist, jener Geist der Liebe, — der sich nicht des Bösen sondern nur des Guten und der Wahrheit freut — in uns wohnen, was schadet es am Ende, wenn wir übergerecht dem grösseren Theil der Schuld auf das wälzen, was nicht in der Gewalt des Menschen steht? Da es doch einmal unleugbar ist, daß bey jeder Zurechnung alles auf den Grad der Verschuldung oder des Verdienstes ankommt, diese aber eben so unleugbar von dem Antheile abhängig ist, welchen äussere Umstände an der

Handlung gehabt haben, so gehn wir ja immer sichrer, wenn wir von jenem Wohlwollen und selbst von einem zu starken Glauben an die Güte der menschlichen Natur belebt, was wir dem Bösen von seiner Schuld abnehmen, dem Guten zu seinem Verdienst zulegen. Wir verlieren nichts dabey. Denn wir bleiben menschenfreundlicher, wenn wir mehr Schwäche als Laster, mehr Thorheit als Bosheit, in der Menschheit erblicken; Andre gewinnen dabey — zwar nicht an inneren Werth, den kein fehlerhaftes Urtheil geben kann; doch vielleicht mittelbar, durch die Schonung, womit wir den Fehlenden behandeln und selbst dadurch bessern, indem das unverdiente lob das wir ihm ertheilen, Aufmunterung wird, es in verdientes lob zu verwandeln. Nimmt man dazu, daß wir ja überhaupt weder den Beruf noch die Fähigkeit haben, die Sittlichkeit andrer Menschen genau zu würdigen — wozu ein unendlicher Verstand gehört, — da es uns die christliche Moral sogar zur Pflicht macht, „nicht zu richten, (Matth. 7, 1. 2. Röm. 2, 1.) so können wir um so ruhiger seyn, je mehr wir uns von aller

Strenge des Urtheils über andre entfernt halten.

So bald wir uns aber in das Verhältniß eines Sittenlehrers stellen, so kommt es hier nicht so wohl auf das Urtheil über einzelne Gesinnungen und Handlungen an; denn Gottlob sind unsre protestantischen Beichtstühle, so viel anstößiges sie noch hie und da haben mögen, keine Tribunale einer anmaßenden Casuistick. Der Religionslehrer hat nur die Pflicht, im Allgemeinen richtige moralische Grundsätze zu lehren und in Ansehn zu erhalten; in besondern Fällen die unpartheyische Selbstprüfung zu befördern; selbst da, wo man ihm einzelne Tugenden oder Untugenden zur Würdigung des Werths oder Unwerths vorlegt, von seinem menschlichen Richterstuhle an den göttlichen, der in dem Menschen selbst spricht, zu verweisen. Damit aber der Mensch sich nicht verirre und die Aussprüche seiner Eigenliebe für Rechtssprüche des Gewissens halte, welches allein in der letzten Instanz, wo keine Appellation mehr angenommen wird, entscheidet, so lasse er es an häufigen Erinnerungen nicht fehlen, daß man sich selbst nicht genug

bewachen könne, um vor Täuschungen sicher zu seyn.

Um diesen Zweck zu erreichen, so wollen wir niemals, weder in den öffentlichen Belehrungen des Volks, noch in Privatgesprächen, den Satz zugeben, daß der Mensch, so lang er den Gebrauch seiner Vernunft hat, dem Drange der Umstände und den Versuchungen zum Bösen dennoch zuweilen nicht widerstehen könne. Geben wir dies einmal zu, so wird man es auf alle Fälle übertragen, wo er der Versuchung unterlag, und dann ist es einerley, ob er es auf ein unüberwindliches natürliches Verderben, auf ein unbezwingliches Temperament, oder auf die Macht des bösen Geistes, oder auf den Zwang der Umstände schiebt. Auch können wir es nicht zugeben. Denn uns ist die Entscheidung unmöglich. Wir vermögen das Maaß von Kraft und Schwäche jedes einzelnen Menschen nicht zu bestimmen. Wir können nur sagen, das Gewissen würde nicht strafen, wenn der Mensch nicht schuldig wäre; das Gesetz in uns würde nicht gebieten, wenn der Mensch keine Kräfte hätte, es zu erfüllen. Weit besser

werden wir aber für die Menschen sorgen, wenn wir ihnen aus dem Maaß ihrer Kräfte, die Grösse ihrer Schuld bey der Trägheit, als aus der Schwäche ihrer Kräfte unaufhörlich ihre Unschuld beweisen. Am lehrreichsten bleiben aus diesem Grunde die Beyspiele von Menschen, welche mit den allergrößten Versuchungen im Kampf dennoch gesiegt und sich selbst bezwungen haben. Gerade aus solchen Lagen, in welchen man oft glaubt, daß es unmöglich sey, gewissenhaft und schuldlos zu bleiben, müßte man diese Beyspiele wählen, damit dem entschuldigungssüchtigen Menschen jede Ausflucht abgeschnitten würde, wenn er vorgiebt, in seiner Lage sey diese oder jene Tugend unmöglich. Selbst dann wenn er würklich schon mit schweren Versuchungen umgeben wäre, seiner Pflicht untreu zu werden, müßte man ihm noch schwerere von fern zeigen, die gleichwohl von andern überwunden, folglich nicht unüberwindlich wären. In diesem Geist schrieb der Apostel: „Von allen Seiten von Zeugen unsers Kampfs umgeben, laßt uns in der angewiesenen Laufbahn unverdrossen fortschreiten; laßt uns die Bürde

die uns niederzieht, den Unglauben, abwerfen; laßt uns auffehen auf Jesum den Anfänger und den Vollender, der sich, so würdig der höchsten Freude, doch der Schmach nicht achtend, das Kreuz erduldete, und nun zu Gottes Rechte erhöht ist. Wollt ihr nicht ermatten, wollt ihr den Muth nicht verlieren, so denkt an den, der mit ganz andern Feinden zu kämpfen hatte. Noch hat ja euer Kampf nicht einmal Blut gekostet!„ Ebr. 12, 1. 2.

Um diese wichtige Ueberzeugung, wie viel der Mensch vermag, wenn er nur will, und wie viel Ursach er folglich hat, sich selbst anzuklagen, wenn er so wenig thut, in ihm rege zu erhalten, müßte sich der Prediger oft in einzelne Fälle hinein versetzen, und — was ihm, wenn er sich selbst fleissig beobachtet, nicht schwer werden kann — die innern Zustände, welche jeder bösen That, selbst jedem bösen Entschluß vorhergehn, recht lebendig darzustellen versuchen. Indem er dadurch an die Kämpfe, zwischen seiner bessern Einsicht und seiner sinnlichen und verkehrten Neigungen, erinnert wird, erneuern wir zugleich in ihm das Bewußtseyn, daß es eine

Zeit gab, wäre sie auch noch so kurz gewesen, wo es noch in seiner freyesten Wahl stand, zu wählen oder zu verwerfen; selbst da, wo die mächtigsten Leidenschaften in ihm aufgeregt, sein Blut in der höchsten Wallung, seine Furcht oder seine Hofnung aufs höchste gespannt war, die Fesseln der Sinnlichkeit von sich zu werfen, dazustehn wie ein Mann, und auszurufen: Ich will frey seyn!

Auch dann, wenn wir als öffentliche Lehrer über die Vergehungen andrer Menschen sprechen, oder öffentliche Urtheile über sie fällen, haben wir Ursach auf unsrer Hut zu seyn. Besonders sollte dies da geschehen, wo wir von Verstorbnen reden. Man sollte in Leichenreden eben so wenig in den lobpreisenden als in den verdammenden Ton fallen. Jenes gehört durchaus nicht auf die Kanzel, wo alles Gute was der Mensch thut, als seine Pflicht und Schuldigkeit dargestellt werden muß; dieses kommt überall dem Menschen nicht zu. Die so gewöhnlichen Wendungen aber, welche man bey Personen von einem zweydeutigen Ruf zu nehmen pflegt, daß sie zwar nicht vollkommen gewe-

sen, wie ja kein Mensch vollkommen sey, aber doch „nach ihren Umständen und in der lage worin sie sich befunden„ manches Gute gethan hätten, begünstigt recht unmittelbar die Meinung, als sey es in gewissen lagen überall kaum möglich, seiner ganzen Pflicht treu zu seyn.

Warum doch überhaupt von denen urtheilen, die über alle menschliche Urtheile hinweggerückt sind, statt für das Beste derer zu sorgen, an welchen noch etwas zu bessern ist? Warum sich nicht lieber auf die allgemeine Bemerkung einschränken, es werde einem jeden der von dem Schauplatz des lebens abgetreten sey, so wohl gehen, als er sichs bewußt seyn dürfe, sein möglichstes gethan zu haben?

Zehnter Brief.

Nein, m. Fr., ich bin nicht unbillig in meinen Forderungen an den Menschen. Wenn ich am Schluß meines letzten Briefes davon redete, daß jeder sein möglichstes thun müsse, so glaubte ich selbst durch diesen Ausdruck schon den eben so bekannten als wahren Lehrsatz mit ausgedruckt zu haben, daß keine Verbindlichkeit über das Vermögen des Handelnden ausgedehnt werden dürfe; ultra posse neminem obligari. Ich fühle es ganz mit Ihnen, daß ein sehr großer Theil von Menschen moralisch besser seyn würde, wenn der frühe Hang zu dem, was mit der hohen Würde seiner Natur streitet, nicht durch die äusseren Verhältnisse, worin er sich befindet, so unglücklich begünstigt, und er durch eine unwiderstehlich scheinende Gewalt zum Unrecht hingerissen würde. Ich bin nur der Meinung, daß wir die Menschen, an deren Besserung wir arbeiten, so oft wir ihnen die Feinde mit denen sie von innen und von außen

zu kämpfen haben, aufzählen, immer zugleich an die Kräfte, welche in ihnen liegen erinnern, und ihren Muth zum Kampf mehr aufmuntern als niederschlagen sollen.

Wir selbst aber, können uns nicht oft genug jene Hinderniße der Ausbreitung des Reichs der Wahrheit und Tugend vergegenwärtigen, weil wir durch unsre Bemühungen sie zu vermindern, vielleicht am wohlthätigsten für unser Zeitalter würken. Es gehört recht eigentlich zu unserm Beruf, an der Wegschaffung herrschender Uebel zu arbeiten, wie es die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts von jeher für den ihrigen gehalten haben. Das Klagen über sie hilft wenig, und doch scheinen so viele zu glauben, ihre ganze Pflicht sey erfüllt, wenn sie über den Verfall der Sitten, über die Verwilderung der Jugend, über die schlechten Beyspiele von oben, über den steigenden Luxus, über die Verderbniß der niedern Stände, bey allen Gelegenheiten in Klagen und Schelten ausbrechen, ohne auch nur den mindesten Versuch zu machen, diese Uebel zu vermindern. Andre sollen dies thun; andre thun in ihren Augen

ihre Pflicht nicht. Sie haben entweder keinen Beruf dazu, oder keine Macht, keinen Einfluß, keine Mittel! — Keinen Muth, sollten sie sagen, keine Verleugnung ihrer Bequemlichkeit, nichts, so gar nichts von jener edlen Begeisterung, ohne welche gar keine Tugend, gar keine echte Religiosität gedenkbar ist. Oder verwechseln sie vielleicht den Unwillen, der sich zuweilen in ihren öffentlichen Vorträgen, in einem Strome von Scheltworten ergießt, mit dieser Begeisterung? Christus und die Apostel haben mehr gethan als Strafpredigten halten; sie haben gehandelt.

„Der sittliche Verfall so manches einzelnen Menschen, und ganzer Familien — sagt der eine — ist die natürliche Folge des bürgerlichen Verfalls. Armuth und Noth erzeugt Böses aller Art. Der Unmuth und der unaufhörliche Kampf mit Sorgen der Nahrung, macht das Gemüth störrisch und hart. Das Vertrauen auf Gott wird durch das steigende Elend geschwächt. Und mit dem Vertrauen verschwindet, wie bey Kindern, auch die Willigkeit zu gehorchen„ — Sehr wahr — möcht ich ihnen ant-

worten. — Aber hast du denn, du, in dem ganzen Kreise deiner Gemeinglieder einzig dazu verordneter Mann, Sittlichkeit zu lehren und unmittelbar zu befördern, auch nur einen einzigen Schritt gethan, um diesem Verarmen zuvorzukommen? Du bist selbst nicht reich. Aber hilft man denn bloß mit Geld und Gut? Hast du — nicht bloß von deinen Lehrstuhl herab — hast du im Stillen gewarnt, als es noch Zeit war? Hast du nachgeforscht, wo der Grund des Herabkommens lag, zu der Zeit als er sich noch heben ließ? Hast du dich verwendet bey denen, die mehr Mittel als du haben? — Oder hast du sie vielleicht, um dich nur selbst zu beruhigen, für härter ausgegeben, als du sie gefunden haben würdest, wenn du nicht zu bequem gewesen wärest den Versuch zu machen? Hast du dem, der noch arbeiten könnte, wenn er nur Arbeit hätte, denen empfohlen, die oft verlegen um Arbeiter waren? Hast du dir Mühe gegeben, Personen, denen aufs höchste gestiegne Noth, nachdem sie alles verkauft hatten, auch ihre Ehre und Tugend feil machte, in Lagen zu bringen, wo ihre Ehre und Tugend durch Arbeit-

samkeit, Fleiß und Aufsicht gesichert ward? Für wen ist denn dies alles anständiger, als für dich, du berufner und verordneter Mann, — viel mehr berufen und verordnet, den Sünden wo du weißt und kannst zu steuern, als sie in pomphaften Formeln, oft zum großen Schaden derer, die an deine Macht glauben, zu vergeben.

„Die Unwissenheit nimmt sichtbar überhand, und mit der Unwissenheit die Unsittlichkeit, — sagt ein andrer — seit man uns einen so elenden Schullehrer gesandt hat, der selbst unwissend, unmoralisch und zu allem Unterricht verdorben ist. Was hilft auch bey dem Landvolk selbst der bessere? Was im Winter Gutes gelernt wird, wird im Sommer wieder vergessen?„ — Sehr schlimm, — möcht ich diesem erwiedern. — Aber gab es kein Mittel, der Anstellung eines solchen untauglichen Mannes etwas entgegen zu setzen? Weiset man denn in unsern Zeiten, Vorstellungen eines Predigers, der sich als den unermüdet treuen Vater seiner Gemeine Achtung erworben hat, so gar unfreundlich ab? Hört man so gar nicht auf die Wünsche

einer Gemeine, welche ein solcher Prediger so leicht leiten kann? Oder, wenn dies gleichwohl vergebens war, wenn du vielleicht den schädlichen Mann schon fandest, bleibt dir denn nicht noch so manches zu thun übrig? Ist schon die Probe gemacht, ihn zu gewinnen? Ihn zu belehren und zu bessern? O neben einem sehr ernsten, sehr thätigen, sehr unpartheyischen Prediger, verliert ein schlechter Schullehrer wenigstens den Muth, sich zu widersetzen, da ein solcher Mann sogar einem schlecht besorgtem Consistorium Achtung einprägt. — Wenn er nicht zu bessern ist — bleibt dir nicht wenigstens das Recht, dich selbst des Unterrichts anzunehmen? Täglich eine Stunde an die Jugend gewendet — wie viel kann sie gut machen, von dem, was von jenem versäumt wird! Und zu dieser Stunde fände der Prediger nicht Zeit — der in so vielen Gemeinen, außer ein Paar öffentlichen Vorträgen, fast nichts bestimmtes zu thun hat — indeß der Handwerker, der Künstler, der Schulmann, der Civilbediente, der Staatsminister, von Morgen bis Abend im Schweiß seines Angesichts arbeiten muß,

und kaum einige Abendstunden sein nennen kann? — „Der Sommer zerstört was im Winter gebaut wird.„ Ist denn schon auf Abstellung des Mißbrauchs angetragen? Ist mit den Hausvätern gesprochen? Sind Mittelwege versucht, das Interesse armer Eltern mit dem Interesse armer Kinder zu vereinigen? Sind Sonntagsschulen in England allein möglich gewesen? Sind sie nicht auch in Deutschland schon nachgeahmt? — Wem so leichte Mittel zu lästig und schwer dünken, der muß uns nicht bereden wollen, daß ihm der Schade des Volks am Herzen liegt.

„Der Geist der Zeit — sagt ein dritter — reißt zu mächtig mit sich fort! Wer mag ihn aufhalten? Vordem würkte noch Religion! Wer kann itzt hoffen, durch sie etwas auszurichten? Vordem galt das Wort des Predigers! Wer glaubt ihm itzt? Der Luxus verdirbt die Sitten, die unersättliche Vergnügungssucht und der Egoismus das Herz; die vermeinte Aufklärung den Kopf.„ — Hast du — möcht ich diesen fragen — die Geschichte der Menschheit wohl je zu deinem Stu-

dium gemacht? Kennst du die Jahrhunderte der ersten christlichen Kaiser? Kennst du Deutschland, Gallien, Italien im Mittelalter? Kennst du Brittannien unter der Regierung seiner Heinriche? Frankreich unter Carl dem neunten und so manchem seiner Ludwige? Dein Vaterland, zur Zeit und nach der Zeit der Reformation? Bist du jemals an die Quellen der Geschichte gegangen? Hast du auch nur die lehrreichen Sammlungen in Meiners Schriften — die niemand, der mit seinem Zeitalter zürnt, ungelesen lassen sollte — verglichen? *) Oder auch nur in deinem Fach, neben den neuen Asceten die älteren — den alten Luther, den alten Geiler von Kaisersberg, Spener, Scriver, Franke, Rambach, Schubert gelesen? So mußt du doch wissen, daß sie gerade so klagten wie du, wo möglich noch bittrer und lauter; und daß so mancher

*) Geschichte des Verfalls der Sitten und Historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen — des Mittelalters mit denen unsers Jahrhunderts, in Rücksicht auf die Vortheile und Nachtheile der Aufklärung. 1 - 3ter Th.

fromme Liederdichter, schon vor einem Jahrhundert, die Zeichen des jüngsten Tages rings um sich her zu erblicken glaubte. *) Es ist freylich

*) So sang Luther vor beynah drittehalbhundert Jahren:

Aerger ists nie gewesen
Vom Anbeginn der Welt —
Gott eilt gewiß zum Ende
Das zeigt alle Creatur. —
Der Teufel hats dahin gebracht,
Daß man Gott und sein Wort veracht
Fragt nichts nach seinen Geboten,
Treibt daraus nur einen Spott,
Sagt wohl: Es sey kein Gott!

Der Verf. des bekannten alten Kirchenliedes: „Gott hat das Evangelium„ endet 13 Verse, worin er das aufs höchste gestiegne, keiner Heilung mehr fähige Verderben der Zeit darstellt, mit dem zuversichtlichen Ausruf. Das ist ein Zeichen vor dem jüngsten Tag. Und ein anderer sehr herzlicher Dichter singt:

Lügen und Irrthum muß gelten auf Erden
Unschuld und Wahrheit muß Ketzerey werden. —
Menschenfurcht pflegt man als Weisheit zu preisen.
Laulichkeit soll nun Verleugnung gar heissen.
Alles wird irre weil Argwohn regiert,
Und auch einfältige Herzen verführt.

Dergleichen sollten doch die —

laudatores temporis acti

nicht so ganz übersehen.

natürlich, daß das unmittelbare Anschauen der Verderbniß stärker auf uns würkt und uns muthloser macht, als das, was sich im dunkeln Hintergrunde der Vergangenheit oder der Zukunft verliert. Nur sollten wir uns von Zeit zu Zeit dieser Täuschung, durch einen unbefangenen Blick in den klaren Spiegel der Geschichte bewußt werden. Dann würden wir auch den guten Geist unsrer Zeit nicht so undankbar verkennen, und es hoffnungsvoller versuchen, ihm immer mehr Spielraum zu verschaffen. Wir würden so viel religiösen Aberglauben, nicht an die Stelle einer gereinigteren Religion, so viel Geistesdruck und Gewissenszwang, nicht an die Stelle einer wohlthätigen Denkfreyheit, so viel blinden Glauben an Predigtornat und geweihte Formeln, der uns nur in der Ferne wie wahre Religiosität erscheint, nicht an die Stelle — vielleicht seltnerer, aber, wo sie ist, desto reinerer Achtung würdiger Religionslehrer, so viel ängstliches Formenwesen und eine sich selbst verzehrende Frömmigkeit, nicht an die Stelle eines vernünftigen, heitern und seiner thätigen Würksamkeit frohen Christenthums zurück wünschen.

Selbst in denen Erscheinungen des Zeitalters, welche uns am meisten mißfallen, weil sie eine Umstürzung aller Begriffe, aller Verfassungen zu drohen scheinen, würden wir — sie mögen sich nun in der Welt der Speculation, oder im practischen Leben ereignen — neben der Tendenz zum Schlimmen, auch die Tendenz zum Guten nicht verkennen, und es doch endlich der Vorsehung, die so lange mit Weisheit und Güte regiert hat, zutrauen lernen, daß sie auch ferner aus dem, was uns übel scheint, Gutes hervorzubringen wissen werde.

Was soll — fragen Sie vielleicht — dies alles hier? — Es soll die Bemerkung bestätigen, daß wir zur Beßerung unsrer Gattung durch unaufhörliches Bejammern ihrer Hindernisse sehr wenig beytragen, unsre eignen Kräfte, durch dieses ewige Suchen und Spähen nach Mängeln und Gebrechen nur lähmen, und indem wir uns dadurch untüchtig zum Würken machen, ja selbst die Hindernisse des Guten vermehren. Es soll insonderheit beweisen, daß gerade die Religionslehrer den stärksten Beruf haben, nicht bloß durch ihr unendliches Predigen, sondern

durch eine Menge andrer auf Menschenwohl und Menschenbesserung abzweckender Geschäfte, durch mehr unmittelbare Sorge für ihre Gemeinglieder, das Gute, was das Zeitalter ganz unverkennbar hat, zu benutzen, und dadurch dem Reich des Irrthums und der Lasterhaftigkeit Abbruch zu thun. Wäre so manche, von sehr achtungswürdigen Männern verseufzte, oder in Jammerklagen mit gleichdenkenden Menschen verschwazte Stunde, zum Handeln angewendet, hätten sie gleich den unvergeßlichen Reformatoren, vormaliger eben so schlimmer, wo nicht noch mehr verdorbner Zeiten, gerade da am rastlosesten gearbeitet, wo das Verderben am größten war, es wäre zuverlässig mehr Freude im Himmel gewesen über diesen und jenen Geretteten, als über so manche Gesellschaften, die zwischen Beten und Richten ihrer Brüder Stunden und Tage theilten. Durch Sorge und Arbeit für Wittwen und Waisen hätte man Gott besser verehret, als durch so manche zeitraubende Förmlichkeit, wodurch man sich von der Welt auszeichnen wollte, statt sich nur von ihr unbefleckt zu erhalten.

Elfter Brief.

Carlsbad d. — —

Schon damals, mein würdiger Freund, als sie zuerst Ihre Klagen über die scheinbar geringe Nutzbarkeit ihres Amts laut werden ließen, schienen Sie nicht ganz mit sich selbst über die Natur der menschlichen Besserung, wenigstens über die Theorie, welche dabey vor allen andern befolgt zu werden verdiene, einig zu seyn. Unser Briefwechsel ist seitdem durch angenehme und traurige Ereignisse unterbrochen. Indes haben Sie so manches über diesen Gegenstand gelesen, was Sie nur noch zweifelhafter gemacht hat. Die Philosophie des Tages, fängt allerdings an, mächtig in diese practischen Materien einzugreifen. Die Schriften mancher berühmten Weltweisen, bekommen ein so dogmatisch-biblisches Ansehen, daß Sie zu ahnden glauben, wir würden bald — nachdem das radicale Böse, die Wiedergeburt, die Selbstertödtung schon wieder in die Sprache aufgenommen ist — auch das

ganze Gefolge der Augustinischen Gnadenwürkungen, in seine alten Rechte eingesetzt sehen.

Es freut mich, daß Sie mich gerade zu einer Zeit zur Mittheilung meiner Vorstellungen über eine so wichtige Lehre auffordern, in der mir der Gegenstand durch andre Untersuchungen aufs neue interessant geworden, und zugleich einige Muße ihn zu verfolgen, vergönnt ist. Auch ist ein Ort, wo zusammenströmende Menschen aus allen Gegenden und von allen Ständen, Beßerung ihrer physischen Gesundheit suchen, gerade nicht der unbequemste um über die Wiederherstellung der moralischen Gesundheit nachzudenken. Das Geräusch das mich hier umgiebt, soll mich wenigstens nicht um die dazu nöthige Ruhe bringen. Das Getümmel der Freude wird man bald gewohnt, und sehnt sich, wenn man die reineren Freuden, welche aus dem Forschen nach Wahrheit hervorquellen, kennt, oft früher als es andre Menschen und die Aerzte selbst gut heissen, in die Stille zurück. Gottlob daß ich nicht in dem Fall so mancher Unglücklichen bin, die

rings um mich her schleichen und seufzen, weil ihre letzte Hoffnung auf dem Gebrauch dieser heilsamen Quelle beruht, oder denen frühes Uebermaaß körperlicher oder geistiger Genüsse, das härteste aller Gesetze — unthätig zu seyn — auflegt.

Der Kranke genesst, wenn die Uebel gehoben sind, die ihn krank machten. Der Schwache erholt sich, wenn die Kräfte wiederkehren, die ihm jene Uebel genommen hatten. Der sündige Mensch muß aufhören zu sündigen, wenn er tugendhaft werden, er muß alle Sünden ablegen, wenn er Kraft gewinnen will, allen Tugenden zu leben. In diesen einfachen Sätzen, begegnen sich zuvörderst alle Theorien, in welcher Sprache und unter welchen Bildern man sie auch vortragen mag. Auch sind sie unverkennbar die Lehre der Schrift. Aber wenn man weiter frägt: Wodurch wird das Uebel gehoben? Womit ist die Heilung anzufangen? — so geben die moralischen Aerzte

oft eben so verschiedne Antworten als die Aerzte des Körpers.

Der Mensch ist blind und todt für das Gute, behauptet der eine. Versuche ihn dahin zu bringen, daß er nur dies glaube. Blinde zu heilen, und Todte zu erwecken, dies ist allein Gottes Sache. Bey Menschen ists unmöglich. Bey Gott ist kein Ding unmöglich.

Verbessere nur — sagt der andre — die Einsichten. Kläre den Verstand auf. — Sein größtes Uebel ist Unwissenheit. Zeige ihm den Werth und die Liebenswürdigkeit der Tugend. lehre den Menschen seine Bestimmung und seine Pflichten kennen.

Verbessere — sagt der dritte — seine Neigungen. Suche das harte und befleckte Herz zu erweichen und zu reinigen. Sein böser Wille muß gebrochen, seine Leidenschaften müssen gezähmt werden. Da liegt sein Verderben!

Die Tugend, sagt ein vierter — ist eine lange Gewohnheit. Besserung ist nicht das Werk eines Augenblicks. Sie ist ein unvermerkter Uebergang vom Schlimmern zum

Besseren. Man muß nach und nach den Menschen von der Sünde entwöhnen, die Gelegenheiten dazu abschneiden oder vermindern, der Tugend Antriebe von aussen geben. So wird der Mensch ihr selbst immer treuer werden.

So giebt es noch eine Menge von Ansichten, wobey ohnstreitig jeder nach seiner besten Ueberzeugung urtheilt, und wenigstens das Gute eben so ernstlich wollen kann als die übrigen. Indes kann es bey einer näheren Untersuchung der Natur der menschlichen Besserung, besonders sofern sie auf eine praktische Anwendung berechnet ist, nicht gleichgültig seyn, über den Gesichtspunct einig zu werden. Der gute Wille macht noch nicht den geschickten Arzt. Daran übertrifft mein Hauswirth ohnstreitig alle seine Collegen. Und doch will sich ihm niemand anvertrauen.

Lassen Sie uns mit der ersten Meinung anfangen. Sie haben Ihre Dogmatik zu gut studirt, um nicht zu wissen, daß es, wie fremd es auch in unsern Zeiten manchem Ohr klingen mag, doch eigentlich die Theorie unsrer und

überhaupt aller zu größeren Kirchen vereinigten christlichen Partheyen ist. Keine natürlichen Kräfte, — Gottes Kraft allein kann den sündigen Menschen, den geistig Todten, zum neuen Leben des Geistes erwecken. Das System ist in sofern consequent, als es von einer gänzlichen Verdorbenheit der Natur ausgeht, darin den Grund einer gänzlichen Unfähigkeit zu echt moralischen Handlungen findet, folglich entweder einen höheren, aus bloßen Naturursachen nicht allein erklärbaren Ursprung der Besserung annehmen, oder die Beßerung eines so durchaus verdorbnen Geschöpfs aufgeben muß. In diesem System wird im Grunde alles durch die Gnade gewirkt, und gerade diejenigen kleinen Gesellschaften, welche für die Beförderung eines thätigen Christenthums am meisten gethan haben, sind — obwohl übrigens von den kalten Dogmatikern in der Praxis so ganz verschieden — doch in der Theorie aufs vollkommenste mit ihnen einverstanden, daß alle ihre Würksamkeit, bloß durch die mitwürkende und belebende Kraft Gottes, etwas ausrichten könne. Nur diese Theorie

finden sie den Aussprüchen der heiligen Schrift gemäß, welche ja so deutlich Gott als den Urheber alles Guten und jedes einzelnen Akts der menschlichen Besserung nenne, ihm allein das Wollen und Vollbringen zuschreibe.

Wenn man auf die Würkungen achtet, welche Männer, in denen kein Zweifel an der ausschließenden Wahrheit dieses Systems aufstieg, hervorgebracht haben; wenn man es so sichtbar wahrnimmt, wie z. B. durch den rastlosen Bekehrungseifer, der Spenerischen Schüler, der Mährischen Brüder, der Methodisten in England, würklich sehr viele der verwildertsten oder vereitelsten Menschen, zum wahren Eifer im Christenthum zurückgebracht, und jenen an uneigennütziger Liebe zu Gott und ihren Mitmenschen ähnlich geworden sind, so kann man geneigt werden, ihre Principien wenigstens für die sichersten zu halten. Sähe man besonders keine so auffallenden Würkungen, von den Bemühungen derer, welche alles durch die eigne Kraft des Menschen ausrichten zu können meinen, so würde sich die Befürchtung, daß sie zu viel unterneh-

men, noch vermehren. Dennoch glaube ich diese Erscheinungen erklären zu können, ohne auf der einen Seite jenen thätigen frommen Menschenfreunden ihren Werth und ihre Nutzbarkeit absprechen, ohne auf der andern ihrer Theorie beystimmen, ohne endlich das Ansehen der heiligen Schrift aufopfern zu dürfen.

Sie erinnern sich der bekannten Geschichte, von einem Vater der seinen Söhnen von dem in einem unfruchtbaren Acker verborgen liegenden Schatz erzählte, und ihnen Wohlstand und Ueberfluß versprach, wenn sie ihn finden würden. Die Söhne strengten alle ihre Kräfte an, den Schatz aus der Tiefe hervorzugraben, durcharbeiteten den ganzen Acker, und ob sie gleich keinen Schatz fanden, so wuchs doch in der Folge Wohlstand und Ueberfluß aus dem umgewühlten Boden, und die Verheißung des Vaters gieng in Erfüllung. Lassen Sie uns die Anwendung auf jene redlichen Männer machen, die unaufhörlich alles Gute als eine unmittelbare Würkung der Gnade darstellen, welche den Menschen die Augen öffne, Reue, Schmerz, Abscheu und Sehnsucht, Liebe und Kraft in ihm hervorbringe.

Ohnerachtet ihre Ueberzeugung, daß hierdurch allein die Besserung des Menschen bewürkt werde, versäumten sie nicht das geringste, um den von Natur für die Wahrheit Tauben und Unempfänglichen Wahrheit zu lehren, als ob er hören und fassen, dem geistlich Blinden, im Spiegel des Unterrichts sein von lastern entstelltes Bildniß vorzuhalten, als ob er sehen könnte, den Erstorbnen zur Thätigkeit im allen guten Werken aufzumuntern, als ob würklich noch leben in ihm wäre. Sie kamen zum Zweck. Des großen Vaters Absicht ward erreicht, wenn auch seine Kinder in ihren Vorstellungen geirrt haben sollten. Alle Mittel waren ja angewendet. Auf die Art wie man sich ihre Würkung dachte, kam wenig an.

Die Theorie selbst, von einer unmittelbar würkenden Kraft, wodurch allein die Besserung möglich gemacht werden könne, scheint mir indes, sobald wir darüber dogmatisiren, durchaus nicht haltbar zu seyn. Auch wurde neuerlich selbst unsre systematische Theologie, nicht nur milder in ihren Ausdrücken, als Augustin, Luther, die Concordienformel und die ganze

alte Dogmatik, wenn von dem Antheil Gottes an der Beßrung die Rede war, sondern selbst nicht abgeneigt, diesen Antheil überhaupt, auf die Darreichung der Mittel, auf das göttliche Wort, das Gewissen und die innere Kraft der Wahrheit zu beschränken. Erst neuerlich, seitdem einige Gottesgelehrte der grammatisch-historischen Interpretation der heiligen Schrift, noch eine andre Interpretation zugesellt haben, und Kants Religionslehre für den wahren Schlüssel der biblischen Schriften halten, ist die Idee von einer unmittelbaren Würksamkeit Gottes erneuert, und für einen zwar der Vernunft unerreichbaren aber gleichwohl sehr fruchtbaren Gegenstand des Glaubens, noch nachdrücklicher als Kant selbst gethan hat, erklärt worden. „Gott hat, sagt einer der geschätztesten Schriftsteller dieser kritischtheologischen Schule, außer dem mittelbaren auch einen innern oder unmittelbaren Antheil an der Besserung und Heiligung des Menschen, durch eine unmittelbare Würksamkeit seiner Heiligkeit auf die moralische Natur. So unbegreiflich uns auch dieser Beystand Gottes ist, so sind

wir doch nicht berechtigt an ihm zu zweifeln. Denn erstlich, ist das Moralgesetz in uns ein göttliches Gesetz, welches als unmittelbarer Ausdruck des göttlichen Willens, auch unter seiner unmittelbaren Leitung stehen muß. Dann lehret auch die Erfahrung, daß durch Gebet und wahre Andacht, ein Emporschwung unsers Herzens zur Heiligkeit Gottes statt fand, welcher unsre Kraft zum Guten erhöht und stärkt. Endlich lehret die Schrift ausdrücklich, daß der heilige Geist Gottes, unmittelbar auf den sich bessernden Menschen wirke (Phil. 2, 13. Eph. 3, 16. Tit. 3, 5.) Diese Lehre hat etwas Geist- und Tugenderweckendes (1 Cor. 2, 16.) und muß als ein erhabener und fruchtbarer Gegenstand des Glaubens betrachtet werden, ob sie gleich der forschenden Vernunft gänzlich unerreichbar ist.*)

Wenn es, würde ich dem einsichtsvollen und wahrheitliebenden Verfasser jener Stelle erwiedern — wenn es keine andern Gründe, für

*) Ammons wissenschaftlich-praktische Theologie. S. 227.

eine unmittelbare Würkung Gottes giebt, so kann ich nicht absehen, warum wir nicht an ihr zu zweifeln berechtigt seyn sollten. Die Gründe aus dem moralischen Gesetz in uns, und aus der Erfahrung von den Würkungen des Gebets, enthalten ja offenbar nichts, was auf eine von den natürlichen Einrichtungen und Kräften unsrer Natur verschiedne Würkung führte. Daß Gott durch unser Gewissen, oder wenn man lieber will, durch die praktische Vernunft zu uns spricht, leugnet niemand. Aber eben dadurch ist ja auch schon das Mittel bestimmt, und nach allem bisher angenommenen Sprachgebrauch, kann hierin keine unmittelbare Würkung der Gottheit gesetzt werden. Das Gebet hat eine Kraft uns im Guten zu stärken. Aber wollen wir dies eine unmittelbare Kraft nennen, wo es so klar ist, daß die Lenkung unsrer Gedanken von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare, und die lebhaftere Vergegenwärtigung des letzteren, diese Würkung hervorbringt, folglich ihr Grund der forschenden Vernunft gar nicht unerreichbar ist? Es bleibt folglich ein unmit-

telbarer Antheil Gottes, lediglich Sache des Glaubens an die Ausſprüche der Schrift. Daß in dieſer die Erſcheinungen in der moraliſchen Welt, oder dem Reiche der Gnaden, eben ſo wohl als die in der phyſiſchen Welt, dem Reich der Natur einer unmittelbaren Würkung Gottes zugeſchrieben werden, liegt am Tage. Nur unternehme ich es nicht zu behaupten, daß die heiligen Schriftſteller jenen Unterſchied, zwiſchen dem mittelbaren und unmittelbaren, dem natürlichen und dem übernatürlichen, eben ſo ſcharf gefaßt, und eben ſo fein unterſucht haben, als ſpäterhin geſchehen, nachdem die Religion eine Wiſſenſchaft geworden war. Faſt kommt es mir vor, ſie achteten überall auf dieſen Unterſchied wenig; ſie ſahen in einer jeden weiſen Einrichtung der Welt, die göttliche Weisheit; ſie hörten in jeder Wahrheit Gottes Stimme; ſie glaubten in einer jeden erhöhten und ungewöhnlichen Würkſamkeit menſchlicher Kräfte, Gottes Geiſt und Kraft zu erblicken; ſie vertrauten bey einem jeden wichtigen Unternehmen, und beſonders da, wo es auf die Beförderung Gott würdiger Zwe-

cke ankam, auf seinen Beystand, und verspra-
chen ihn, ohne Grübeley über seine Natur, ei-
nem jeden, der sich seiner nicht durch unreine
Absichten unwürdig mache. Finden wir nun
nichts anstößiges, oder der Achtung gegen die
Aussprüche der Bibel nachtheiliges darin, ihnen
da, wo Erscheinungen, welche wir täglich nach
Naturgesetzen erfolgen sehen, als unmittelbare
Würkungen Gottes beschrieben sind, einen Sinn
zu geben, der die Würksamkeit jener Naturge-
setze nicht ausschließt; sollten wir nicht eben so
wohl berechtigt seyn, nach dieser Analogie die
Erscheinungen in der Geisterwelt zu erklären?
Wir hören auf, consequent in unsrer Interpre-
tation und in unsrer Philosophie über die Bi-
bel zu seyn, wenn wir bald bey dem Wortsinn
bleiben, ob er wohl der forschenden Vernunft
unerreichbar ist, bald ihn so unbedenklich verlas-
sen, wenn wir ihn nicht nöthig zu haben glau-
ben. Mich dünkt daher, man sollte auf eine
bloße Möglichkeit übernatürlicher Gnaden-
würkungen — die ich nicht zu bestreiten be-
gehre — keinen Glauben an sie bauen.
Wären dem Stifter der neuen Philosophie, die

Fortschritte der historischen Auslegung, die mit dem Studium der Sprache auch das Studium der Zeitbegriffe, welche so verschiednen Einfluß auf den Sinn der biblischen Ausdrücke gehabt; wäre ihm das, was Spalding und Eberhard in ihren lichtvollen Untersuchungen dieser Materie *) schon vor zwanzig Jahren gesagt haben, eben so bekannt gewesen, als die ältere Dogmatik, an welche er überall seine Philosopheme anschließt, er würde schwerlich auch nur entfernten Anlaß gegeben haben, aufs neue die Gnade im dogmatischen Sinn mit der Natur zu verbinden. Sagt er nicht selbst so bündig und so wahr: „Der Begriff eines übernatürlichen Beystands zu unserm moralischen, obzwar mangelhaften Vermögen, und selbst zu unsrer nicht völlig gereinigten, wenigstens schwachen Gesinnung, allen unsren Pflichten ein Genüge zu thun, ist transcendent und eine bloße Idee, von deren Realität uns

*) S. Spalding über den Werth der Gefühle im Christenthum und Eberhards Apologie des Socrates, 1. Th. S. 152.

keine Erfahrung versichern kann. Aber selbst als Idee, in bloß praktischer Absicht sie anzunehmen, ist sie sehr gewagt, und mit der Vernunft schwerlich vereinbar, weil, wenn uns das sittlich gute Verhalten zugerechnet werden soll, nichts durch fremden Einfluß, sondern den bestmöglichen Gebrauch unsrer eignen Kräfte geschehen muß! — Die Unmöglichkeit davon läßt sich zwar nicht beweisen. — Da wir aber — nicht das Mindeste davon erkennen können, ob eine gewisse in uns wahrgenommene moralische Stärke, würklich daher rühre, oder auch in welchen Fällen, unter welchen Bedingungen sie zu erwarten sey — so würden wir von dieser Idee gar keinen Gebrauch machen können. Mögen sich im Gemüth bisweilen aufs Moralische hinwirkende Bewegungen ereignen, die man sich nicht erklären kann, und bey denen unsre Unwissenheit zu gestehen genöthigt ist: „Der Wind wehet wohin er will — aber du weißt nicht woher er kommt„ — so bleibt es doch immer bedenklich, etwas näheres darüber bestimmen zu wollen.„

„Aber antwortet nicht Christus selbst, seinen über die Schwierigkeit einer gründlichen Besserung erschrocknen Jüngern: „Bey Menschen — also durch menschliche Kräfte — ists unmöglich. Bey Gott ist kein Ding unmöglich? — und liegt nicht darin die Lehre von einem übernatürlichen Beystande der Gnade aufs allerdeutlichste?„ — Es scheint mir anders. Christus bedient sich in eben dem Zusammenhange eines gleich starken Ausdrucks, wenn er es für leichter erklärt, daß ein Cameel durch ein Nadelöhr gehe — also daß das Unmögliche möglich werde, — als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme. Jeder Ausleger gesteht, daß die außerordentlichen Schwürigkeiten, womit ein Reicher zu kämpfen habe, dadurch bezeichnet werden sollen. Jedermann weicht also hier von dem Buchstaben ab. Sollte uns nicht eben sowohl erlaubt seyn, jenen Worten Jesu den Sinn unterzulegen: „Menschen mag es unmöglich scheinen, aber mit Gottes Beystand — welchen er uns durch so viele Mittel anbietet — ists nicht unmöglich.„ Warum doch viele Mittel ausschliessen, weil sie nicht überall

genannt werden? Warum die Besserung mit Paulus eine neue Schöpfung, eine Wiedergeburt nennen, und nicht zugleich mit Petrus bemerken, daß es der Saame des göttlichen Unterrichts sey, aus welchem sich die Keime der neuen Schöpfung, oder des neuen Menschen entwickeln? Wir brauchen also denen, welche der Vernunft in Sachen des Glaubens keine Stimme zugestehen, nicht einmal die Schwürigkeiten entgegenzusetzen, welche für diese ein System nothwendig behalten muß, in welchen der Mensch bald nichts, bald wieder so viel vermag, bald die allmächtige Gnade alles, sogar den guten Entschluß würkt, bald der Mensch als schuldig erscheint, wenn er nicht selbst Hand an das Werk seiner Besserung legt. Wir dürfen nur aus einer consequenten Auslegung der biblischen Schriften zeigen, daß sie selbst gar nicht nothwendig auf etwas unmittelbares führen, nirgends das Unmittelbare in den Würkungen Gottes durch entscheidende Merkmale kenntlich machen.

Doch wozu schreib ich dies Ihnen? Sie haben ja längst schon die Schwürigkeiten, welche

mit der hyperphysischen Bekehrungsmethode verbunden sind und die scharfsinnigen Untersuchungen gekannt, in welchen sie ins Licht gesetzt sind. Eine Bestreitung des Vertrauens auf übernatürlichen Beystand, werden Sie im populären Unterricht, so wenig als ich nöthig finden. Der Mißbrauch wird genugsam verhütet, wenn wir den Menschen auf das, was er zu thun, und auf die Mittel die ihm Gott gegeben hat, aufmerksam machen. Erfüllt er jenes, und benutzt er diese, so kann er des göttlichen Beystandes gewiß seyn. Denke er sich die Art desselben wie er will — verbinde er mit dem Gedeihen der moralischen Cultur eben so verschiedne Begriffe, als der Landmann mit dem Gedeihen seines Ackerwerks verbinden mag — er wird von der Hofnung darauf belebt und in allem Guten gestärkt werden.

Zwölfter Brief.

Wenn denn die moralische Besserung nach keinen andern Gesetzen erfolgt, als die wir bey allen Veränderungen des innern Menschen würksam sehen, so kommt nun um so mehr darauf an, wie wir den Besserungsbedürftigen behandeln. liegt das Uebel vornemlich in seinen Vorstellungen, so wird die Erleuchtung des Verstandes, liegt es in seinen Trieben und Neigungen, so wird die Heiligung d. i. die Richtung derselben auf das höchste Gut, die Hauptsache seyn. Ist aber mehr Ungeübtheit und Schwäche der Grund, so wird man auf Gewöhnung und Stärkung zu denken haben, um ihn beharrlich tugendhaft zu machen. Der öffentliche Religionslehrer kann allezeit voraussetzen, daß unter seinen Zuhörern Menschen sind, bey denen das eine oder das andere der Fall ist. Er wird folglich immer nützlich werden, wenn er jene verschiednen Mittel mit einander verbindet. Nur müssen

alle seine Bemühungen von einer recht deutlichen Vorstellung, was er eigentlich hervorbringen will, ausgehn. Das ist die Hauptsache. Und darin wird vielleicht am meisten gefehlt.

Bey sehr vielen Religionslehrern der alten und neuen Zeit, — sie mögen es sich deutlich bewußt seyn oder nicht — war doch offenbar die Meinung, „der Mensch sey gut, wenn er nicht offenbar böse und lasterhaft lebe, schwach werde er immer bleiben, irren und fehlen, gehöre einmal zu seiner Natur„ — die Hauptquelle einer gewissen läßigen Betreibung ihres ganzen Geschäfts. Sie machte so geneigt, leicht mit dem Menschen zufrieden zu seyn, und besonders den, welcher mit der Unbescholtenheit des Wandels, äußere Kirchlichkeit und ein bescheidnes wohl gar demüthiges Urtheil über sich selbst verband, mit einem Wort keinen Widerwillen gegen Tugend überhaupt, gegen öffentliche religiöse Veranstaltungen insonderheit blicken ließ, für einen guten Christen gelten zu lassen. Wer möchte auch in Abrede seyn, daß Personen, welchen man dies Zeugniß geben kann, immer zu dem besseren, wenigstens civilisirten Theile

einer Gemeine gehören, da sie gute Bürger und unanstößige Gemeinglieder sind, und sich wenigstens durch Eigenschaften, welche eine gewisse äußere Schätzung verdienen, von denen auszeichnen, welche Immoralität und Irreligiosität zur Schau tragen.

Aber bey dem allen ist doch wahre Tugend und echtes Christenthum ganz etwas anders. Dies wollte man ohnstreitig sagen, wenn man die bürgerliche Tugend von dem innern rechtschaffenen Wesen, den Schein der Gottseligkeit von seiner Kraft, die Ehrbaren von denen, welche in der Sprache der Bibel Bekehrte, Wiedergebohrne heißen, unterschied. Und sollte man darin nicht vollkommen recht gehabt haben? Lassen Sie uns keinen Vorwurf, als würde dabey alles überspannt, und fiele man in einen pietistischen Rigorismus zurück, von der Untersuchung des Wahren in der Sache abhalten. Aber dazu wird nöthig seyn, daß wir in das Innere des Menschen hinabsteigen und uns von dem wahrhaft tugendhaften Charakter recht bestimmte Begriffe machen.

So lange der Mensch sich bloß als einen Sohn der Zeit, als den Bürger einer sichtbaren und vergänglichen Welt, seine Art zu denken und zu handeln bloß in Beziehung auf seine äußern Umstände betrachtet, so lange ihm diese Welt sein letzter Standort, die Erreichung alles dessen was die Erde giebt und nimmt, sein letztes Ziel zu seyn scheint, so kennt er sich selbst noch so gut als gar nicht. Er hat sein besseres Selbst, und sein wahres Ziel, noch nie fest ins Auge gefaßt. Er ahndet die Kräfte kaum, die in ihm liegen. Er ist fremd mit dem göttlichen Leben, welches in ihm erwachen soll; wozu auch der Funke in ihm liegt, aber bedeckt von dem Wust der Sinnlichkeit, und wie erstickt von dem Irrdischen, das Staub und Asche ist. Dabey kann er übrigens pünktlich in der Befolgung der Gesetze seyn, die er als die Bedingungen betrachtet, welche seiner irrdischen Existenz Sicherheit, Dauer und Genuß verschaffen. Er kann sich auch wohl dabey fühlen und Andern wohl thun. Er kann Kräfte in sich entwickeln, welche in Hinsicht auf die menschliche Gesellschaft von den treflichsten Folgen sind; er kann ein sehr wich-

tiges nnd schätzbares Mitglied in dem Staat, und dennoch sehr fern seyn vom Reiche Gottes.

Die nach dem Geist leben, die durch den Geist des Fleisches Geschäfte oder Antriebe tödten, die nur — sagt der Apostel — werden von dem Geist ewiges leben erndten. Der Mensch muß zu einer anschaulichen Erkenntniß gelangen, daß in ihm ein Geist wohnt, welcher sich selbst von den Banden der Sinnlichkeit loszumachen, alles was dem Sinn gefällt zu verschmähen, jede Begier dem Verlangen nach jenem unvergänglichem Gut unterzuordnen, selbst die ganze irrdische Existenz mit aller ihrer Pracht und Herrlichkeit hinzugeben fähig ist, so bald sie mit der Aufopferung irgend einer Ueberzeugung, von dem was wahr und recht ist, erkauft werden müßte. Er muß eine Denk- und Handlungsweise, welche der vernünftige Geist allein als seiner würdig und selbst einem allerheiligsten Wesen einzig wohlgefällig betrachten kann, zu seinem letzten Ziel machen, und alles, was ihr zuwider ist, als eine schnöde Herabwürdigung seiner selbst

verwerfen; in einer jeden Ausbildung und Anwendung seiner Kräfte, welcher Art sie auch seyn mögen, doch immer nur einen höchsten Zweck, die Beförderung des sittlichen Guten — das zugleich der Wille Gottes ist — im Auge behalten, und ihren wahren Werth allein nach dem Maaßstabe dieses dadurch beförderten Guten messen. Keine Macht der Gewohnheit, keine öffentliche Meinung, keine Erschlaffung der Grundsätze rings um sich her, keine für nothwendig gehaltene Anbequemung an den Geist der Zeit, muß ihn abhalten, dem allein zu folgen, was er, wie schmerzlich es auch seiner Sinnlichkeit fallen mag, doch allein in sich und in andren zu achten im Stande ist. So dachte, so lebte Christus auf Erden. Darum soll sein Geist seine Schüler beseelen, es soll in ihnen ein ähnliches moralisches Leben erwachen. An Kraft und Stärke kann es nach und nach gewinnen, aber es muß einmal mit Bewußtseyn angefangen werden.

Ist dies gegründet, so haben diejenigen vollkommen recht, welche behaupten, daß eine wahrhaft tugendhafte Gesinnung, nicht dem Grade der Vollkommenheit, sondern ih-

rer Natur nach, von der gewöhnlichen Denkungsart verschieden sey; daß man nicht sowohl darauf zu dringen habe, daß der Mensch um Gott wohlgefällig zu werden, dies und jene Böse ablegen, sondern ein andrer, ein neuer Mensch werden, nicht an dem alten hier und da ausbessern, sondern ihn gänzlich auszuziehn, sich entschließen müsse, weil der irrdische Sinn, dem himmlischen, der Wandel nach dem Fleisch, dem Wandel nach dem Geist, wie Finsterniß dem Licht geradezu entgegenstehe. Mögen sie dies in einer mehr dogmatischen, mehr ascetischen oder in einer philosophischen Sprache sagen, oder gesagt haben — die Wahrheit liegt in der Natur der Sache, und die Entfernung davon, führt zu gefährlichen Irrthümern und Täuschungen. Daß es die Lehre der Schrift ist, bedarf keines Beweises, denn sie dringt überall auf ein neues Herz, auf eine gänzliche Befreyung von dem Dienst der Sünde, auf eine Verleugnung alles ungöttlichen Wesens, und aller weltlichen Lüste; auf eine ungetheilte Ergebung an Gott; auf einen reinen Sinn, auf ein göttliches Leben.

Aber vergebens werden wir die Nothwendigkeit einer solchen Sinnesänderung predigen, wenn es uns nicht zugleich gelingt, den Menschen dahin zu bringen, daß er mit sich selbst zu Rathe, oder mit Christus zu reden, daß er in sich gehe. Ich wage zu behaupten, daß unter allem was der Prediger zu erreichen suchen muß, gerade dies das allerwichtigste und dabey doch das versäumteste ist. Wenigstens fürcht' ich, daß viele unsrer gewöhnlichen noch so schön gesagten Vorträge, über allerley moralische und dogmatische Gemeinplätze, zu wenig dazu beytragen. Sie werden gehört, auch wohl gern gehört, aber sie greifen nicht ein, sie gehn nicht durchs Herz, sie machen nicht unruhig; und so bleiben sie denn ohne Würkung. Wenigstens eine gewisse Art der philosophischen Predigtmethode, welche von den Engländern zu uns herübergekommen ist, kann man von diesem Fehler nicht frey sprechen, ob ich gleich weit entfernt bin auf der andern Seite zu behaupten, daß nur ein begeisterter Methodistenprediger diese Würkung hervorzubringen geschickt sey.

Die meisten Menschen leben immer nur auſſer sich, entweder bloß ihrem Amt, ihrem Geschäft, ihren Verhältnissen in der Welt, oder ihrem Vergnügen. Die letzteren, welchen sinnlicher Genuß das höchste, und selbst das Ziel ist, das sie am Ende doch nur durch alle ihre Arbeit und Mühe erreichen wollen, vermeiden geflissentlich alles, was ihren Blick einwärts kehren, und sie zu sich selbst könnte kommen lassen. Sie fliehen nichts so ängstlich als sich selbst, weil sie wenigstens dunkel ahnden, daß, wenn sie ja einmal mit sich allein bleiben und dann die ganze Unwürdigkeit ihres Sinnenlebens entdecken sollten, ihr ewiger Taumel in das Gefühl einer schrecklichen Leere übergehen würde. Die andern, welche ohnstreitig besser als diese sind, fliehen sich nicht, aber sie suchen sich auch nicht. Man könnte ihr Leben einen legalen Mechanismus nennen. Selbst was sich auf das innere Leben zu beziehen scheint, ist bey ihnen eigentlich nur etwas zur äußeren Lebensordnung gehöriges. Sie beten, sie besuchen die Kirche, sie feyern heilige Handlungen, — gerade so wie sie zu bestimmten Zeiten essen, schlafen, arbeiten, Be-

suche machen, und ihre Handthierung treiben. Es ist nicht Heucheley; es ist eine gewohnte Lebensordnung, wobey aber im Innern alles bleibt wie es war. Selbst die Zeit, die etwa eine Andachtsübung kosten wird, läßt sich bey ihnen nach Minuten berechnen, weil sie im Grunde mit wahrer Andacht — die eine freye Geistesthätigkeit ist — nur den Namen gemein hat.

Wie ganz anders aber steht es da, wo der Mensch von Zeit zu Zeit in sich geht, dann aller äußeren Dinge vergißt, und im lebendigsten Gefühl der Kraft, der Würde und Bestimmung seiner Natur, und ergriffen von dem Gedanken an Gott und an die Ewigkeit, sich frägt: „was er bisher gethan hat um jene Kraft anzuwenden, sich zu jener Würde und so zugleich zu seiner Bestimmung zu erheben, Gott über alles wohl zu gefallen, um sich dann nicht verlassen zu fühlen, wenn ihn alles verlassen wird, woran er hier so fest gehangen hat?„ Wie wird es da dem Menschen so gewiß, was er vordem oft genug gehört und gesagt hat, was aber nie sein eignes innerstes Gefühl geworden ist, daß in dem

ganzen Umkreise aller sichtbaren Dinge nichts ist, was die geheimen Unruhen seiner Seele stillen und den Durst löschen könnte, den er itzt erst recht zu empfinden anfängt. Dann tritt eine gewisse Gleichgültigkeit gegen alles was endlich ist, jener Zustand ein, welchen die Alten despicientiam rerum humanarum nannten. Was man sich so oft verborgen hat, daß alles woran man hängt, früher oder später vergehen, jedes Band das uns an die Sinnlichkeit bindet, zerreissen muß, das wird zwar dann der Seele gegenwärtiger; aber es schlägt uns nur Augenblicke nieder, weil wir gerade in solchen Stunden, dessen was nicht vergeht, nur um so gewisser werden, uns nun zugleich als Bürger einer andern Welt betrachten lernen, die uns aufnehmen wird, wenn die gegenwärtige uns ausstößt. Es kann diese Erhebung der Seele zum Gefühl ihrer höhern Bestimmung, uns eine kurze Zeit mit einem gewissen Eckel und Ueberdruß an der Welt erfüllen. Auch hat es schwerlich irgendwo wahrhaft weise und tugendhafte Menschen gegeben, die nicht zuweilen in diesem Fall gewesen wären. Aber setzen wir den Umgang mit uns

selbst fort, so werden wir bald lernen, daß zwar alles was vergänglich ist, nicht zu unserm eigentlichen Seyn gehöre, daß wir dahin kommen müssen es entbehren zu können, ohne uns ganz unglücklich zu fühlen, daß aber hier unsre Schulzeit, daß weise Gebrauchen und Ruhig entbehren, die große Aufgabe ist, nach deren Erfüllung einst das Urtheil über uns ausfallen soll.

Sagen Sie nicht, m. F. daß nur wenige Menschen einer solchen Geistescultur durch Nachdenken fähig sind, und daß wir allenfalls nur in der Bearbeitung der Gebildeteren dahin trachten müssen, sie dazu zu erheben. Freylich wird der geübtere Geist dies alles deutlicher denken, und sich bestimmter Rechenschaft davon geben können. Aber im Wesentlichen wird auch der ungeübteste, so bald er die herrschende Denkungsart verlassen und ein wahrhaft tugendhafter Mensch werden soll, ihm darin ähnlich seyn müssen. Auch lehrt es die Erfahrung, daß in den niedrigsten Ständen, die Beßerung, selbst roher, lasterhafter oder vereitelter Menschen davon anfängt, daß sie still werden, das Geräusch

fliehen, und mit sich selbst umzugehen anfangen. Sie kommen zum Selbstbewußtseyn — in welchem das Anschauen ihrer Unwürde mit dem ihrer ursprünglichen Würde, ihrer Bestimmung mit dem ihrer Abweichung von dieser Bestimmung abwechselt. Alles was sie sonst hierüber tausendmal gehört haben, fangen sie itzt erst an zu verstehen; die Schuppen fallen von ihren Augen; das moralische Leben beginnt.

Die Hauptaufgabe für die praktische Theologie, wäre nun die Bestimmung der Mittel, wodurch der Mensch dahin zu bringen ist, daß er nüchtern werde und in sich gehe. Es ist aber in der That leichter zu sagen, was ihn daran hindert. Wo er von unaufhörlichen Sorgen der Nahrung umhergetrieben, oder durch eine last von Geschäften, unter der er kaum aufathmen kann, zu Boden gedrückt wird, oder wo irgend eine gewaltsame Leidenschaft, sey es der Ehrgeiz oder die Gewinnsucht, oder die Eitelkeit, ihm keinen Augenblick Zeit für höhere Bestrebungen übrig läßt, da hoffen wir umsonst, daß er sich das Anschauen seines Innern, zu einem eigentlichen Geschäft — was es doch werden

muß — machen werde. Daher ist es ja eben so begreiflich, daß gerade in den höchsten und in den niedrigsten Ständen, die moralische Cultur, die so himmelweit von der Verfeinerung der Sitten verschieden ist, weniger als in den mittleren Ständen, wo jene Hindernisse nicht so allgemein sind, gedeiht. Aber es erklärt sich auch, wie alles das, was jenen Uebeln den Stachel nimmt, was den Menschen gleichsam mit Gewalt aus der Welt in die Stille, und aus der Berauschung zur Nüchternheit zurückzwingt, so oft die erste Gelegenheit wird, daß er zu sich selbst kommt. So predigt Noth und Elend oft kraftvoller, als alle Rednerkünste von heiliger Stätte herab; in der Schule des Unglücks lernten schon Unzählige die wichtigste aller Wissenschaften — sie lernten sich selbst kennen. Nicht seltner hatte auch der Anblick sehr tugendhafter und frommer Menschen diese wohlthätige Würkung. Es liegt in dem Menschen ein sehr tiefes Gefühl der Achtung gegen alles, was das Gepräge der sittlichen Vollkommenheit an sich trägt. Indem selbst dem Verdorbnen ein reiner Charakter als ehrwürdig erscheint, kann er es

nicht ganz vermeiden, wie gern ers auch möchte, einen Blick auf sich selbst zu werfen, und seinen Abstand zu bemerken. Ist er so glücklich, durch äußere Verhältnisse, mit Menschen welche ein besserer Geist regiert, unzertrennlicher verbunden zu werden, so dürfen wir ziemlich sicher erwarten, daß er es nicht lange wird ertragen können, ihnen so unähnlich zu bleiben. Entweder er wird sich von ihnen loßreissen, weil in dem reinen licht ihres Beyspiels ihm seine Verworfenheit, der er gleichwohl nicht entsagen will, zu klar wird; oder er wird der innern Stimme, die ihm zuruft: Kehre um und werde wie diese! nicht lange widerstehen, und durch ihre Nähe zu dem Gefühl seiner noch übrigen Kräfte emporgehoben werden. O! m. F., welcher Segen für die Menschheit, sind von dieser Seite die besseren Menschen, die Kinder des lichts und der Wahrheit, das wahre Salz der Erde. Wie wird durch sie so mancher vor der gänzlichen Verderbniß und Auflösung seiner Moralität bewahrt. Oft ohne es zu wissen was sie würken, würken sie mächtig um sich her. Indem sie ruhig und still, voll inneren Friedens, einst mit

sich selbst ihren Weg fortgehn, ahnden sie nicht, welche Unruhe, welchen Kampf sie in denen erregten, von denen sie beobachtet werden; welchen Aufruhr in dem schuldbeladnen Herzen, bis der innere Feind besiegt ist, und auf dem gereinigten Boden die friedsame Frucht der Tugend und Rechtschaffenheit aufblüht und reif wird.

Indes bin ich weit entfernt, dem Unterricht eine ähnliche Würkung abzusprechen. Die Erfahrung so vieler Menschen, welche der Predigt ihren Glauben, und der Belehrung ihre Beßerung schuldig zu seyn, dankbar anerkennen, würde mich widerlegen. Sie bleibt das allgemeinste Mittel, das Reich der Tugend wie der Wahrheit zu erweitern. Ich wollte nur sagen, daß alles darauf ankommt, ob der Zuhörer nicht bloß versteht und merkt, was wir ihm vortragen, sondern es als sich gesagt, als seine Angelegenheit betrachtet; — und ob sich zu der Aufmerksamkeit eine gewisse innere Selbstthätigkeit gesellt. Dann erst dürfen wir erwarten, daß eine Würkung zurückbleiben werde. Es mag das ge-

weckte Nachdenken über sich selbst bald wieder von andern Gegenständen verdrängt werden, es ist schon etwas werth, wenn nur der Mensch in der Uebung bleibt, über sich nachdenken zu können, und von Zeit zu Zeit fühlt, daß es nöthig und nützlich sey. Aber um dies zu bewürken, muß es ein Hauptstudium für den Religionslehrer werden, die Anlagen, die Triebe und Neigungen in dem Menschen kennen zu lernen, wodurch die innere Thätigkeit der Seele am leichtesten und am stärksten angereizt wird, um sich ihrer mit sicherm Erfolg zu bedienen. Aber gerade hier erhebt sich ein neuer Streit. Dürfen wir alle natürliche Triebe zur Erweckung des Tugendsinnes anwenden? Oder ist es allein das moralische Gefühl, der Gewissenstrieb, die unbedingte Achtung gegen das Gesetz, was wir zur Erreichung dieses Zwecks gebrauchen dürfen? Davon in meinem nächsten Briefe!

Dreyzehnter Brief.

Die Frage, auf welche mich der Weg meiner Betrachtung am Schluß meines letzten Briefes führte, ist in unsern Tagen einer der interessantesten Gegenstände der Untersuchung geworden. Wäre sie nur von beyden Seiten mit der Ruhe geführt, welche den Charakter des Philosophen, den es um nichts als Wahrheit zu thun ist, am sichersten bezeichnet, hätte man sich die eingestandne Thatsache, daß Menschen von den verschiedensten theoretischen Grundsätzen, doch im Praktischen so sehr einig seyn können, zur gegenseitigen Billigkeit bestimmen lassen — des Guten würde aus diesem Streit noch weit mehr hervorgegangen seyn, als würklich geschehen ist.

Sie erwarten hier keine abermalige Darstellung, der verschiednen Systeme über die moralischen Bewegungsgründe. Sie kennen so gut als ich, was von denen, welche von materiellen Principien der Moral ausgehen, als was von denen, welche nur ein formales

Principium gelten lassen, für ihr System gesagt ist. Auch kommt es uns weniger auf die verschiednen Schattirungen an, wodurch sich wiederum die Anhänger derselben Schule von einander unterscheiden. Die Hauptfrage bleibt bloß: „Ist keine sittliche Handlung, folglich auch die ganze Besserung des Menschen nichts werth, sobald dabey etwas anders als die Erfüllung der Pflicht, die ihm als einen vernünftigen Wesen obliegt, beabsichtig wird? Oder darf dabey auf eine zu erreichende Vollkommenheit und selbst auf Glückseligkeit Rücksicht genommen werden, ohne daß man fürchten darf, die Reinheit der Gesinnung in Gefahr zu bringen, und das Wesen der Tugend zu zerstören?„ Diese Frage darf der praktische Religionslehrer, wie wenig er sich auch übrigens zu tiefsinnigen Untersuchungen geschickt fühlen mag, nicht unerörtert lassen. Denn hier ist nicht die Rede von irgend einer metaphysischen Speculation. Es ist die Frage von nichts geringerem, als „ob man die Menschen durch seinen Unterricht, unter dem Schein der Tugend, nicht vielleicht gar lasterhaft mache, und so ein öffent-

licher Beförderer der Immoralität werden wolle?„

„Wer könnte dies jemand zutrauen? — fragen Sie mit Recht. Und doch, mein Freund, wenn man so manche Schriften ließt, welche besonders das System, welches die Moral als eine Glückseligkeitslehre darstellt, bestreiten, und es durchaus nicht verstatten wollen, daß man auf die Folgen der tugendhaften Gesinnungen als Motive zu ihnen verweisen soll, so findet man auf allen Blättern die härtesten Anklagen derer, welche nicht ganz dieser Meinung sind. Mit einer Heftigkeit, welche man in seinen Gegnern Verfolgungsgeist nennen würde, ist von Einzelnen behauptet worden, daß der Eudämonismus der gerade Weg zum Laster sey. „Wer den Genuß wolle — wärs auch der reinste, geistigste, wärs Genuß der Freuden des guten Gewissens, sey und bleibe ein sinnlicher fleischlicher Mensch, der keine Religion habe und keiner Religion fähig sey. — Wer Glückseligkeit erwarte, sey ein mit sich selbst und seiner ganzen Anlage unbekannter Thor. Ein Gott, den man als Geber der

Glückseligkeit predige, sey ein verächtliches Wesen. Das System, in welchem von ihm Glückseligkeit erwartet werde, sey das System der Abgötterey und des Götzendienstes, so alt als das menschliche Verderben. Aus ihm entstehe das Verderben des Zeitalters. Diesem gefährlichen System — diesem wahren Aberglauben und Götzendienst zu steuern, das sey itzt die heiligste Pflicht der Machthaber des Staats *).„

Durch solche geflissentliche Uebertreibungen und Invectiven, kann man, gesetzt auch man hätte in der Sache selbst vollkommen recht, nicht das geringste mehr gewinnen, als daß etwa die Parthey mit einigen Jüngern von warmen Kopf, denen es so leicht ist durch eine begeisterte Kraftsprache zu imponiren, vermehrt und ein verderblicher Sektengeist weit mehr als ruhiges Untersuchen und Prüfen in ihnen geweckt wird. Auch arbeitet man seinem eignen Zweck entgegen. Die, welche man von ihren Irrthümern zurückbringen will, können in dieser Art zu streiten und

*) Wer mehr dergleichen lesen will, sehe Fichte's Appellation an das Publikum.

zu urtheilen, durchaus keine vortheilhafte Würkung der exaltirten Moral finden, und werden glauben mit ihrem System, im Praktischen wenigstens, eben so weit zu kommen.

Lassen Sie uns indes, m. th. Fr., auf unsrer Hut seyn, die Personen der Streitenden und den Ton ihres Streits, mit der Sache zu verwechseln, oder Untersuchungen für geendigt und überflüssig zu halten, weil wir finden, daß sich die verschiednen Meinungen in den praktischen Resultaten begegnen. Schon die Bemerkung, daß man seit den ältesten Zeiten über den Begriff, die Quellen, die Motive der Tugend gestritten hat, kann ein Beweiß seyn, daß hier Anlaß zur Verschiedenheit der Vorstellungen seyn müsse. Es ist eine angenehme und lehrreiche Beschäftigung, den Gang zu beobachten, welchen der menschliche Geist hiebey genommen hat. Nichts ist zugleich geschickter, uns ruhig bey unsern eignen Forschungen zu erhalten, als das Studium seiner Geschichte. Man wird gegen alle Partheyen gerechter und indem man bey einer jeden etwas Gutes findet, auch geneigter es zu behalten, in welchem Zah-

hundert, und in welcher Form man es auch finden mag.

Ich habe vor einiger Zeit versucht, einen jungen feurigen Mann, den der Sektengeist ergriffen hatte, auf diesem Wege von seinen Uebertreibungen zurückzubringen. Ich muß erwarten, ob es mir gelungen ist. Wenn es Sie nicht ermüdet, die Beylage, in der für Sie, m. Fr., wenig neues seyn kann, zu durchblättern, so werden Sie darin zugleich meine eigne Meinung finden, welche Principien ich bey der Erweckung des moralischen Sinnes, das heißt also zugleich, welche Methode ich als Lehrer des Volks, in meinen Versuchen die Menschen tugendhafter und frömmer zu machen, befolgen würde.

Vierzehnter Brief.

An Herrn Z**.

Beylage zu dem vorigen Briefe.

Der Enthusiasmus für alles was wahr und gut ist, welcher aus vielen Stellen Ihres letzten Briefes spricht, hat mir ein lebhaftes Vergnügen gemacht. Sie trauen mir, ohne meine Meinung über diesen und jenen Punct zu kennen, doch mit Recht zu, daß ich nie der Gegner irgend einer Lehre werde seyn können, welche Liebe zur Tugend und Pflicht einflößt, und Ihnen, wie sie sagen, „Kraft giebt, allen Versuchungen der schnöden Sinnlichkeit zu widerstehen, und sich dem hohen Ideal der sittlichen Vollkommenheit mit starken Schritten zu nähern.„ Ist es würklich so, daß Sie gar keiner äußern Antriebe zum Guten mehr bedürfen, daß Ihnen selbst jede Rücksicht auf irgend ein noch so erhabnes Gut, wie eine niedrige Lohnsucht erscheint, so haben Sie in der That eine Höhe erreicht, auf die Ihnen wenige werden folgen

können, wobey einem alten Freunde Ihrer Jugend doch die Erinnerung erlaubt seyn wird: „Wen da dünkt er stehe, der sehe wohl zu, daß er nicht falle!„ Sie bezeugen wiederholt ihre Hochachtung gegen die Religion. Gleichwohl scheint sie Ihnen als Bestimmungsgrund ihrer Handlungen ein heteronomisches Princip zu seyn. Sie möchten von der Gesetzgebung ihrer eignen praktischen Vernunft allein abhängen. In der That würde eine solche Kraft und Stärke Ihres Willens, die besonders durch lange Erfahrungen erprobt werden müßte, eine seltne Erscheinung seyn. Bis itzt glaube ich doch zu bemerken, daß sie noch nicht einmal die glückliche Stimmung des Gemüths und die schönen Tugenden, welche so viele vortrefliche Menschen gerade dem Einfluß der Religion verdanken, in ihnen bewürkt habe: — Ruhe des Geistes, Bescheidenheit, Billigkeit.

Ich weiß zwar wohl, daß sich im praktischen Leben vieles von dem verliert, was, so lange man noch zu den Füßen irgend eines bewunderten Lehrers in der Schule sitzt, in der Theorie unwiderleglich scheint, und eben daher

zum Absprechen, Verwerfen und Verdammen so geneigt macht. Intoleranz ist ein sehr natürlicher Fehler der Jugend. Der reifere und durch Erfahrung berichtigte Verstand, wird mißtrauischer gegen sein eignes Urtheil; gerechter gegen andre. Indes sind Sie kein Anfänger mehr in Ihrem theologischen Studium; Sie sind sogar nahe an der Uebernehmung eines Lehramts. Sie werden in der Gemeine, die Sie wahrscheinlich erwartet, eine Classe von Menschen finden, welche nach Ihrer itzigen Stimmung Ihnen höchst mißfällig erscheinen muß. In der ersten Wärme Ihres Enthusiasmus werden Sie alles versuchen, Ihre theoretischen Ueberzeugungen in die Praxis überzutragen. Mir kommt es nun vor, als ob dadurch manches verdorben, und der schöne Zweck, welcher Sie leitet „die Menschen alle höchst moralisch zu machen,„ bey weiten eher vereitelt werden könnte. Dies hat mich auf den Gedanken gebracht, dem warmen Ausruf am Schluß Ihres Briefes:

„Gestehen Sie, daß wir nun endlich die Moral auf eine Höhe gebracht sehen, wo sie noch nie gestanden hat, und daß Menschen die durch

solche von allem Materiellen gereinigte Bewegungsgründe zur Tugend gebracht werden, allein den Namen wahrer Tugendhaften verdienen!„ —

eine ausführlichere Erklärung zur Antwort zu schicken. Ich will Ihnen offen sagen, wie mir die Sache erscheint, und wie nach meiner jetzigen Einsicht, der wenigstens eine unbefangne Prüfung vorhergegangen ist, der praktische Religionslehrer sich bey diesem Kampf der Meinungen betragen muß, wenn er consequent auf der einen, vorsichtig und weise auf der andern Seite handeln will. Vielleicht gelingt es mir dabey zugleich, Ihre raschen und harten Urtheile über manche religiöse Partheyen zu mildern, deren Fehler ich nicht verkenne, die aber auf jedem Fall sehr viele achtungswürdige Mitglieder unter sich zählen.

Da ich weder aus Ihrem letzten Briefe noch aus den frühern vermuthen kann, daß Sie mit dem so eifrig getriebenem Studium der Philosophie des Tages, zugleich das Studium der ältern

Geschichte der Philosophie, besonders der Moral, verbunden haben, so wird es vielleicht nicht überflüßig seyn, wenn wir zuerst einen Blick in die Vorzeit werfen, und uns erinnern, wie es bis auf die neuern Zeiten mit den Vorstellungen von den Erkenntniß- und Bewegungsgründen der Sittlichkeit gestanden habe. Nichts ist vielleicht geschickter, uns von dem blinden Anstaunen irgend einer neuen Lehre, wenigstens vor der Undankbarkeit gegen unsre Vorgänger zu sichern.

Schon im Alterthum unterschied sich fast eine jede bedeutende Schule der Weltweisen, durch eine eigne Meinung von dem Wesen der Tugend und den Bewegungsgründen zur Sittlichkeit. Wenn die Frage war, wie der Mensch gesinnt seyn und handeln müsse, um den Namen eines Tugendhaften zu verdienen, so war man sehr bald einverstanden. Kein Moralist nannte so leicht das gut, was der andre schlecht genannt hatte, und der verrufne Epikur, gesetzt auch, man könnte ihn nicht ganz, wie sein Apologet Gaßendi, davon freysprechen, daß er das höchste Gut in die Befriedigung sinnlich angenehmer Triebe gesetzt habe,

war doch eingestanden ein sehr tugendhafter Mann. Gleichwohl stritten sich die alten Schulen beynah so lebhaft als die neuern über die Frage: auf welchen Grundsatz die Moral gebaut, und durch welche Motive ihr Gehorsam verschafft werden müsse?

Kaum hatte Plato an dem Ideal einer vollkommnen Republik gezeigt, wie der vollkommne Mensch beschaffen seyn, wie sich in ihm Vernunft, Muth, und eine mit der ersten verträglichen Harmonie seiner sinnlichen Triebe vereinigen, wie die Erreichung dieser Harmonie eben sowohl in seinem Innern, als in der äußern Staatsverfassung letzter Zweck seyn müsse, so verließ schon sein großer Schüler Aristoteles diesen Weg wieder, und setzte das Wesen der Tugend in die Vermeidung des Zuviel und des Zuwenig, oder in die Mäßigkeit. Die Stoische Schule schlug einen ganz andern Weg ein, und wer hat es nicht anerkannt, daß sie mit großer Würde und Erhabenheit von der Tugend sprach, welche selbst einige Kirchenväter geneigt machte, ihre Aussprüche von einer höhern Erleuchtung

herzuleiten; daß sie Männer erzog, deren Denk- und Handlungsweise noch bis diesen Augenblick nur dem keine Achtung einflößen kann, der in den edelsten Handlungen nichtchristlicher Weisen nur glänzende Laster sieht. Ihr Grundsatz, der Natur gemäß zu handeln, setzte freylich eine Ausbildung der Vernunft voraus, deren nur wenige Menschen fähig sind. Ihre Forderung, durchaus nur den Aussprüchen der Vernunft um ihrer selbst willen zu folgen, und in der Erfüllung der Pflicht allein das höchste Gut zu finden, daher alle übrigen Triebe und Neigungen nicht nur unterzuordnen, sondern gänzlich zum Schweigen zu bringen, war für die meisten eine wo möglich noch strengere und härtere Lehre, als die, welche die neueste Philosophie gepredigt hat. Die Moral stand also wenigstens damals schon auf derselben Höhe, und die Kraft, welche zu ihrer Erfüllung von Zeno gefordert wurde, setzte eine noch größere Anstrengung voraus, da sie weder durch religiöse Bewegungsgründe noch durch die Aussicht auf eine künftige Vergeltung unterstützt, vielmehr die Tugend allein von einem gewissen Heroismus

des Weisen, der ihn weit über den gewöhnlichen Menschen — vielleicht selbst über die menschliche Natur — schon in diesem Leben erheben sollte, abhängig gemacht wurde. Die Schüler Epikurs machten gar kein Geheimniß daraus, daß sie solche Forderungen an den Menschen vielmehr überspannt und widernatürlich, als der Natur gemäß fänden. Sie zeigten aus der Natur selbst, wie die ganze Thätigkeit des Menschen von sinnlichen Antrieben ausgehe, wie sinnliche Lust sein ursprünglichstes und unvertilgbarstes Bestreben, folglich der der Weiseste sey, der den Zweck der Natur dadurch zu erreichen suche, daß er zu dem Besitz der größten möglichen Summe angenehmer Empfindungen gelange; da aber das Uebermaaß der Sinnenlust leicht gerade die entgegenstehende Würkung hervorbringen könne, wenn sie nicht von der Vernunft geleitet werde, er auf ihre Stimme, als die sicherste Führerin zu einem daurenden und unvermischten Vergnügen, hören müsse. Auch in diesem System war also doch am Ende die Unterordnung der Sinnlichkeit unter das Höhere im Menschen der letzte Zweck, und der

Mißbrauch, welcher von denen gemacht wurde, welche nur das, was ihren Sinnen schmeichelte davon anwendeten, war wider die Absicht des Stifters. Aber wer mag leugnen, daß der Mißbrauch sehr nahe lag und daß gerade der verfeinerte Epikureismus in vorigen und itzigen Zeiten, die Quelle eines großen sittlichen Verderbens geworden ist?

Die neuen Moralisten haben sich mehr oder minder jenen älteren Systemen genähert. Ich kenne nur ein Lehrgebäude, in welchem der Begriff der Tugend so gut als ganz verschwand — das System der eigennützigen Selbstliebe, wie es Helvetius und andre besonders französische Philosophen ausgeschmückt haben, und das gerade unter den höheren Ständen so viel Beyfall gefunden hat, da es ihrer gewohnten Art zu handeln so günstig war. In den übrigen erscheint immer die Tugend als das höchste Ziel der menschlichen Bestrebungen, wenn gleich das was uns treiben soll es zu erreichen, wieder verschieden benannt wird. Bey dem einen soll es das natürliche Wohlwollen seyn, was uns zur Beförderung des Wohls andrer Menschen,

selbst mit Aufopferung unsers eignen hintreibe, und woraus nach und nach eine jede Tugend hervorgehe. Geselligkeit und Sympathie ist Grundtrieb des Menschen. Erst in der Gesellschaft entwickelt er seine Anlagen und Kräfte. Er lebt um für sie zu leben. Er lebt um so besser, je mehr er das leistet, was sie von ihm erwarten kann. Er ist nur ein Theil des Ganzen. Die Vollkommenheit des Ganzen muß sein Ziel seyn, wenn auch seine eigne dabey zum Theil zu Grunde gienge. So suchte A. Smith, Shaftesbury, Ferguson und mehrere englische Weltweisen, und schon früher Puffendorf unter den Deutschen, die Tugendlehre zu begründen, obwohl jeder wieder seinen eignen Ideengang wählte. Andre, wie Hutcheson, nannten das moralische Gefühl angebohren, und fanden die Empfindung des Guten und des Bösen oder den Gewissenstrieb zureichend, um die Handlungen zu leiten und ihn zum Handeln zu bewegen. Noch andre glaubten, man könne die Moral auf keinen unsichrern Grund bauen als auf das Gefühl. Nur das höhere Erkenntnißvermögen sey im Stande, ein festes Lehrgebäude zu begründen.

Auch diese wählten nicht einen Weg. Der größere Theil suchte durch die Vergleichung der menschlichen Fähigkeiten und Kräfte mit der Erfahrung auszumitteln, welches ihre Bestimmung sey, und welchen Gesetz der Mensch in seiner Denk- und Handlungsweise folgen müsse, um sich dabey wohl zu befinden. Clarke nannte dies Gesetz die Angemessenheit oder die Schicklichkeit in der Behandlung aller den Menschen umgebenden Dinge und seiner selbst. Wollaston behauptete, Tugend sey nichts anders als Wahrheit der Erkenntniß in Handlungen dargestellt; jede unmoralische Handlung beruhe auf einem widersprechenden Satz. Leibnitz, Wolf und so viele aus ihrer Schule hervorgegangne berühmte Männer, machten das unabläßige Streben nach wahrer Vollkommenheit zum obersten Grundsatz. Andre wollten mit Garve nicht sowohl einen Grundsatz als mehrere Principien annehmen, ein Princip der Vollkommenheit, der Schicklichkeit, der Wohlthätigkeit, der Ordnung, welche vereint zu einem Ziele der würdigsten Entwickelung und Anwendung menschlicher Kräfte, wür-

ken müßten. Bey allen diesen Systemen war es doch immer die Erfahrung, welche ihre Stifter leitete. Die kritische Schule hat sich bekanntlich allen diesen Methoden widersetzt, den Empirismus in der Feststellung eines Moralsystems gänzlich verworfen, weil sie gefürchtet, daß dadurch die Sittlichkeit viel zu abhängig von der subjectiven Beschaffenheit der Vorstellungen werde, welche sich ein jeder Mensch von der Glückseligkeit, von der Vollkommenheit, von der Schicklichkeit mache. Eben dadurch, sagt sie, werde ihr wahres Wesen zerstört, ja, wenn gleich in guter Absicht, gerade das Gegentheil von ihr durch Bewegungsgründe befördert, welche viel zu genau mit der Sinnlichkeit zusammenhiengen, um den Namen reiner Motive zu verdienen. Dagegen hat sie die absolute Vernunftmäßigkeit der Handlung, oder den Ausspruch der Vernunft, daß etwas ein allgemeines Gesetz für alle vernünftige Wesen sey, nicht nur für den höchsten Grundsatz der Moral erklärt; sondern ihn auch völlig hinreichend und einzig würdig genannt, um der Bestimmungsgrund eines vernünftigen

Willens, ohne alle Rücksicht auf die Materie oder das Object des Wollens zu werden. Ich darf Ihnen das Eigenthümliche dieses Systems nicht bekannt machen, da Sie wenigstens in einem aus ihm hervorgegangenen, und wie es mir vorkommt, nur in gewissen Modificationen einzelner Sätze verschiedenen, die endliche Auflösung des Problems gefunden zu haben so gewiß sind, also auch mit ihm am besten bekannt seyn werden.

Für den denkenden Religionslehrer ist nun von jeher die Frage: Wie sich die Philosophie zu der Sittenlehre verhalte, welche er predigen soll? — eine der interessantesten gewesen. Denn nur der unwissende — freylich oft große Haufe — hat im Ernst sich einbilden können, daß die philosophischen Forschungen und die religiösen Grundsätze völlig von einander verschiedne Dinge wären; und wohl gar in ganz entgegengesetzten Richtungen fortlaufen könnten. Als ob im Reich der Wahrheit ein Widerspruch gedenkbar wäre; als ob nicht das Neue Testa-

ment selbst denen Menschen, welche kein Licht einer reineren Religion erleuchtet hat, eben dasselbe in ihr Herz geschriebne Gesetz beylegte, was die Schüler der Lehre Jesu verbindet.

Gerade die christliche Religion hat es vor allen ältern positiven Religionen voraus, daß sie das Bestreben geweckt hat, eine Vereinigung zwischen Religion und Moral, zwischen Offenbarung und Vernunft zu stiften. Die Priester des Ethnicismus lehrten auch wohl neben der äußeren Verehrung der Götter, den Menschen seine Pflichten. Aber absoluter Wille der Götter — und welcher Götter? — harte Androhungen physischer Strafen, Verheissungen irrdischer Belohnungen, das waren ihre einzigen Ideen, wodurch sie Gesetzmäßigkeit besonders in bürgerlicher Hinsicht vielmehr zu erzwingen, als den Willen des Menschen dazu geneigt zu machen suchten. Diejenigen christlichen Religionslehrer, welche ein ähnlicher Geist beseelte, und die lieber Priester als Lehrer seyn wollten, machten es im Grunde wenig besser. Ihr Ansehen, ihre Unfehlbarkeit wankte offenbar weniger, wenn alle ihre Aussprüche

wie vom Himmel herab geredet, aufgenommen wurden. Dagegen bemühten sich alle die, welche nicht fremd mit dem blieben, was in andern Feldern des menschlichen Wissens vorgieng, die Philosophie ihrer Zeit, ihrer moralischen Lehrart anzubequemen; sie machten selbst Versuche zu beweisen, daß in der Offenbarungsurkunde gerade ihr System enthalten sey. Aber hierin irrten sie, wie es mir vorkommt, ohne Ausnahme.

Da die Sittenlehre des Evangeliums im Anfang durchaus in keiner wissenschaftlichen Form, sondern als Unterricht des Volks, oder ungeübterer Zuhörer mitgetheilt, da sie überdies als Gottes Wille oder als unmittelbares göttliches Gesetz gelehrt ward, so kann man schon im Voraus vermuthen, daß an solchen Vereinigungsversuchen die Geneigtheit des menschlichen Geistes, sein System überall zu finden, und ihm durch alle mögliche Hülfsmittel Eingang zu verschaffen, den meisten Antheil gehabt haben werde. Indes bleiben sie doch für die christliche Sittenlehre selbst ein ehrenvolles Zeugniß, daß die geübtesten Denker

ihre hohe Vernunftmäßigkeit anerkennen, und ihr stillschweigend den Lobspruch ertheilen, daß sie die Resultate des angestrengtesten Nachdenkens, schon vor vielen Jahrhunderten, zum Gegenstande der Erkenntniß selbst für den gemeinen Menschenverstand gemacht habe.

Betrachten wir sie aber in ihrer wahren Gestalt, und ohne allen vorgefaßten Wunsch, dies oder jenes philosophische System in ihr zu entdecken, so dürfte es wohl schwerlich zweifelhaft bleiben, daß ihr höchster Grundsatz kein rationales Princip, sondern allein der göttliche Wille ist; daß sie alle Pflichten, als Gebote Gottes darstellt; daß sie die Motive zum Handeln von der Verbindlichkeit hernimmt, Gott als einem allmächtigen, heiligen und gerechten Wesen Gehorsam zu leisten und dadurch Ehrfurcht gegen ihn zu beweisen, ihn als einen Allgütigen kindlich zu lieben, sich ihm wohlgefällig zu machen, und dadurch seine Dankbarkeit zu bewähren; daß sie denen, welche so handeln, Gottes Zufriedenheit als den höchsten Lohn verheißt, und es ihnen dabey

zusichert, daß es ihnen in dieser und jener Welt weit besser gehen werde, als es jemals denen gehen könne, die sich durch Uebertretung und Sünde des göttlichen Unwillens schuldig machten. Ewiges Leben — und was ist dies anders als wahre und dauernde Glückseligkeit? — diese also ist überall das Ziel, auf das Jesus in seinen Reden hinweiset, und es wird weder durch künstliche Deutungen, noch durch unwürdige Machtsprüche und Ausfälle auf die, welche es behaupten, zweifelhaft werden, was jedem ruhigen Leser ins Auge springt, daß in diesem Sinn die Lehre Jesu eine Anweisung zur Glückseligkeit unter der Bedingung der Tugend genannt zu werden verdiene. Daß sie Gott als ein heiliges und gerechtes Wesen darstellt, dies brauchen wir wahrlich nicht itzt erst durch einen Aufwand von Beweisen und Deklamationen zu lernen. Aber daß sie Gott vorzüglich als die Güte und die Liebe selbst predigt, das sie das Herz des Menschen zu einem kindlichen Sinn zu stimmen, und durch diesen kindlichen Sinn Gehorsam zu bewirken, selbst den Ernst Gottes oder seines Gesetzes als Beweiß, wie

wie sehr er unser wahres Wohl wolle, darzustellen sucht, dies wird man eben so wenig wegsophistiren als uns überreden, daß eine Nachahmung dieser echt evangelischen Lehrart etwas unwürdiges und verderbliches bey sich führe. Kindische und unwürdige Vorstellungen von der Liebe Gottes, Verwechslungen seiner Liebe mit Schwäche, mögen sich einzelne Asceten zu Schulden kommen lassen. Aber wer wird danach eine Lehrart beurtheilen? Gerade die Schriftsteller, welche man so hart angreift, haben es am einleuchtendsten gemacht, daß der Begriff der Güte Gottes eben durch seine Gerechtigkeit erst seine wahre Bestimmtheit und Haltung bekomme. — So wahr es endlich ist, daß die christliche Sittenlehre von ihren Schülern feste Grundsätze und einen reinen Willen fordre, auch oft auf das innere Gesetz, welches in seiner eigenen Vernunft liege, hindeute, so ist es doch eben so unverkennbar, daß sie den Menschen nicht bloß als ein rein vernünftiges sondern auch als ein sinnliches Wesen behandle, und alle seine Naturanlagen und Neigungen benutze, um ihn zum Guten geneigt zu machen, daher auch oft zu seinem

Gefühl spreche und — indem sie es läutert und reiniget! — auch dadurch auf die Entschlüsse des Willens zu würken suche.

Diesen Geist der Lehrart Jesu und seiner ersten Schüler, haben bisher unsre theologischen oder christlichen Moralisten nachgeahmt. Sie haben, gleich ihm, die Pflichten als Gebote Gottes dargestellt, aber dabey immer auf die natürliche Anlage des Menschen zur Sittlichkeit, auf das Gewissen, auf die Würde seiner Natur, auf die Achtung die er sich selbst schuldig sey, und nur durch tugendhafte Denk- und Handlungsweise an den Tag lege, verwiesen. Sie haben die Erfüllung der Pflicht als etwas dargestellt, was er auch ohne alle Rücksicht auf positive Belohnungen zu leisten schuldig sey, was Gott von ihm fordern könne, was er nie in dem Grade leiste in dem er es leisten sollte. Sie haben aber auch seinen Willen für die Erfüllung der Pflicht durch die Vorstellung zu gewinnen gesucht, daß er die in ihn gelegten Triebe nach Wohlseyn nicht sichrer befriedigen könne, als wenn er unabläßig an der Vervollkommnung aller seiner Kräfte arbeite und da-

durch schon hier zu dem beseligenden Gefühl gelange, sich unter allen Wechseln des Glücks doch immer selbst achten, und daher zugleich des Beyfalls Gottes erfreuen zu können. Sie haben ihn dabey an die natürlichen Triebe und Neigungen, welche Gott selbst in ihn gepflanzt habe, erinnert — den Trieb zur Geselligkeit, zum Wohlwollen, zur Sympathie, — welche zur Beförderung besonders der geselligen Pflichten so vortheilhaft mitwürken. Durch Darstellung des Ideals einer Gesellschaft, worin alle Mitglieder mehr das Beste des Ganzen als ihr eignes im Auge behalten, haben sie den Sinn für Gemeinnützigkeit und Gemeinwohl geweckt und genährt. Endlich haben sie vorzüglich an dem Beyspiel Jesu, die Erhabenheit und die Liebenswürdigkeit der Tugend anschaulich zu machen gesucht. Wenn sie dadurch auf der einen Seite innige Hochachtung gegen ihn weckten, so haben sie auf der andern, durch die Erinnerung an seine Verdienste, die Dankbarkeit in das Bestreben ihm ähnlich zu werden zu verwandeln gehofft. Daß ihnen dies alles bey sehr vielen Menschen gelungen ist, daß aus die-

sen Schulen sehr tugendhafte, sehr edle, sehr uneigennützige Menschen, wahre Nachahmer Jesu hervorgegangen sind, dies sind Thatsachen, die man durch keine Argumentationen a priori wird wegläugnen können.

Vergleiche ich nun unbefangen alle diese verschiednen Behandlungen der Moral in den philosophischen und in den christlichen Schulen, so finde ich zuvörderst eine höchst erfreuliche Harmonie in der Hauptsache. Ich sehe, wie die Menschen zu allen Zeiten und bey allen Veränderungen und Umwälzungen der Denkart sowohl, als der bürgerlichen Verfassungen, sich doch immer in den Hauptbegriffen von Recht und Unrecht begegneten; immer anerkannten, worin die eigentliche Würde der menschlichen Natur bestehe, und wie verschieden auch die Antriebe gewesen seyn mögen, deren man sich bedient hat, um andern Achtung dagegen beyzubringen, doch durch sie alle immer etwas Gutes, wenn gleich nicht überall das höchste und reinste Gut bewürkt ist. Dies haben auch

die größten Moralisten, selbst die Stifter neuer Schulen, dies hat namentlich der Stifter der kritischen Philosophie in vielen Stellen seiner Schriften so laut anerkannt, daß man es desto mehr bedauren muß, wenn gerade darin sein Beyspiel weniger nachgeahmt wird.

In dieser Hinsicht nun, muß ich auch Sie, m. F., warnen, sich nicht von dem Wahn hinreissen zu lassen, als wenn nur auf dem Wege eines einzigen wissenschaftlichen Systems zum Ziel zu gelangen wäre, wenn es gleich im Praktischen nur einen Weg zum leben giebt. Es muß Sie ja selbst wohl ein wenig irre an diesem Wahn machen, wenn Sie sehen, wie die, welche noch vor wenigen Jahren für die einzig consequenten und gründlichen Moralisten von einer großen Stimmenmehrheit erklärt wurden, itzt schon wieder ziemlich schnöde behandelt werden, und fast das Schicksal jener Mutter haben, welche ihre Kinder mit Fäusten schlugen, nachdem sie an ihrer Brust sich Kräfte dazu

sen Schulen sehr tugendhafte, sehr edle, sehr uneigennützige Menschen, wahre Nachahmer Jesu hervorgegangen sind, dies sind Thatsachen, die man durch keine Argumentationen a priori wird wegläugnen können.

Vergleiche ich nun unbefangen alle diese verschiednen Behandlungen der Moral in den philosophischen und in den christlichen Schulen, so finde ich zuvörderst eine höchst erfreuliche Harmonie in der Hauptsache. Ich sehe, wie die Menschen zu allen Zeiten und bey allen Veränderungen und Umwälzungen der Denkart sowohl, als der bürgerlichen Verfassungen, sich doch immer in den Hauptbegriffen von Recht und Unrecht begegneten; immer anerkannten, worin die eigentliche Würde der menschlichen Natur bestehe, und wie verschieden auch die Antriebe gewesen seyn mögen, deren man sich bedient hat, um andern Achtung dagegen beyzubringen, doch durch sie alle immer etwas Gutes, wenn gleich nicht überall das höchste und reinste Gut bewürkt ist. Dies haben auch

die größten Moralisten, selbst die Stifter neuer Schulen, dies hat namentlich der Stifter der kritischen Philosophie in vielen Stellen seiner Schriften so laut anerkannt, daß man es desto mehr bedauren muß, wenn gerade darin sein Beyspiel weniger nachgeahmt wird.

In dieser Hinsicht nun, muß ich auch Sie, m. F., warnen, sich nicht von dem Wahn hinreissen zu lassen, als wenn nur auf dem Wege eines einzigen wissenschaftlichen Systems zum Ziel zu gelangen wäre, wenn es gleich im Praktischen nur einen Weg zum Leben giebt. Es muß Sie ja selbst wohl ein wenig irre an diesem Wahn machen, wenn Sie sehen, wie die, welche noch vor wenigen Jahren für die einzig consequenten und gründlichen Moralisten von einer großen Stimmenmehrheit erklärt wurden, itzt schon wieder ziemlich schnöde behandelt werden, und fast das Schicksal jener Mutter haben, welche ihre Kinder mit Fäusten schlugen, nachdem sie an ihrer Brust sich Kräfte dazu

eingesogen hatten. Es ist so traurig wenn Menschen, die nur einen Zweck wollen, und durch die Verbindung ihrer Kräfte so viel zu seiner Erreichung beytragen könnten, sich als wären sie Feinde behandeln, und die kurze Zeit des Lebens durch Schulgezänke noch kürzer machen. Ich weiß es wohl, daß im Reich der Wahrheit auch der Kampf der Meinungen sein Gutes hat, und es ist nicht fein, wenn die Einbildung, es sey nichts zu entdecken, nichts zu verbessern übrig, gegen alle neue Versuche ungerecht macht. Am wenigsten kleidet dieser Starrsinn Männer, die zu ihrer Zeit selbst herrschende Meinungen mächtig bekämpft haben, aber nun über dem was geschehen ist, ganz vergessen was noch geschehen kann. Auch ist es vollkommen wahr, was Garve irgendwo bemerkt, es sey besonders ein Vorzug moralischer Materien, daß sie nie ganz neu wären und doch auch nie ganz erschöpft würden. Nur sollte sich der, welcher irgend einem berühmten Manne eine neue Formel, eine neue Terminologie nachsagt, nicht so überschwenglich groß dünken, um alles andre als leidige Afterphilosophie zu verachten, und frühere Weltweise,

deren Namen die Unsterblichkeit gesichert ist, wie Schüler behandeln.

Sie, m. Fr., glühen von Liebe für das Gute, und Sie möchten, wie Sie sagen einen reinen moralischen Geist um sich her verbreiten. Sie sehen darum besonders dem Lehramt, was Sie vielleicht bald bekleiden sollen, „mit so viel „Freuden entgegen, weil Sie da auf einer Stu„fe stehen werden, wo sie die Erkenntnißkräfte „ihrer Zuhörer leiten, und ihr Herz mit der „Achtung gegen das, was allein wahr und gut „ist, erfüllen können. Sie wollen alle die ge„meinen Rednerkünste verschmähen; sie wol„len kein sinnliches Gefühl in das Interesse der „Tugend ziehen. Der verstockte Sünder soll „vor der Heiligkeit des Gesetzes was in ihm „selbst spricht, erschrecken; er soll von dem ho„hen Bilde der sittlichen Vollkommenheit, was „Sie ihm vorstellen wollen, ergriffen werden. „Er soll daran seine eigne Würde erkennen ler„nen, und Sie sind im voraus gewiß, ihn „dann dieser Würde gemäß handeln zu sehen. „Sie wollen sich vorzüglich hüten, die Religion „eben so wenig in einen Fetischglauben zu ver-

„wandeln, als durch den Anthropomorphismus „zu einem schwachen Afterdienst der Gottheit „Gelegenheit zu geben.„

Die Absicht ist vortreflich. Aber ich fürchte Sie werden sich sehr herabstimmen müssen, wenn Sie zum Zweck kommen wollen. Reine Vernunftprincipien und formale Bewegungsgründe sind keine Nahrung für Unmündige, für Anfänger, für rohe und verdorbne Menschen. Und diese sind es doch zunächst, aus denen Sie andre Menschen machen wollen. Ich bestreite nicht die Möglichkeit, daß wir endlich dahin kommen können, das Gute allein um sein selbst willen zu lieben, und es uns so zur andern Natur werden zu lassen, daß es uns unentbehrlich seyn würde gut zu handeln, wenn auch kein Gott und kein Gesetz es geböte. Aber welche Verkehrung der Ordnung der Natur, die den Menschen erst Kind an Geist und an Körper werden läßt, eh er zum Jüngling und zum Manne reift, wenn wir mit dem anfangen wollen, womit wir kaum in der Mittagshöhe unsrer Sittlichkeit zu Stande kommen dürften.

„Ich soll also — antworten Sie vielleicht — den Menschen durch allerley Lockspeisen, durch angeregte Hofnungen auf irrdisches Glück, dahin zu bringen suchen, daß er fromm werde, um glücklich zu werden? Oder ich soll wohl gar zu der alten Sitte zurückkehren, und die Strafen in dieser und jener Welt aufs lebendigste darstellen, damit er das Böse unterlasse?„ — Warum fallen wir doch gleich in die Extreme? Zwar wag' ich es noch immer zu behaupten, daß es nicht geradehin zu tadeln sey, wenn man selbst die äußern guten Folgen, welche in einzelnen Fällen die Tugend, die wahren Uebel, welche das Laster herbeyführt, dem, der höherer Motive noch nicht empfänglich ist, vorhält, um ihn nur erst dahin zu bringen, daß er seine Handlungsweise in ihrer ganzen Verkehrtheit kennen, und einsehen lerne, daß sie nicht einmal zu dem dient, was er doch dadurch erreichen will — ihn glücklich zu machen. Wird dadurch der Verschwender ein beßrer Wirth, und der Wollüstige und Unmäßige ein sittsamer und nüchterner Mensch, so wissen wir recht wohl, und wer hat es denn

nicht längst gewußt? — daß er dadurch noch kein moralischer sondern bloß ein mehr gesetzmäßiger und ehrbarer Mensch geworden ist. So gar unbedeutend ist aber doch das nicht, was wir dadurch gewonnen haben. So gewiß der Uebergang vom rohen zum cultivirten, von diesem wieder zum civilisirten Zustande, bey einer Nation Annäherung zur Moralität ist, so gewiß auch bey dem einzelnen Menschen. Sie werden sich also immer Glück zu wünschen haben, wenn nur der rohere Theil Ihrer Zuhörer erst dahin gebracht ist, die Güter dieses lebens als untergeordnete Güter, und die wilde Befriedigung der Triebe als etwas zu betrachten, was ihn hier auf eine kurze Zeit glücklich, aber auf eine längere Zeit höchst elend machen wird. Sie werden dann erst mit ihm über moralische Materien sprechen können. Die Augen sind ihm doch aufgegangen. Er ist offenbar nicht mehr so blind und taub für das Gute als er vorher war. Hätte er auch würklich — lassen Sie uns den stärksten Fall setzen — bey den Flammen der Hölle, die ihn eine durch Jugendbilder genährte Phantasie vormahlte,

zum erstenmal seine wahre Gestalt erblickt, hätte ihn der Donner eines mit Strafen bewaffneten Gesetzes aus seinem Todesschlaf aufgeschreckt — wär es nicht Gewinn für ihn?

Fassen Sie mich nur recht! — Nicht Ihre Lehrart soll dies werden. Aber Sie sollen jeden guten Erfolg, den die Vorsehung auch aus den Irrthümern und Kinderbegriffen des Menschen hervorzubringen weiß, nicht unbenutzt lassen, um darauf weiter fortzubauen. Wo Sie selbst lehren, da werden allerdings Wahrheit, Reinheit, Würde der Vorstellungen die ersten Tugenden Ihres Vortrags bleiben müssen.

Nur ziehen Sie den Kreis der wahren, der reinen, der würdigen Begriffe nicht zu eng. Das würde ganz ohnfehlbar der Fall seyn, wenn Sie von keinen andern als formalen Principien, formalen Bewegungsgründen sprechen, immer nur durch kategorische Imperativen der Pflicht Gehorsam erzwingen, und die Anregung eines jeden andern Antriebs außer dem des Gesetzes selbst, verschmähen wollten. Sie würden es bald selbst bemerken müssen, welche widrige Eintönigkeit, welche ermü-

bende Wiederholungen die Folge davon seyn würden. Sollten Sie das ewige Einerley, das man in manchen neuen moralischen Schriften bis zur Ermüdung lesen muß, nicht schon selbst wahrgenommen haben?

Der Lehrer des Volks, der allein durch die höchsten, von allem Sinnlichen unabhängigen Motive, durch bloße Würkung der reinen Vernunft, den verdorbnen Menschen zu bessern und gute Gesinnungen und Handlungen zu bewürken hofft, kommt mir wie ein Arzt vor, der mitten in einem Paradiese nur einen einzigen Baum des Lebens sieht, nur ihn seinen Kranken anweiset, dessen Früchte aber so hoch hängen, daß die wenigsten — schwach und matt wie sie meistentheils sind — Kraft genug haben zu ihnen hinanzureichen. Ein andrer hat indes durch allerley Bäume und Stauden die Kraftlosen genährt; er hat selbst manche Giftpflanze durch eine Versetzung mit heilsamen Kräutern wohlthätig zu machen gewußt. So sind seine Kranken endlich so stark geworden, sich auch zu dem Lebensbaum aufrichten und seine edle Frucht genießen zu können. Vielleicht wer-

den sie nun der übrigen Stärkungsmittel nicht mehr bedürfen. Ich wünschte Sie möchten dem Letzteren gleichen.

In der Vernunft liegt die höchste Würde des Menschen, durch sie sind wir göttlichen Geschlechts. Wer hat von Sokrates bis auf Paulus, von Paulus bis auf uns dies denn je geleugnet? Aber daneben sind so viel andre Triebe und Bestimmungsgründe der menschlichen Handlungen in der Seele, welche nicht ausgerottet werden können, ohne sie selbst gewaltsam aufzulösen. Da ist ein Trieb nach Wohlseyn, nach Ehre, nach Geselligkeit, nach Liebe, nach Freyheit und Unabhängigkeit, nach Ruhe und endlich auch ein Trieb nach etwas Unbekanntem, der durch nichts Vergängliches befriedigt werden kann; ein Bedürfniß sich stets unter der Aufsicht eines unsichtbaren Wesens denken zu dürfen. Alle diese oder doch die meisten dieser Triebe, können allerdings den Menschen irre führen, oder gleich der Giftpflanze schaden. Es entwickelt sich ja bald genug in ihm selbst ein eignes Gefühl von Recht und Unrecht, welches bey weitem nicht jede An-

wendung derselben billigt. Aber sie können doch auch der täglichen Erfahrung gemäß zum Guten gerichtet werden, und die Entschlüsse eines vernünftigen Willens mächtig verstärken. Ob der Mensch je dieser Antriebe wird entbehren können, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß sie in dem gegenwärtigen Zustande an den edelsten Handlungen der weisesten und besten Menschen sehr vielen Antheil haben, und daß durch ihre Harmonie zu einem Zweck, der irrdischvollkommne Mensch hervorgebracht wird.

Wollen wir also nicht ferner diese weisen Anlagen der Natur benutzen? Wollen wir nicht, wenn dem Menschen das Gebot seiner Pflicht hart vorkommt, ihm sagen, daß diese Strenge Wohlthat sey, das heißt, daß sie nur scheinbar unglücklich aber im Grunde wahrhaft glücklich mache? Wollen wir nicht den natürlichen Trieb nach Ehre oder Achtung ferner benutzen, indem wir ihm zeigen, daß die Erfüllung der Pflicht das sicherste Mittel sey, sich eine dauernde Achtung der besten Menschen zu erwerben? Der Ehrtrieb kann — wer

weiß denn auch dies nicht? — sehr schädlich wer-
den. Aber wird er es auch dann, wenn der Ruhm
nach dem er strebt, das Zeugniß des Gewissens
ist, unverrückt recht gethan zu haben? Soll das
natürliche Gefühl des Mitleids erst unter-
drückt werden, um wohlthätige Handlungen zu
Erzeugnissen einer reinen Pflichtliebe zu ver-
edeln, damit ja nichts pathologisches, Antheil
an ihnen bekomme? Wollen wir endlich dem
ruheverlangenden Herzen die Hofnung recht ge-
flissentlich verbergen, daß es nur einen Weg
zum wahren Frieden giebt, die treue Erfüllung
seiner Pflicht, weil doch die Vorstellung dieses
Zustandes etwas angenehmes hat, und der
wahre Tugendhafte sich durchaus keine Rück-
sicht auf den Zustand angenehmer Empfindun-
gen erlauben darf? Nein, m. Fr., lassen Sie
uns nicht so weit von der wahren menschlichen
Natur uns entfernen. Veredeln müssen wir sie,
aber nicht ausrotten. Die schädlichen Auswüchse
der Triebe müssen wir abschneiden, aber sie selbst
nicht zerstören.

Sie bezeugen in Ihrem Briefe Achtung
gegen die Religion, als ein Postulat

der praktischen Vernunft. Ich will nicht mit Ihnen streiten, ob nicht auch die theoretische Vernunft den Menschen zu der Ueberzeugung von dem Daseyn eines höchsten Wesens führt. Sie würden vielleicht erstaunen, wenn ich Ihnen gestünde, daß mir — so ungereimt, so unphilosophisch es auch gescholten werden mag, — doch auch dies noch nicht zweifelhaft geworden ist. Aber lassen wir dies jetzt bey Seite. Sie werden doch eingestehen, daß gelehrte Untersuchungen über den Ursprung religiöser Begriffe, nicht in den Unterricht des Volks gehören, daß es hier vielmehr als eine ausgemachte Thatsache angenommen werden darf, daß ein Gott, daß er Gesetzgeber und Vergelter ist. „Diese Glaubensartikel, sagt ein Mann, gegen dessen Autorität Sie als sein eifriger Schüler, nichts einwenden werden, hat der Volkslehrer vorzüglich zu behandeln. Nicht daß er sie a priori deducire — sondern daß er den Glauben an sie belebe; eben dadurch daß er ihn als bekannt voraussetzt, und so die Menschen auf Gott und Ewigkeit hinreißt. „ *)

*) Fichte System der Sittenlehre. 1798. S. 474.

Ich bitte Sie daher so dringend als ich kann, verbannen Sie die religiösen Bewegungsgründe nicht aus Ihren Vorträgen. Sie finden den Glauben an Gott, an Vorsehung und an Seelenunsterblichkeit bey Ihren Zuhörern. Sie finden daneben den Glauben an eine heilige Schrift, worin theils Thatsachen, welche Gottes väterliche Vorsorge für die Menschen beweisen, theils Gesetze über ihr pflichtmäßiges Handeln enthalten sind. Sie finden die Ueberzeugung, daß der Stifter der christlichen Religion, durch ganz einzige Verdienste und Aufopferungen, Wahrheit, Tugend und Gemüthsruhe, diese größten Güter des Geistes, den Menschen verschaft habe, und dadurch die Ursach ihrer daurenden Glückseligkeit geworden sey. Habe auch dies alles bisher wie eine todte Erkenntniß in der Seele geschlummert, so ist es doch vorhanden, so läßt es sich doch beleben. Und welche herrliche Früchte dann dies neue Leben hervortreibt — o das lehrt ja die Erfahrung der ältesten wie der neuesten Zeiten.

Eben daher, weil jene religiösen Begriffe von dem Prediger als schon vorhanden betrach-

tet werden können, indem sie ja der Vereinigungspunkt einer jeden christlichen Gemeine und gleichsam das Symbol sind, worüber man stillschweigend überein gekommen ist, muß ich selbst der Meinung seyn, daß wir in dem Unterricht des Volks und besonders der Erwachsnen mit ihnen den Anfang zu machen, und uns ihrer am häufigsten zu bedienen haben. Es ist, sagt ein geistvoller Schriftsteller, ein sehr großer Vorzug für Menschen, die durch einen Glauben verbunden sind, daß sie gewöhnt werden, selbst das niedrigste Geschäft, das sie verrichten mögen, auf das erhabenste zu beziehen, was der Mensch denken kann, auf Gott und Ewigkeit.„

Auf den an Nachdenken gewöhnten Menschen kann es allerdings würken, wenn man ihn frägt: „ob er auch bisher als ein vernünftiges Wesen gehandelt, ob er die Vernunft in sich als das höchste geachtet, ob er wohl im Ernst wollen könne, daß seine Denk- und Handlungsweise allgemein werde?„ Für die größere Anzahl wird aber eben diese Frage, mit dem Begriff von Gott, sey es nun als Gesetzgeber, als Richter oder als Wohlthäter verbunden, so gewiß eine ganz andre

Würkung thun, als jede Vorstellung eines bestimmten Objects stärker als der Begriff eines Abstrakts, wie hier die Vernunft ist, auf jeden Menschen würkt. „Dankest du also dem Herrn deinem Gott, thörigtes Volk? Was hat er dir gethan, womit hat er dich beleidigt, daß du sein Gesetz verwirfst? Irre dich nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet das wird er erndten. Es ist dir gesagt was recht ist, und was dein Gott von dir fordert! Ach daß du auf seine Gebote merktest mit ganzem Ernst. Friede und Gerechtigkeit würde dein lohn seyn. Du begehest eine doppelte Sünde. Den Herrn die lebendige Quelle alles Guten verlässest du. Du gräbst dir Brunnen, die kein Wasser haben„ — das, m. Fr., ist die Sprache unserer Religionsbücher; das ist die Sprache die das Volk versteht, die schon unzählige harte Herzen erweicht und die ersten bessern Gefühle in tausend Herzen geweckt hat. Und dies ist sehr natürlich. Denn die Grundtriebe der menschlichen Seele, Furcht und Hofnung, Dankbegier bey der Vorstellung empfangner Wohlthaten, Schaam bey dem Bewußtseyn des Undanks,

Reue bey der Empfindung verlohrner Glückseligkeit — dies alles wird hier zugleich angeregt, und in das Interesse des Zwecks den man erreichen will, der Moralität gezogen.

Auch der Anthropomorphismus vor welchem Sie so bang sind, erscheint mir nicht so bedenklich. Ich finde, daß die schwachen Vorstellungen, welche sich meine Kinder von mir machen, ihren guten Willen mir zu folgen, und ihre dankbare Liebe wenn ich ihnen Gutes thue, gar nicht schwächen. Je reifer sie an Jahren werden, desto mehr werden sie sich von selbst verlieren, und das Verhältniß eines erwachsnen Sohnes zu seinem Vater wird ohnfehlbar ein andres werden, als das, des unmündigen Knaben. Es ist eben so unmöglich alle menschliche Vorstellungen und Bilder von den Begriffen des Uebersinnlichen zu trennen. Es war den erhabensten Weisen nicht möglich. Ziehen wir erst alles menschliche von der Vorstellung von dem höchsten Wesen ab, so bekommen wir einen metaphysischen Gott, welcher für die meisten aufhört ein Object ihrer Erkenntniß zu seyn. Und das wollten wir im Volksunter-

richt? Der unwürdigen Bilder, der Vorstellungen welche irgend eine menschliche Schwäche auf Gott übertragen, wollen wir uns allerdings enthalten. Aber das Ideal eines vollkommnen Regenten und durchaus gerechten Richters, eines höchst weisen und gütigen Vaters, ist ein sehr erhabner Vernunftbegriff. Es ist absichtliche oder wenigstens leidenschaftliche Entstellung der Wahrheit, wenn man so viele wahrhaft aufgeklärte, christliche und nichtchristliche Weise beschuldigt, daß sie durch jene Bilder aus Gott ein schwaches Wesen machen, und ihn selbst unter den Begriff, den man sich von einem vollkommnen Menschen bilden muß, herabwürdigen. Gerade dies zu verhüten, Weisheit, Gerechtigkeit und Güte in ihrem wahren Verhältniß gegen einander darzustellen, selbst unsre Volksbücher von den gröberen Ideen zu reinigen, dies ist ja ihr unablässiges Bestreben. O, mein Freund, lassen Sie sich solche Declamationen nicht irre machen. Lassen Sie uns getrost auch ferner, jene zwar menschlichen aber durch jede Absonderung des Endlichen so sehr veredelten Analogien auf Gott übertragen, und aus ihnen An-

triebe hernehmen, Gott zu gehorchen, seinen Urtheilsspruch zu scheuen, und ihn durch willigen Gehorsam und dankbare Liebe zu ehren. Wir können sicher seyn, daß die Menschen dadurch besser werden.

Das Evangelium kommt übrigens dem Menschen noch auf eine andre Art entgegen, um gleichsam seinen Vorstellungen von dem höchsten, seiner Natur nach unbegreiflichen Wesen, ein anschauliches Object zu geben. „Wer mich sieht, — durfte der fromme, der bescheidne Jesus sagen — wer mich sieht, sieht den Vater.„ Und noch jetzt erscheint er uns als das Urbild der Heiligkeit und der Güte in seiner Geschichte. Diese personificirte Heiligkeit in menschlicher Gestalt, erhebt uns, wenn wir ihr recht besonnen nachdenken, zu einem hohen Begriff von der Würde unsrer eignen Natur, und wenn uns unsre Religionsschriften auffordern, „gesinnt zu seyn, wie Er gesinnt war, seinen Geist zu unserm Geist zu machen,„ so ergreift uns ein um so mächtigeres Gefühl, welcher Gesinnungen wir fähig sind, je mehr wir uns mit der ganzen Vortreflichkeit seines Beyspiels

vertraut gemacht haben. Gesellt sich dazu die Betrachtung der Opfer, welche ihn die Ausführung des wohlthätigsten Plans, der je von einem menschlichen Verstande entworfen ist, gekostet, oder der beyspiellosen Güte in seinem Charakter, so erwachen zugleich die dankbaren Empfindungen, welche schon so viele Menschen zur Befolgung seiner Gesetze geneigt gemacht, und selbst aus sehr harten Herzen die ersten Gefühle reiner Humanität hervorgelockt haben.

Ist es denn nun ein so ganz verwerfliches Motiv zum Guten, „um Christi willen„ seine Pflicht erfüllen? Wir wollen zugeben, das Gute geht bey dem, der in jener Hinsicht Gutes thut, zunächst nicht aus der eignen Anschauung des Sittengesetzes hervor. Es ist allerdings etwas fremdartiges (heteronomisches) was den Willen bestimmt. Aber was fürchten Sie davon? Warum tadeln Sie so bitter die Classe von Menschen, „welche nur alles um des Erlösers willen thue, von echter Moralität keine Begriffe habe, und die Religion in ein unwürdiges Spielwerk verwandle?„ Wie folgt denn dies alles auseinander?

Wie wollen Sie den, der die offenbar guten Würkungen davon in seiner Art zu denken und zu handeln erfahren hat, und es sich bewußt seyn darf, daß er ein besserer Mensch geworden ist, überreden, daß er keinen Begriff von Moralität habe? Lösen wir den Begriff „um Christi willen„ handeln, in seine Bestandtheile auf, so sind es wenigstens lauter edle moralische Empfindungen, welche bey ihm zum Grunde liegen. Ich nehme den nicht in Schutz der diese Empfindungen heuchelt, der mit diesen Worten spielt. Aber warum soll ich mich nicht eines jeden Menschen freuen, den die Achtung und die Dankbarkeit gegen einen ganz vorzüglich weisen und verdienstvollen Mann zuerst bewogen hat, ihm nachzuahmen. Soll ich mich nicht auch dessen freuen, welchen das von Freunden und Feinden bewunderte Beyspiel des Erlösers, dahin gebracht hat, wie er mäßig, geduldig, sanftmüthig, versöhnlich zu seyn? Soll ich, wenn mich die Geschichte der Zeit und der Vorzeit die herrlichen Würkungen auch dieses religiösen Motivs lehrt, nicht auch ferner als Religionslehrer versuchen, dadurch auf meine Zu-

hörer zu würken? O ich fürchte, m. Fr., wir haben durch die viel zu allgemein gewordne Entfernung der Antriebe, welche aus dem Innersten der christlichen Religion hergenommen sind, nichts gewonnen, aber desto mehr verlohren.

Prüfen Sie, m. L. was ich Ihnen mit der Offenheit, die Sie an mir gewohnt sind, gesagt habe. Wenn es Sie auch nur im Annehmen und Verwerfen behutsam macht, so ist schon mein Zweck erreicht. Glauben Sie mir, es ist gar zu gefährlich, wenn man nur nach einer Seite hinhört, nur eine Classe von Schrifliest, von dem Strom der Mode eben sowohl in Meinungen als in Gebräuchen mit fortgerissen zu werden. Man nimmt es, wenn man es täglich hört, beynah für ausgemacht an, daß sich für diese und jene Behauptung, diesen und jenen Beweiß, diese und jene Methode nichts mehr sagen lasse. Man hält es daher auch kaum der Mühe werth, nur noch einmal selbst zu prüfen. Dieser Macht des herrschenden Tons und Geistes haben wir es zuzuschreiben, daß eine

Menge vortreflicher Schriften der achtungswürdigsten Weltweisen und Gottesgelehrten, als alte verlegne Waare kaum mehr gekannt, viel weniger gelesen werden, weil sie nicht die Firma des Zeitgeistes an der Stirn tragen, und daß schon mancher zwanzigjährige Jüngling mit einem Ton der Verachtung von jenen Werken spricht, welchen die verantworten mögen, die ihn veranlaßt haben.

Sie sind ein edler junger Mann! Gott hat Ihnen vorzügliche Kräfte des Geistes und — wie unser Wieland so rührend singt — schon

beym Eingang in das Leben,

den überschwänglichen Ersatz
für alles andre Glück, den unverlierbarn Schatz
den alles Gold der Aurang-Zeben
nicht kaufen kann, das Beste in der Welt
was sie zu geben hat, und was ins bessre Leben
uns folgt — ein fühlend Herz und reinen Sinn

gegeben.

Sie können mit dieser herrlichen Ausstattung des Guten in der Welt so viel würken. Bewahren Sie jenen Schatz; und wenn Sie bemerken sollten, daß ein zu starker Hang zu speculativen Untersuchungen, Ihnen wo nicht Ihre Ge-

müthsruhe, doch jene schöne Humanität und die Wärme des Gefühls, welche in der Religion so viel Nahrung findet, zu rauben anfängt, so wenden Sie sich lieber zu andern Beschäftigungen, welche noch schicklichere Vorbereitungen auf das Lehramt sind. Ich schließe mit den Worten eines vortreflichen Engländers, den Sie, wie ich weiß, längst verehrt haben. Shaftesbury fängt seine lehrreichen Briefe an einen jungen Theologen auf der Akademie mit der Bemerkung an: *)

When the simplicity of heart attends our searches into learning and philosophy, we need not fear being vainly puffed up, or falling into that false way of wisdom which scripture calls vain philosophy. When the improvement of our mind, and the advancement of our reason, is all we aim at; and this only to fit us for perfecter, mo-

*) Wenn Reinheit und Lauterkeit des Sinnes (simplicity) unsre gelehrten und philosophischen Untersuchungen leitet, so haben wir nicht zu fürchten, daß wir von Eitelkeit aufgebläht oder in jene Afterweisheit verfallen werden, welche die Schrift die eitle Philosophie nennt. Wenn die Besserung unsers Herzens und die Aufklärung unsers Verstandes das einzige Ziel unsrer Bestre-

re rational and worthier ſervice of God; we can have no ſcruples, whether or no the work be an acceptable one to him. But where neither our duty to mankind nor obedience to our creator, is any way the end or obiect of our ſtudies or exerciſes, be they ever ſo curious or exquiſite; they may be justly ſtyled vain: and often the vainer, for carrying whith them the falſe ſhow of excellence and ſuperiority.

On this account though there be no part of learning more adventageous even towards divinity, then logick, metaphyſik, and what we call

bungen iſt; und wenn wir dadurch uns beſonders zu einer vernünftigen und würdigen Verehrung Gottes immer geſchickter machen wollen, ſo dürfen wir gar nicht zweifelhaft ſeyn, ob unſre Beſchäftigung ihm wohlgefallen oder mißfallen werde. Wenn aber weder das, was wir unſern Mitmenſchen, noch das, was wir unſerm Urheber ſchuldig ſind, der Zweck unſrer Studien und Uebungen iſt, mögen ſie übrigens noch ſo originell und auserleſen ſeyn, — ſie bleiben doch eitel, und oft nur um ſo mehr, je ſichtbarer es dabey auf etwas Auſſerordentliches und Allübertreffendes angelegt iſt.

Wenn daher gleich von einer Seite Logik, Metaphyſik und was man ſonſt Univerſitätsgelehrſamkeit nennt, ſelbſt dem Studium der Theologie ſehr vortheilhaft werden kann, ſo wird doch auf

universfity — learning; yet nothing proves more dangerous to young minds unforewarned, or. what is worſe prepoſſeſsed, whith the excellency of ſuch learning, as if all wiſdom lay in the ſolution of thoſe riddles of the ſchoolmen, who in the laſt ages of the church, found out an effectual way to destroy religion by philoſophy.

der andern Seite nichts unbefeſtigten Gemüthern ſo leicht ſchädlich, zumal wenn ſie im Voraus davon eingenommen ſind, und wähnen, in der Auflöſung gewiſſer Räthſel ſcholaſtiſcher Köpfe, welche in neuern Zeiten die Religion durch die Philoſophie vernichtet haben, liege alle Weisheit verborgen. M. ſ. die Letters to a ſtudent at the Univerſity im erſten Theil der Werke des Lord Shaftesbury.

Funfzehnter Brief.

An den Prediger U*.

Carlsbad d. — —

Sie wissen, m. th. Fr., aus meinen vorigen Briefen und der Beylage zu dem letzten *), wie ich über den Anfang der menschlichen Besserung und die Mittel denke, welche man anzuwenden hat, um den Willen dazu geneigt zu machen. Von Nachdenken über sich muß alles ausgehen was Dauer haben, wenn nicht jede plötzliche Anwandlung guter Vorsätze verschwinden soll, wie es entstanden ist. Mit den Antrieben zum Guten muß der öffentliche Sittenlehrer wie ein weiser Haushalter umgehen. Er muß sich den ganzen Menschen, wie er ist, vorstellen, er muß sich alles vergegenwärtigen, was ihn sonst treibt oder zurückhält. Alles dies muß er unter der Leitung eigner reiner Begriffe von dem wahren Wesen der Tugend benutzen, und auch in seinen Zuhörern den höhern

*) S. 11 — 14ten Brief.

Motiven das Uebergewicht über die schwächern zu verschaffen suchen.

Hiebey entsteht nun die Frage, ob er sich auch bemühen müsse, das Gefühl der Reue, welches eine so natürliche Folge der Erkenntniß seiner Schuld ist, anzuregen und recht geflissentlich zu verstärken. Auch hier theilt man sich in der Theorie und in der Praxis. Manche wohlmeinende Männer glaubten sich darin kaum ein Genüge thun zu können, und setzten alles in Bewegung, um das menschliche Gemüth beynah bis zur Verzweiflung zu bringen. Andre wollten die Reue nicht einmal als ein wesentliches Stück der Besserung gelten lassen. Nicht auf Bereuen das man irre gegangen ist, sondern auf Umkehren kommt es an, wenn man zum Ziel kommen will. Klagen und Trauren kann sogar ein Aufenthalt seyn. Lehre, sagen sie, den sündigen Menschen lieber vergessen was dahinten ist, und sorge nur, daß es sich strecke nach dem was ihm noch zu thun übrig bleibt. Es ist, setzten einige hinzu, sogar dem Geist des Evangeliums zuwider, wenn der Mensch in einen trostlosen Zustand über seine Vergehungen

verfällt. Furcht ist nicht in der Liebe. Und was ist Reue anders als Furcht?

Hier stoßen wir gerade auf den Punkt, von welchem der Mißverstand ausgeht. Die Reue kann allerdings eine Würkung der Furcht seyn. Sie ist es ohnstreitig bey vielen Menschen. Aber sie kann eben sowohl durch andre Vorstellungen, sie kann ja selbst durch Liebe bewürkt werden. Alles kommt auf den Gesichtspunkt an, aus welchem dem Menschen die Sünde erscheint.

Die noch immer unter dem großen Haufen am meisten herrschende Vorstellung, betrachtet das Böse als eine Beleidigung Gottes im eigentlichen menschlichen Verstande, und trennt davon den Begriff eines ihm zugefügten Schadens, einer Beeinträchtigung seiner Rechte, einer Reizung seines Zorns um so weniger, je mehr ein großer Theil unsrer Bußlieder, unsrer Andachts = und Communionbücher von diesen Ideen ausgehen, und selbst viele Stellen der Bibel ihm günstig scheinen. Findet gleich der gemeine Verstand hierin nichts anstößiges, weil ihm

Gott im Grunde doch nur wie ein sehr mächtiger Mensch vorkömmt, und er alle die Widersprüche nicht fühlt, welche daraus folgen würden, wenn er gleich einem Menschen beleidigt werden könnte, so hat doch die Vorstellung einen praktisch nachtheiligen Einfluß auf die Mittel, welche er anwendet, das gute Verhältniß wiederherzustellen. Er hofft durch seine Seufzer und Thränen, durch sein Bußethun im Sack und in der Asche, durch seine angelegten Trauerkleider, durch seine Fasten und Selbstpeinigungen, das auszurichten, was doch allein durch eine gründliche Besserung des Sinnes und Wandels ausgerichtet werden kann. Dies ist ganz consequent. Denn ein Gott der menschlich zürnen kann, kann auch menschlich gerührt, erweicht und zum Mitleiden bewogen werden. Wenn wir daher jene Prämissen nicht bestreiten sollen, so seh ich in der That nicht ab, wie wir die Schlußfolge bestreiten wollen. Unter allen biblischen Schriftstellern hat aber diese Verkehrtheit der Vorstellungen keiner in ein so helles Licht gesetzt, keiner mit einer solchen Energie bestritten als Jesaias, dessen hohe Auf-

klärung man von dieser Seite nicht genug bewundern kann *).

Die Reue, welche das rege gewordne Gefühl der Schuld bey dem bewürkt, welcher die Sünde allein aus dem obigen Gesichtspunkt betrachtet, ist nun lediglich die Würkung der Furcht. Sie ist das Zittern des Kindes vor der erblickten Zuchtruthe des Vaters oder das Beben des Verbrechers, vor dem gezuckten Schwerdt der Gerechtigkeit. Daher ist es auch so natürlich, daß mit dem Verschwinden der Furcht diese Reue verschwindet, und daß der Mensch, der heute an einem Beicht- oder Bußtage in Thränen zerfloß, sobald ihm durch die Absolutionsformel oder das Sacrament die Schuld erlassen scheint, eben so leichten und frohen Sinnes wird als er vorher war, gleich dem Verschwender, welchen die Strenge des Wechselrechts einen Augenblick zur Verzweiflung brachte, und der durch fremde Großmuth bezahlte Wechsel leichtsinnig wie zuvor macht.

*) Jes. 1, 11 — 18. u. 55. besonders C. 58. 59. 66, 1 — 4.

Ich sehe nicht ein, m. w. Fr. wie der populäre und praktische Religionslehrer dieses fernen begünstigen und sich mit so zweydeutigen Zeugnissen der Besserung begnügen kann. Soll in seinem Religionsunterricht Zusammenhang und Harmonie der Begriffe seyn, so kann er unmöglich itzt die reinsten Vorstellungen von Gottes Unabhängigkeit und Erhabenheit über alle menschliche Schwäche und Beleidigungen lehren, und es dann wieder gut heißen, wenn ihm Menschen eine Handlungsweise zutrauen, welche sie in jedem Regenten, jedem Vater für Schwäche und Charakterlosigkeit halten müßten. Er muß also auf andre Mittel denken, um die Reue über das Böse in seinen Zuhörern zu erwecken. Deren bleiben ihm auch genug übrig, und sie haben ausser der innern Wahrheit auch noch den wichtigen Vorzug, daß sie weit daurender in ihrer Würkung sind.

Bleiben wir zuerst noch bey denen stehen, welche aus der Religion geschöpft werden, so wüßte ich in der That nicht, was für Schaden davon zu fürchten wäre, wenn wir die Sünde als Undank gegen einen höchst gütigen Vater und als

schnöde Verwerfung aller der Mittel, welche Gott dem Menschen zur Erreichung einer so würdigen Bestimmung sowohl durch seine eignen Kräfte als durch die Religion gegeben hat, darstellten. Was werden hiedurch für Gefühle angeregt, außer denen, welche so innig mit der moralischen Natur des Menschen zusammenhängen? Das beschämte Erröthen auf dem Gesicht dessen, der auch nur eine kleine gesellige Pflicht, eine erwartete Dankleistung vergessen hat, kündigt es uns denn nicht in menschlichen Verhältnissen ein feines sittliches Gefühl an? Ist nicht die zarte Schaam bey empfangenen Wohlthaten, die man nicht wieder zu vergelten weiß, ein Wahrzeichen einer veredelten Seele? Giebt nicht der Reue dessen, der das Eigenthum eines gütigen Herrn veruntreut hat, das Bewußtseyn der Undankbarkeit einen weit empfindlicheren Stachel, als der Gedanke des ihm zugefügten Schadens? Dieser läßt sich oft ersetzen, aber jenes Bewußtseyn kann nichts wieder vertilgen, und jede neue Erfahrung von Güte und Vertrauen von dem Gekränkten, ist wie ein Schnitt in das verwundete Herz. Wo liegt

nun das Unwürdige, das Gefährliche, das Schwärmerische, wenn der Mensch, der sich gewöhnt hat, in allem was er ist und was er besitzt die Hand seines Urhebers zu finden, bey dem Hinblick auf seine gemißbrauchten, geschwächten, herabgewürdigten Kräfte, auf seine verlohrnen Stunden, auf zurückgestoßene Warnungen oder Aufmunterungen, sich tief beschämt fühlt und recht wie der Zöllner in der schönen Dichtung Christi, sein Auge nicht aufzuschlagen wagt? Ist denn diese Art der Reue nicht selbst schon eine sittliche Empfindung? Und wird sie, indem sie durch jede erneuerte Vorstellung von der unwandelbaren Güte Gottes wieder angeregt wird, nicht selbst durch ihre Dauer, einen immer größeren Eifer im Guten zur wohlthätigen Folge haben?

Hierin ist ihr nun ohnstreitig eine andere Art von Reue, welche man die philosophische nennen möchte, ähnlich. Sie entsteht allein aus der lebendigen Vorstellung der verletzten Pflicht, und der dadurch bezeugten Geringschätzung seiner vernünftigen Natur. Es ist nicht die Rücksicht auf irgend ein gestiftetes Ue-

bel außer sich — denn vielleicht blieb die Handlung ohne Würkung, oder ein glücklicher Zufall schnitt die Würkung plötzlich ab, — es ist nicht das Urtheil andrer Menschen und die Schande bey der Welt — denn vielleicht blieb die That der ganzen Welt verborgen — es ist noch weniger die Furcht vor einer zu erwartenden Strafe — denn der Sündigende kann über die Strafe erhaben, oder durch die Umstände vor ihr gesichert seyn, — es ist lediglich die unwiderstehliche Gewalt des Gesetzes das in uns spricht, die nicht zu übertäubende Stimme des Gewissens, es ist der Anblick einer zerstörten oder doch herabgesetzten bessern Natur, dessen man sich schmerzlich bewußt wird. Es ist da nicht so wohl etwas ausser uns und über uns, zu dem wir die Augen nicht aufschlagen mögen. Es ist unser eignes Selbst das uns niederdrückt, und es uns fast unerträglich macht, unsre wahre Gestalt zu erblicken. Auch dieses schmerzhafte Gefühl bey dem Bewußtseyn eines bisher verlohrnen Lebens, verliert sich nicht mit dem Anfang eines besseren. Es wird gleich einem alten Schaden durch die zufälligsten Um-

stände, denen wir uns eben so wenig als den Einflüssen des uns umgebenden Elements entziehen können, immer aufs neue angeregt — hier durch den Anblick eines Frühtugendhaften, der seine Lebensbahn unter ähnlichen Umständen und Versuchungen unsträflich gegangen ist; dort durch die Entbehrung einer Kraft die zeitig erworben werden muß; am häufigsten durch die Wahrnehmungen der Schwürigkeiten, welche eine lange Verwöhnung dem ernstlichsten Willen entgegensetzt.

Diese philosophische Reue, deren sich gewiß auch der christliche Weise nicht zu schämen hätte, setzt aber eine Bildung des Verstandes voraus, die wir nur bey der kleineren Anzahl finden. Die Vorstellung des Gesetzes giebt dem sinnlichen Menschen kein Bild. Dies thut aber der Begriff eines Gesetzgebers. Würde der vernünftigen Natur ist ein abstrakter Begriff. Um ihn zu fassen, muß man wenigstens zum Theil schon zu dieser Würde gelangt seyn. Aus diesem Grunde behält die Erweckung einer religiösen Reue, im populären Unterricht

den Vorzug, und ist für das Praktische von gleicher Würkung.

lassen Sie uns indes, neben den religiösen Ansichten, auch den Schaden welchen eine unmoralische Denkungsart in und ausser dem Menschen stiftet, nicht ganz aus der Acht lassen. Die Reue, welche von der Vorstellung des Verlustes ausgeht, scheint zwar nur die Reue des Eigennutzes zu seyn, und in sofern wäre sie zwar eine natürliche aber noch keine moralische Empfindung. Wird sie es aber nicht, wenn der Verlust über welchen sie trauert, vielmehr der Verlust jener höhern Güter ist, welche nur dem tugendhaften Menschen eigen sind, als die Entbehrung mancher äußeren Vortheile, zu den ein regelmäßiges Leben vielleicht auch geführt hätte? Wird sie es nicht auch dann, wenn uns der vielleicht unersetzliche Schade, den wir bey andern gestiftet, als ein noch größeres Unglück erscheint, als wenn es uns selbst betroffen hätte? Es gehört beynah eine tugendhafte Gesinnung dazu, sowohl um jene verlohrnen Güter für etwas begehrungswerthes zu halten, als an dem Unglück andrer wahren Antheil zu nehmen.

Wenn gleich diese Erkenntniß und Gesinnung sich auch wohl bey dem findet, der ihr noch nicht gemäß zu handeln angefangen hat, so ist doch der Schmerz über den erlittenen oder gestifteten Schaden wenigstens ein Schritt mehr zur künftigen Aenderung des Sinnes. Wer folglich das Elend dessen, der Geist und Herz verwahrloßt, andre Menschen verführt und sich durch beydes um den Frieden des guten Gewissens gebracht hat, mit lebendigen Farben darzustellen versteht, und wem es gelingt, dadurch in denen, von welchen er die Züge entlehnte, das Gefühl ihrer Verschuldung zu erwecken, der darf es sich gewiß so wenig als Paulus gereuen lassen, daß er sie betrübt gemacht hat zur Besserung.

Mag übrigens die Reue entstanden seyn wie sie will — so viel leuchtet überall ein, daß, je deutlicher das Bewußtseyn der Freyheit im Handeln ist, desto stärker wird sie den Schuldigen ergreifen. Mit dem Bewußtseyn derselben, verschwindet auch die Reue. Zwar hat sich der scharfsinnige Uebersetzer des Hartley Mühe gegeben, selbst bey dem System des Determi-

nismus oder der Nothwendigkeit, zu dem, wie ich mich erinnere, auch Sie einmal geneigt waren, nicht nur die Möglichkeit der Reue zu beweisen, sondern sie sogar für verträglicher mit diesem als mit dem System der Freyheit zu erklären *). Er geht aber dabey von einer Beschreibung der Reue aus, bey welcher ihm der Beweis zwar leicht ward; die aber schwerlich durch den Sprachgebrauch gerechtfertigt werden kann. Reue ist ihm nichts anders, als „der Widerruf unsers Urtheils in Ansehung einer gewissen Handlung, oder der Contrast des Zustandes der Seele in uns nach der Wahl, wobey sie übersieht, daß die Verschiedenheit dieses Zustandes allein den Grund der ungleichen Urtheile enthielt.„ Das damit verbundne Mißvergnügen, leitet er lediglich aus dem Widerspruch mit sich selbst her. „Dieser verursache allezeit eine widrige Empfindung, welche derjenigen

*) S. D. Hartley Betrachtungen über den Menschen, seine Natur, seine Pflichten, seine Erwartungen. Aus den Engl. übersetzt; mit Anmerkungen, und Zusätzen von H. A. Pistorius. Rostock 1772, 1 Th. S. 213.

gleiche, wenn man unserm Urtheil widerspreche, oder unsre Aufführung tadle. Sie steige am höchsten, wenn man mit sich selbst nicht eins sey, seines Beyfalls entbehren müße, der uns allenfalls den Abgang jedes andern ersetzen könne. Sogar die stärkern, wehmüthigen und schaamvollen Empfindungen, welche die Reue oft begleiteten, glaubt er hieraus erklären zu können. Es geschehe dies, wenn uns das widerrufene Urtheil eine vorzügliche Schwäche des Verstandes zu verrathen scheine, und wenn wir uns zugleich erinnerten, daß wir bey der Entschließung mit Klugheit und Vorsicht zu wählen uns eingebildet. Wehmüthig werde die Empfindung, wenn die Entschließung die wir bereuen, uns als unfreundlich, bitter, undankbar gegen diejenigen, welche uns wohlwollen, erscheine. Die Reue steige zu Gewissensbissen, wenn uns unser reiferes Urtheil in der vorigen Entschließung irgend eine große und unersetzliche Verletzung anderer entdecke, und sie aus dieser Ursach widerrufe. Sie werde Selbstverdammung, wenn wir eine angedrohte, uns zwar zuvor bekannte, aber in dem Punkte der

unglücklichen Entschließung übersehene oder nicht geachtete Bestrafung, als nahe und unausweichlich erblicken. Sie würke Verzweiflung, wenn unsre ganze Glückseligkeit uns durch die bereute Handlung unwiederbringlich verlohren scheine.„

Der Einwurf, daß doch auf diese Art der Reue eine bloße Täuschung zum Grunde liege, indem man sich nur einbilde, man hätte zur Zeit der Wahl anders handeln können, und daher einen spätern Zustand mit einem frühern verwechsle, lag zu nahe, als daß ihn der Scharfsinn des Verfassers hätte übersehen können. Er sucht ihn dadurch zu heben, daß wir ja der Erfahrung zufolge alles was nützlich und angenehm in seinen Folgen sey, zu loben und zu billigen, das Gegentheil zu tadeln und zu mißbilligen geneigt wären; daß wir überall wo wir Gutes gethan ihm sicher Beyfall gäben, ohne zu untersuchen, ob es nothwendig geschehen mußte, oder ob es auch unterbleiben konnte. Selbst das fänden wir unsrer Vernunft gemäß, daß bösen Handlungen ein Uebel oder Strafe nachfolge, so wie ein körperlicher, wenn

gleich ganz unverschuldeter Schaden, durch eine schmerzhafte Operation geheilt werden müsse. Aber wie wenig kann doch dies ganze Raisonnement dem Genüge thun, der von der Sittlichkeit der Handlungen feste Begriffe hat? Ja wie kann man es auch nur bey dem Sprachgebrauch verantworten, das Reue zu nennen, was in allen den Fällen, wo der Handlung keine Freyheit, folglich auch keine Zurechnungsfähigkeit zum Grunde liegt, nichts weiter ist, als ein Wohlgefallen oder Mißfallen an einem Object unsrer Erkenntniß, wovon sich auf das handelnde Subject eben so wenig übertragen läßt, als auf die todte Maschine, durch deren Triebwerk irgend ein köstliches Kunstproduct hervorgebracht oder zerstört wird. Allen den Modificationen der Reue, welche er mit dem System der Nothwendigkeit verträglich nennt, liegt offenbar das Bewußtseyn frey gehandelt zu haben zum Grunde. Ohne diese — Ueberzeugung oder Täuschung — giebt es kein Bereuen. Die bloße Widerrufung eines frühern Urtheils bey veränderter Einsicht, ist an sich nie mit einem schmerzlichen Gefühl verbunden;

nicht einmal mit einem Gefühl der Schaam, sobald ein physisches Unvermögen der Grund unsres Irrthums war. Nur dann erst gesellt sich Unlust zu der Wahrnehmung des innern Widerspruchs, wenn wir empfinden, daß unser Wille und unsre Begier mit unserm Verstande uneins war. Je mehr wir uns dessen bewußt sind, desto schmerzlicher wird die Reue. Und sind wir dies nicht oft im hohen Grade? Läßt sich durch irgend ein Sophism die Erinnerung vertilgen, daß bis auf den letzten Moment wo eine böse Begier zur That ward, die Vernunft und das Gewissen alles that um uns zurückzuhalten, und selbst schon ein Vorgefühl der Reue, die der That auf dem Fuße folgen würde, in uns zu erwecken; daß wir aber dennoch nicht hören wollten?

Aus diesem Grunde muß ich nochmals wiederholen, daß meiner Meinung nach der Lehrer des Volks nicht genug darauf ausgehen kann, den Gewissenstrieb bey allen Gelegenheiten anzuregen, damit wenigstens das Gefühl der Schaam und Reue sich oft bey dem Rückblick auf unmoralische Gesinnungen und

Handlungen erneure. Ueber seine Vergehungen weinen und trauren ist freylich noch nicht, sie ablegen. Aber wer nicht mehr trauert wenn er gefallen ist, verzeiht sich zuletzt alle seine Fehltritte, oder kommt wohl gar dahin sich ihrer zu rühmen.

Die achtungswürdigen Männer, welche nach den Vorgang des ehrwürdigen Spalding gewarnt haben, einen zu hohen Werth auf Gefühle im Christenthum zu setzen, sind auch gewiß sehr weit entfernt gewesen, eine jede Anregung derselben zu tadeln. Was sie tadelten war entweder die Methode oder das Uebermaaß. Wer möchte die Methode wieder zurückrufen wollen, wo man ein furchtbares Bild auf das andre häufte, um die Einbildungskraft zu erhitzen und ihr entweder alle Schrecken des göttlichen Gerichts, welches den Sünder erwarte, vorzustellen, oder durch Grausen erregende Gemählde von dem was Jesus gelitten habe, um fremde Schulden zu büßen, mehr gewaltsame Erschütterungen, als die sanfte Wehmuth und den heiligen Ernst hervorzubringen, welcher ein jedes wohlgeordnetes Gemüth bey dem lesen sei-

ner Geschichte ergreifen muß? Wer möchte es billigen, wenn man den Werth der Reue, von der Stärke und Dauer des sinnlichen Gefühls abhängig macht, und keine Besserung für aufrichtig hält, welcher nicht eine Art von Verzweiflung vorhergegangen ist? Behält der Mensch nicht auch zu der Zeit seiner moralischen Wiedergeburt, seine natürliche Beschaffenheit, sofern sie von Temperament und andern Anlagen abhängig ist? Die Reizbarkeit des Gefühls, woran jenes so vielen Antheil hat, kann eben so wenig zum Verdienst angerechnet, als die Abwesenheit desselben getadelt werden. Wenn sich die Reue einer Magdalene in Thränenströmen ergießt, so ist es zwar zu billigen, daß jenes stärkere Gefühl, welches sie ehedem eines jeden sinnlichen Reizes so empfänglich gemacht haben mochte, nun eben so stark durch moralische Vorstellungen afficirt ward. Aber es beweißt für die Wahrheit ihrer Sinnesänderung um nichts mehr, als der stille Schmerz eines kälteren Characters, dessen Auge nie naß wird, dessen Brust nie ein Seufzer entsteigt, der sich aber tief in seinem Innersten von der

last seiner Schuld niedergedrückt fühlt. Wären so viele unsrer öffentlichen Sittenlehrer etwas bessere Menschenkenner gewesen, und wäre der Mensch nicht überhaupt so geneigt, seine Art zu empfinden zur Regel zu machen, wir würden in vorigen Zeiten nicht mit so vielen Bekehrungsgeschichten und letzten Stunden überschwemmt seyn, wovon eine der andern immer so ähnlich sah, weil man nur einen Gang kannte, nur eine Form gelten ließ.

Man würde aber auch in neueren Zeiten, nicht so oft von Kanzeln und in Erbauungsschriften die bekannten Worte des Dichters, von den „weichgeschaffnen Seelen, die nicht lange fehlen können und von den thränenlosen Sündern die beben sollen„ wiederholt haben — die wenigstens dem Buchstaben nach geradezu den Schöpfer anklagen, der nicht alle weich erschuf, und wodurch Thränen — diese zweydeutigsten unter allen Zeichen der Besserung — zum Wahrzeichen eines Menschen gemacht werden, zu dem man noch Hofnung haben könne. Daß der Dichter sich diese Folgen nicht dabey dachte, ist hier gleichgültig. Genug daß so

unbestimmte Ausdrücke, die noch dazu die herzergreifende Melodie, welche ein Künstler wie Graun mit ihnen zu verbinden wußte, zu Lieblingsworten macht, die gefährliche Täuschung befördern, schnelle Rührung für Ablegung der Fehler zu halten, den aber, dessen Auge die Thränen versagt sind, an sich selbst irre zu machen. Dichtersprache ist immer bedenklich, wo so viel auf Wahrheit und Bestimmtheit der Begriffe ankommt.

Welchen wohlthätigen Einfluß übrigens die Reue auf die Hervorbringung eines festen moralischen Characters haben könne, davon ist mir bey meinem hiesigen Aufenthalt ein merkwürdiges Beyspiel bekannt geworden. Sie sollen in meinem nächsten Briefe mehr davon hören. Ich muß heute abbrechen. Die Pflicht ruft mich an den Brunnen. Mein Freund wird es billigen, daß ich mir die Reue sie versäumt zu haben, erspare.

Sechzehnter Brief.

Carlsbad d. — —

Ich hatte mich schon über acht Tage hier aufgehalten, ohne daß mich unter den hunderten von Männern und Frauen, mit welchen man auf Augenblicke Bekanntschaften anfängt und ihrer in den nächsten wieder vergißt, irgend jemand besonders angezogen hätte. Auch suchte ich Anfangs keine engere Verbindung. Die Natur, in welcher mir alles neu war, gab mir Unterhaltung die Fülle. Es ist für uns Flächenbewohner eine ganz eigne Empfindung, das Auge rings umher in dieser von schroffen Felsen umgebenen Stadt, von allen Seiten durch irgend einen ganz nahen Gegenstand begrenzt zu finden. In dieser Begrenzung ist zugleich etwas Schauervolles und Erhabnes. Wir kamen tief in der Nacht hier an. Ich kann nicht ausdrucken, wie mich am Morgen der erste Blick auf die großen meiner Wohnung gegenüber liegenden Felsenmassen ergriff, die hie und da jeden

Augenblick die an dem Abhange gebauten friedlichen Wohnungen zu zerschmettern drohen. Am Abend des vorigen Tages, hatte das Auge noch auf Wiesen und Flächen einen weiten Spielraum gefunden. Nun war die Dämmerung eingetreten. In der dunklen Nacht hatte ich nicht bemerken können, durch welche Windungen und Krümmungen ich in dieses Thal gelangt war. Ich kam mir auf einmal wie durch einen Zauber aus einer bekannten Welt in ein unbekanntes Land versetzt vor. Natureindrücke lassen sich, zumal so lange sie neu sind, fast besser allein, als in Gesellschaft geniessen. Sie werden sich also nicht wundern, daß ich die ersten Tage meines Hierseyns am häufigsten auf einsamen Spaziergängen zubrachte. Die Verirrung, das Wiedersuchen und Wiederfinden des verlohrnen Weges — selbst dies hat seine eignen Freuden. Auch ruht ich nicht, bis ich mir alle die verschlungenen Pfade, die hier zu dem drittehalbhundert Schuh hohen Kreuzberge, dort auf den Hirschsprung führen, bekannt gemacht hatte, von denen ich denn gewöhnlich ziemlich ermattet auf dem

Freundschaftssitz ausruhte, um mich da dem Andenken an die Abwesenden zu überlassen, von denen ich mir in dieser Einengung abgeschiedner als auf andern Reisen vorkam.

Aber auch das Thun und Treiben der Menschen sorgt für die Unterhaltung des Beobachters. Zwar stimmt das allgemeinere Gefühl von Krankheit und Schwäche, selbst in den Gesellschaften der Fröhlichkeit und des Genusses den Ton ein wenig herab, und scheint sich auch denen mitzutheilen, welche bloß Langeweile oder Vergnügungssucht zu dieser heilsamen Quelle geführt hat. Aber von der ewigen Unruhe, welche die meisten Menschen, besonders aus den höheren Ständen, umhertreibt, und sie suchen läßt, was sie ahnden und doch nicht kennen, das Treibjagen der Leidenschaften, des Stolzes, der Eitelkeit, der Pracht, die Nothbehelffe des Ueberdrusses, des Mißmuths über mißlungene Hofnungen oder unbefriedigte Ansprüche — von dem allen hat man hier, wie überall wo sich geschäftlose Menschen in engen Kreisen zusammen finden, jede Stunde Gelegenheit Erfahrungen zu sammlen. Nirgends kann man sich anschaulicher als hier über-

zeugen, daß mit dem Vermögen Thorheiten zu begehen und zu sündigen, die Begier darin fortzufahren nicht zugleich erstirbt.

Wie manche Stunde habe ich schon mit solchen Betrachtungen an dem Sprudel — der ergiebigsten unter den Quellen — gestanden! Eine Zeitlang verliere ich mich immer in der Betrachtung des großen Schauspiels, welches die Natur hier unermüdbar aufführt. Denn, — wie unser Neubeck singt *): —

Siedende Quellen ergießen sich hier. Aus glühenden Urnen
steigen sie strudelnd hervor, durch rauhes Geklipp hinbrausend.
Fürchterlich kämpft mit des Feuers Gewalt der Schwall der Gewässer,
hochauf wogend mit lautem Geräusch; die tobenden Fluthen
heulen dahin — mit zischendem weißen
Schaume bedeckt — und gewähren
so der siechenden Welt ein schmerzenlinderndes Heilbad.

Dann kehr ich wieder zu den Menschen zurück, die sich hier des Morgens in einem kleinen Raume zusammendrengen, und meist mit sich

*) Neubeck Gesundbrunnen. Leipzig 1798.

und ihren Gebrechen beschäftigt, unabläßig aus der Quelle schöpfen, trinken, und umherwandeln, sehnsuchtsvoll von einem Tage zum andern der Abnahme ihrer Uebel entgegenharren, dem der von Würkung und Besserung redet mit dem Munde Glück wünschen, im Herzen beneiden, und es doch zum Theil so leserlich auf ihren Gesicht geschrieben vor sich her tragen, daß sie nur genesen wollen, um fortfahren zu können, wie sie angefangen haben. Wie wäre sonst der Leichtsinn erklärbar, mit welchen so viele ihre Schwachheiten oder ihr frühes Leben wie sie es nennen, — ihre Laster, wie sie es nennen sollten, — so offen und scheulos erzählen, wenn auch nur Etwas von moralischer Besserung an ihrem Wunsch davon geheilt zu werden Theil hätte. Ist das nicht — hab ich hier oft zu mir selbst gesagt — das wahre Bild der Menschen, die sich von Zeit zu Zeit zu den Heilquellen der Religion hindrengen, weil sie doch wohl wahrnehmen, daß es mit der Art zu leben, die ihnen eigen ist, auf die Länge kein gutes Ende nehmen kann. Aber was sie eigentlich hier schöpfen möchten, das ist nicht die

Kraft ihre Neigungen zu verbessern und den Versuchungen zu widerstehen; es ist lediglich der Trost über das Vergangene und die Hofnung auch bey einem fortgesetzten wenigstens nur halb gebesserten Leben, diesen Trost immer wieder zu finden, und durch äussere Mittel eine Schuld wegzuwaschen, von der man doch nur durch innere Reinheit des Sinnes frey werden kann.

Doch ich verliere mich von meinem Zweck. Was ich Ihnen eigentlich zu erzählen versprach, war die, ach! nur zu kurze Bekanntschaft mit einem der besseren Menschen, welche hier unter dem Getümmel der Menge einsam umherwandeln, und sich nur wenigen mittheilen, weil sie nur von wenigen verstanden werden. Ich hatte schon oft einen Mann, dessen krankes Gesicht noch genug Spuren einer sehr edlen Bildung an sich trug, und in dessen offnem Auge sich ein trüber Ernst wie im Hintergrunde verbarg, auf der Allee bey mir vorbeygehn sehn. Wir waren uns auch wohl auf den entfernten Spatziergängen und den steilen Pfaden, die zu den neuen lieblichen Anlagen führen, begegnet, und hatten

zufällig öfter auf einer Bank unsre stillen Bemerkungen über das bunte Gedränge der Vorübergehenden gemacht. Er war mir vom ersten Augenblick an interessant geworden. Ich erfuhr auch bald, er heiße Baron von M. sey aus dem Reich, besuche jährlich das Bad, die Aerzte fürchteten aber diesmal mehr als je für sein Leben.

Es kommt mir immer unnatürlich vor, wenn ich Menschen die sich sehr nahe kommen, stumm, als ob sie kein Sprachorgan hätten, neben einander sitzen sehe. Auch möchte ich schwerlich das, was vielleicht Neugier oder Aufdringlichkeit genannt werden mag, ablegen, da ich dem Fehler auch Unbekannte anzureden, wenn es denn einer seyn soll, schon zu viele unvergeßliche Bekanntschaften zu danken habe. Auch hier nahm ich mir vor, das nächstemal wenn ich dem Baron begegnete, zu versuchen, wie er mich aufnehmen würde. Die Gelegenheit konnte mir nicht fehlen. Er vermied zwar eigentlich die großen Cirkel nicht. Jedermann schien ein Interesse zu haben, ein Wort mit ihm zu reden. Aber sobald die stumme Conversation an den

Spieltischen anging, entfernte er sich gewöhnlich und machte seine Spaziergänge. Hier traf ich eines Abends mit ihm auf dem Freundschaftssitz zusammen. Er las; da er aber das Buch bey Seite zu legen schien, indem ich herantrat, so fand ich es weniger dreist ein Gespräch anzufangen. Wir hatten keine Viertelstunde gesprochen, als uns beyden gewiß war, daß wir uns künftig sehr viel sprechen würden.

Ich weiß nicht, wodurch es mir eigentlich gelungen ist, sein Vertrauen so bald zu gewinnen, da er an sich mehr zurückhaltend als entgegenkommend war. Nur das weiß ich, daß nach jeder Unterhaltung mit ihm meine Hochachtung zunahm, ob ich wohl immer beym Abschiede glaubte, sie sey keines Zuwachses fähig. Er theilte mir gleich in den ersten Tagen vieles aus der Geschichte seines äußern Lebens mit. Dies leitete aber nach und nach zur Geschichte seines inneren Menschen, wie er sich oft ausdruckte, und er gestand zuletzt, daß er sich nicht erinnere, mit irgend jemand so ausführlich darüber gesprochen zu haben. Wie viel würde es mir werth seyn, wenn ich alles, was

itzt nur fragmentarisch in meinem Gedächtniß geblieben ist, hätte aufzeichnen können. Gerade drey Wochen giengen wir mit einander um, meistentheils allein. Denn seine vortrefliche siebzehnjährige Tochter, ihm so ähnlich an Bildung wie an Güte, blieb gewöhnlich in der Gesellschaft ihrer Tante, seiner Schwester, die nach dem Tode der Mutter ihre Stelle vertreten hatte. Nach drey Wochen ward der Gesundheitszustand des Barons so bedenklich, und die Anfälle von Schwindel erneuerten sich so oft, daß jedermann zur Abreise rieth. Ich werde der Trennung von diesem Edlen nicht vergessen. Er wandelt jetzt nicht mehr unter den Sterblichen. Wir bekamen bald die traurige Nachricht, daß er von den Beschwerden der Reise zu angegriffen, schon auf der Hälfte seines weiten Weges nach seiner Heimath still zu liegen beschloß, aber den nächsten Tag plötzlich an einem Schlagfluß starb. Als die Todespost in Carlsbad ankam, gab der Prinz von G** gerade einen sehr glänzenden Ball Sie eilte durch den böhmischen zum sächsischen Saal bis zum Tanzsaal in wenig Augenblicken hinauf, und es war als ob

überall, wo man sie hörte, die Freude den Oden angehalten hätte. Denn er genoß die allgemeinste Verehrung.

Am unvergeßlichsten ist mir ein längeres Abendgespräch geblieben. Es war eins unsrer letzten. Nachdem sich schon alles zurückgezogen hatte, blieben wir fast bis in die Mitternacht in einem stillen Seitenzimmer an der Allee. Einiges davon gebe ich ihnen so treu als ich vermag, da es mit dem Aufsatz, den er mir, als wir uns trennten anvertraute, im genauen Zusammenhange steht.

Er hatte mir — dies muß ich voranschicken — bey der Erzählung seiner Jugendgeschichte nicht verschwiegen, daß er viele kostbare Jahre in einem Sinnenleben zugebracht habe, dem er den Verlust — vielleicht einer festern Gesundheit, gewiß den, einer ungetrübten Heiterkeit zuschreiben müße. Freylich habe der Tod seiner Gattin vor zehn, und seines sehr hoffnungsvollen Sohnes, der vor drey Jahren ein Opfer des französischen Krieges geworden, den letzten Rest davon hingenommen. Aber auch in seinen schönsten Tagen, habe ihn das Anden-

ken an die verlohrnen Jahre nicht verlassen. Sein Gewissen sey zwar seit längerer Zeit vorwurfsfrey. Er sey sichs bewußt immer der besten Einsicht gefolgt zu seyn. Er dürfe sagen, daß er Gutes in seinem Kreise gewürkt habe, das fortdauren werde, wenn er längst vergessen sey. Aber dies alles sey nicht genug, um Errinnerungen auszutilgen, die jeder oft unbedeutende Anlaß wieder erneure. Auch sey er selbst diesen Erinnerungen nicht ausgewichen. Er glaubte in ihrer öfteren Erneuerung, eins der wichtigsten moralischen Hülfsmittel gefunden zu haben.

Ueber diesen letzten Punkt hatten wir zuweilen gestritten, und auch an dem Abend, von welchem ich rede, kamen wir wieder darauf zurück. Ich äußerte, daß es doch einmal unmöglich sey, das längst Vergangene zu ändern, und da wir überhaupt nie zwecklos handeln müsten, so leuchte nicht ein, was ein unaufhörliches Zurückdenken an unsre Fehler und Verirrungen für einen Nutzen haben könne. Es giebt — sagt ich — drey Gesichtspuncte, aus welchen der Tugendhafte seine frühern Verschul-

dungen betrachten kann. Entweder er hält sie philosophisch für Ereignisse, welche er zwar hätte vermeiden können und sollen, die aber doch unter der Regierung eines weisen und gütigen Gottes sich für ihn selbst in Gutes verwandeln werden, und die Weltordnung nicht stören können. Oder er betrachtet sie echt protestantisch als völlig abgethan durch die vollgültige Genugthuung, welche Christus dafür geleistet habe. Oder er glaubt im katholischen Sinn, daß noch etwas von Leiden und Büßungen übrig sey, und daß man durch die freywillige Unterwerfung unter diese Züchtigungen, desto eher der göttlichen Zufriedenheit gewiß werden könne. Nur wer der letzten Meinung wäre, würde consequent handeln, wenn er recht geflissentlich das schmerzhafte Gefühl der Reue in sich anregte, und kaum geheilte Wunden des Gewissens, wieder durch den Stachel der Errinnerung aufrisse. Weder der Philosoph noch der Christ im protestantischen Sinn, kann mit ihm einstimmen. Jener würde ein zu großes Gewicht auf seine Handlungen legen; dieser würde ein Mißtrauen in das voll-

gültige Verdienst des Erlösers verrathen. So bald er gerecht geworden ist, so hat er ja Friede mit Gott, und wer Friede mit Gott hat, sollte der ihn nicht mit sich selbst haben?

„Ich glaube nicht — erwiederte der Baron. Lassen Sie uns den schönen Apolog von dem verlohrnen Sohn einmal für Geschichte nehmen. Glauben Sie denn, daß der Wiederaufgenommene mit sich selbst in Frieden war? Daß sein Herz in den Umarmungen des Vaters stärker von Freude als von Schmerz klopfte? Halten Sie es überhaupt für möglich, daß der Beleidiger eben so schnell vergißt als der Beleidigte?„

„Der Beleidigte? — sagt ich, als er mir sogleich ins Wort fiel:„ Ich weiß, was Sie sagen wollen, und begehre auch das Bild nicht soweit auszudehnen, als von vielen geschehen ist. Wie könnt ich glauben, daß ich Endlicher den Unendlichen beeinträchtigen oder kränken könne? Aber in seiner ordnungsvollen Welt richtet doch jede Sünde Unordnung an. Seinem weisen und gütevollen Plan, wird doch durch jede Immoralität entgegengearbeitet. Und wenn er gleich

mächtig und weise genug ist, aus der Unordnung Ordnung hervorzurufen, und dem kühnsten Frevel Maaß und Ziel zu stecken, so vermag doch die Allmacht selbst das Geschehene nicht ungeschehn zu machen. Es gab, fuhr er fort, eine Zeit, wo mich die Errinnerungen an gewisse Fehltritte meiner Jugend so unruhig machten, daß ich in grosser Versuchung war, mich in das System der Brüdergemeine zu werfen, in welchem so viele, die mit mir in ganz gleichem Fall waren, und sich wohl noch schlimmer vergessen hatten, selbst manche Genossen meiner verlohrnen Jahre, mich einstimmig versicherten, Ruhe und inneren Frieden gefunden zu haben. Aber je mehr ich mich damit bekannt machte, desto weniger fand ich, daß es sich an meinen Ideengang anschließen ließ. Ich begriff recht wohl, wie dies System denen, welche sich entschließen können, dem ganz zu entsagen, was sie Vernünfteln nennen, was mir aber immer eine eben so pflichtmäßige als würdige Beschäftigung des Geistes zu seyn scheint, alles gewährte was sie suchten. Ihnen war die göttliche Strafe in dieser und jener Welt das

das, was sie am meisten fürchteten. Wie hätte sie nicht eine Lehre, welche nicht nur völlige Straflosigkeit versprach, sondern auch die Strafe als schon vollzogen in dem rührenden Bilde eines unschuldigen Versöhners aufstellte, vollkommen beruhigen sollen? Ich hatte Gott schon in meinem früheren Religionsunterricht, den ich aus dem Munde eines sehr frommen, aber weil er freyer dachte, damals verkannten Mannes empfing, anders kennen gelernt. Es war mir selbst aus der Bibel bis zum Augenschein gewiß geworden, daß der Gott, den Christus gelehrt hat, den seine Schüler gepredigt haben, eben so wenig ein furchtbares Wesen ist, als der, den mich meine Vernunft kennen lehrte; daß er nur dem furchtbar erscheinen kann, der sich ihm widersetzt. Und das wollt' ich ja nun nicht mehr. Ich ward also mit dem ersten recht deutlichen Bewußtseyn, daß ich ein besserer Mensch zu werden strebe, zugleich überzeugt, daß ich wieder Kindesrecht im Hause des großen Vaters hätte, und alle die schweren Opfer, welche Christus der Bestätigung und Ausbreitung der Lehre von Gottes Vaterliebe gebracht hat, waren

mir nicht sowohl Ueberzeugungs- als Bestätigungsgründe dessen, was meine Vernunft so deutlich erkannte. Aber meine Ruhe kehrte dadurch nicht zurück. Ich fühlte doch immer, daß ich weit hinter denen zurückstand, die des Vaters Haus nie verlassen und das kostbare Erbtheil von Kräften nie vergeudet hatten. Auch mahnte mich mein Gewissen, je mehr meine innere Moralität zunahm nur um so stärker, gut zu machen was in der Welt verschuldet war, und Schulden an die Menschheit zu bezahlen, die ohne mich auf immer unbezahlt bleiben mußten.

„Was nennen Sie Schulden an die Menschheit?„

„Wenn ich — antwortete der Baron, und sprach dabey mit immer steigender Bewegung — wenn ich mich als Bürger einer Gesellschaft betrachte, die so lange ich in ihr lebe, auf tausendfache Art für mich — belohnt aber auch oft unbelohnt — gearbeitet hat; wenn ich überdenke, was Menschen in den Jahren meiner Hülflosigkeit für mich thaten, ohne im geringsten darauf rechnen zu können, je etwas von mir wieder zu empfangen, wenn ich

mir endlich alle die Vortheile aufzähle, welche mir überhaupt schon durch das Leben in einer menschlichen Gesellschaft, gesetzt sie schiene sich auch nicht um mich zu bekümmern, zugeflossen sind, — soll ich diesem starken Credit nicht ein eben so starkes Debet entgegenstellen? Wer nicht wenigstens einen ansehnlichen Theil von dem Vermögen seiner Kräfte, der Verminderung dieses Debet widmet, wer nicht eben sowohl arbeitet als genießt, eben sowohl beyträgt als empfängt, der kommt doch mit jedem Jahr der Gefahr näher, insolvent aus der Welt zu scheiden. Wenn ich nun weiter frage, in welcher Gesellschaft es mir am besten gegangen, wodurch die Gesellschaft also für mich am wohlthätigsten geworden ist, so werde ich unaufhörlich darauf zurückgeführt, daß es Rechtschaffenheit und Tugend in allen ihren verschiednen Modificationen war, was mir jene Vortheile verschaft hat. Ich habe mich von Jugend auf wohl befunden, weil meine Eltern nicht bloß die Urheber meines Lebens, weil es gesunde und moralische Menschen waren. Meine sorgfältige Erziehung war die Frucht ihres Pflicht-

eifers, mein Wohlstand die Folge ihrer Sparsamkeit, meine Bewahrung vor hundert Gefahren, das Verdienst ihrer Aufsicht. Ich trat unerfahren in die Welt ein. Daß man meiner Unerfahrenheit weniger mißbrauchte, daß man mich warnte, wo ich in Gefahr war, verdank' ich der Redlichkeit und Treue, zum Theil von Menschen die ich kaum kannte. Wie manche jugendliche Unbesonnenheit, ist an dem Verstande und der Charakterfestigkeit besserer Menschen abgeglitten, ohne mir und andern zu schaden! Wie manche Leidenschaftlichkeit zu der ich mich hinreißen ließ, hat mir die Großmuth verziehen! Wie mancher ach! sehr schlimme Vorsatz, zu welchen mich die Gewalt meiner Triebe troß allen Warnungen meiner Vernunft, bestimmte, ist nicht ausgeführt — nicht durch mein Verdienst, sondern durch die unverführbare Tugend, die ich zu Grunde richten wollte. Welche Reue ist mir dadurch erspart worden! O, mein Freund, rief er aus — und drückte meine Hand — was hätte aus mir werden können, wenn es nicht viele weit bessere Menschen gegeben hätte, als ich in einer gewissen Periode meines

lebens selbst war! — Sie wissen itzt, was ich unter der Schuld an die Menschheit verstehe. Kann es für den, welcher solche unübersehbare Vortheile davon genossen, daß Tugend und Recht in der Gesellschaft war, und der eben so oft erfahren haben muß, welche Verwüstungen das Gegentheil davon unter den Menschen anrichtet, kann es für ihn eine heiligere Verbindlichkeit geben, als die Summe des Guten zu vermehren wo er weiß und kann, und sich keine andre Würkung auf andre Menschen zu erlauben, als wodurch in ihrer eigenen erhaltenen oder erhöhten Sittlichkeit zugleich das Wohl der ganzen Gesellschaft erhöht wird? So allein bezahlt er seine Schuld an die Menschheit!

„Und das — versetzt' ich — haben Sie ja so reichlich gethan. Sie können selbst nicht so ungerecht gegen sich seyn, um dies zu verkennen. Das durch Sie bewürkte Gute wird, sagten Sie vorher, fortleben, wenn Sie nicht mehr sind.„

„Ich danke Gott dafür — antwortete der Baron — daß ich noch so zeitig wieder zu mir selbst kam, um mit der Abtragung meiner Schuld anzufangen. Aber getilgt ist sie noch

lange nicht und sie kann es auch nicht werden. Vor Gott — das weiß ich wohl, und es liegt ein sehr süßer Trost in dem Gedanken — vor Gott gilt der reine gute Wille, und er nimmt ihn für That, wenn es auch nicht immer möglich ist, ihn zur That werden zu lassen. Das ist der einzige deutliche Begriff, den ich mit Sündenvergebung und Rechtfertigung zu verbinden weiß. Und diese beruhigende Ueberzeugung, diesen Glauben an Gott, bestätigt auch die Religion meiner Väter. Auch ich glaube wie sie in diesem Sinne durch Christus an den Gott, der allein auf das Herz sieht, und dessen unbestechliches Urtheil, gar wohl einen Willen der That werden würde, von einem heuchlerischen Vorgeben zu unterscheiden weiß. Aber womit sollen die Anforderungen, welche die Menschheit an mich macht, befriedigt werden? Darüber habe ich mich noch nie ganz beruhigen können. Indes danke ich Gott, daß er mich auch dadurch gedemüthigt hat, damit ich desto besser seine Rechte lernte.„

Ich äußerte in dem Fortgange des Gesprächs: daß unsre Versäumniß doch auch oft

unsre folgende Thätigkeit verdoppele und wir eine Art von Beruhigung darin finden könnten, nun desto mehr gearbeitet zu haben. Aber er wollte meine Bemerkung nicht gelten lassen und erwiederte:

„Mehr gearbeitet? Hatte nicht Paulus mehr gearbeitet als sie alle? Durfte er sich nicht getrost mit jedem der hohen Apostel messen? Gottes Gnade war wahrlich an ihm nicht vergeblich gewesen. Und dennoch — wie drengt sich doch unaufhörlich das Gefühl, einst Unschuldige verfolgt zu haben, hervor? — Oder giebt es etwa einen Ueberschuß von Tugend wodurch man mit alten Schulden ins Gleichgewicht kommen kann? Es scheint dieser gefährliche Irrthum leuchte selbst manchen besseren Menschen nicht ein. Als ob nicht in jedem Augenblick das ganze Maaß unsrer Kräfte der Pflicht angehörte? Als ob — wer in irgend einem Fall noch etwas Gutes zu thun wüste, und es nicht thäte, sich nicht einer Sünde schuldig machte? Nein, ein Uebermaaß von Tugend kenne ich nicht. Was man so nennen könnte, wäre als Ueberspannung der Kräfte

tadelhaft, und wenn es in ungewöhnlichen Opfern bestünde, doch nur das, was man unter gewissen Umständen zu leisten verbunden ist.„ —

„So schwächt doch wenigstens, da unser jedesmaliger Zustand das Resultat der größeren oder kleineren Summe angenehmer oder unangenehmer Empfindungen ist, die Menge des Guten, dessen wir uns bewußt werden, die Würkung des entgegengesetzten Bewußtseyns. So muß sich doch nach und nach der Stachel des Gewissens abstumpfen, und der Friede mit uns selbst zunehmen, indem wir nicht nur Friede mit Gott, sondern auch mit der Menschheit geschlossen haben.„

Dies gab er mir im Allgemeinen zu, und bemerkte nur, daß doch auch dabey sehr viel von der individuellen Gemüthsbeschaffenheit abhänge. „Es giebt, sagte er, Menschen von einem ihnen so natürlich gewordenen Frohsinn, vielleicht einem so leichten Blut, daß es ihnen beynah unmöglich ist, lange bey irgend einer traurigen Vorstellung auszudauren. Sie haben ein gewisses — ich weiß nicht ob ich sagen soll benei-

denswerthes — Talent, selbst allen Unangenehmen eine Seite abzugewinnen, von der es minder Unangenehm erscheint, und immer den Vorstellungen des Guten — in unserm Fall also, dessen was durch sie etwa Gutes geschehen ist — die Herrschaft über jede andere zu verschaffen. Bey andern bemerken wir gerade das Gegentheil. Sie sind oft erfinderisch sich selbst zu quälen, und nähren eine Schwermuth, die sie für jede nützliche Thätigkeit verdirbt. Beyde Extreme sind gleich gefährlich. Ich war in meinen frühern Jahren zu dem ersten geneigter als zu den letzten. Ich habe mich in der Folge bemüht beyden zu entgehen. Es ist mir auch, hoff' ich, gelungen.„

„Ist aber — erwiedert' ich — jener leichte und frohe Sinn nicht eine Wohlthat der Natur, und sollen wir es gleichsam darauf anlegen, einen solchen reichen Fonds von Genußfähigkeit in uns oder andern zu zerstören?„

Wenn der leichte Sinn, antwortete der Baron, nur nicht so nah an den Leichtsinn grenzte und gerade dieser, besonders auch in den

gebildeten Ständen, der gefährlichste Feind wahrer Moralität und Religiosität wäre. Mich dünkt wir beurtheilen gewöhnlich diesen Leichtsinn viel zu schonend, und bemerken nicht, wie sehr er den Menschen von seiner wahren Würde entfernt. Ich wünschte daher, daß eine gewisse sehr laxe Lebensphilosophie, welche seit geraumer Zeit, besonders seit unser Publikum ästhetischer geworden ist, auf allerley Wegen so viel Eingang in die Gesellschaften gefunden hat, mit etwas mehr Vorsicht, besonders unter dem heranwachsenden Geschlecht angewendet würde. Man redet ihnen unaufhörlich von Lebensgenuß, von Lebensfreuden vor, man schilt auf die, welche „zur Freude sagen, daß sie eitel und zum Lachen, daß es toll sey.„ Man rechnet es beynahe Jünglingen und Mädchen zur Tugend an, wenn sie das Leben zu genießen verstehen. Man singt und tanzt die Sorgen weg und lehrt schon in Kirchen und Schulen, daß darin die wahre Weisheit bestehe. Das leidet nun ohnstreitig seine gute Deutung und ist den Reinen — wie alles — rein. Denn diese verstehen es, solche elliptische

Sätze, — es liegt oft gerade die Hauptsache in der Ellipse — gehörig zu ergänzen, und durch das Granum salis, das ihr befestigter Charakter und ihr gesichertes moralisches Gefühl hinzuthut, das übrige vor der Fäulniß zu bewahren. Wenn nur alle rein wären! Wenn nur nicht über diesem ewigen Singsang von Lebensgenuß, der Lebensgebrauch, über dem fröhlich leben, das gut und nützlich leben, über dem Frohsinn nicht der Ernst, von dem Göthe so schön und so wahr sagt, daß er, der heilige Ernst allein das Leben zur Ewigkeit mache, allzu oft vergessen würde! König Salomo erlaubte dem Jünglinge wohl auch, sich seiner Jugend zu freuen und sein Herz guter Dinge seyn zu lassen. Aber er fand doch sehr nöthig hinzuzusetzen, daß er immer bedenken solle, Gott werde ihn für alles zur Rechenschaft ziehen.„

Wie hätt' ich so wahren Bemerkungen nicht beystimmen können!

„Wenn Sie mir darin Recht geben — fuhr er fort — so kenne ich nun kein besseres Mittel, jenen heiligen Ernst in uns zu erhalten, als den öfteren Rückblick in die Vergangenheit.

Auch der Vorwurfsfreye wird noch genug darin finden, was ihn an seine Unvollkommenheit erinnert. Der, auf dessen früheren Tagen und Jahre Schulden liegen, wird immer aufs neue an ihre Abtragung gemahnt werden.

Wohl ist es ein schmerzliches Gefühl in einem solchem Schuldbuch zu blättern, und es verstimmt das Gemüth, wenn alles um uns her fröhlich ist. O, m. Fr. ich kenne diesen Schmerz! Es ging mir oft wie meinem Nachbar dem Kaufmann, der durch eigne und fremde Nachläßigkeit tief in Schulden gerathen war, und es wohl wußte, wie er stand, indes seine Familie und seine Freunde glaubten, er sey mit der ganzen Welt abgefunden. Ich kannte seine Umstände. Ich wußte was der Trübsinn, den er oft wenn die Freude rings um ihn her hüpfte, in sich zurückzwang, zu bedeuten habe. Ich verstand den verhaltenen Seufzer, wenn man ihn glücklich prieß. Es war ein gleiches Gefühl in mir, wenn mich das Urtheil meiner Freunde für weit besser hielt als ich war, oder wenn man zuweilen in meiner Gegenwart meinem Sohne nichts besseres zu wünschen wußte, als daß er mir einst ganz

ähnlich werden möchte. „Ach daß es so wäre! — dachte mein Nachbar und dachte ich. Aber wir durften freylich beyde unsern Credit nicht aufs Spiel stellen, und mußten schweigen.„

Er brach hier plötzlich ab, und schien sich in einem Gedanken zu verlieren der ihn stärker bewegte. Auch mocht ich ihn nicht unterbrechen. Nach einer etwas längeren Pause fuhr er fort:

Verzeihen Sie meine Zerstreutheit. Was ich zuletzt sagte, rief mir auf einmal so lebhaft das Bild meines guten Sohnes zurück. In seiner Erziehung war es mein Hauptaugenmerk gewesen, zeitig ein gewisses ernstes Nachdenken zu erwecken, ohne seine natürliche Munterkeit zu dämpfen. Ich hoffte ihn dadurch noch am ersten vor manchem übereilten Schritt zu sichern, welchen mich die Lebhaftigkeit seines Temperaments fürchten ließ, oder wenn er doch gleiten und fallen sollte, etwas in ihn zu legen, was ihm das Aufstehen erleichterte. Daher glaubte ich, als ihn der Krieg in der vollen Jünglingsblüthe von meiner Seite rief, verbunden zu seyn, ihn durch meine eignen Erfahrungen vor Fehltritten zu warnen, deren Andenken mir so

viele Stunden verbitterte, ob ich wohl bis dahin es immer bedenklich gefunden hatte, wenn Väter mit ihren Kindern über die Fehler ihrer eignen Jugend sprachen. Ich wußte nicht ob ich ihn je wieder sehen würde; denn meine Gesundheit war, als er mich verließ, gerade so mißlich als sie itzt ist. Und so übergab ich ihm beym Abschiede einen versiegelten Aufsatz, mit der Bitte, bey der ersten gefährlichen Versuchung die ihm begegnen würde, seinen Grundsätzen und Ueberzeugungen untreu zu werden, ihn zu öffnen. Sein Lauf auf der neuen Bahn war kurz. Er blieb im ersten Treffen, nachdem er kaum ein halbes Jahr bey der Armee war. Sein Chef schickte mir mit seinen übrigen Sachen auch das Papier zurück, das man auf der Brust des Todten gefunden hatte.„

Hier zog der Baron seine Brieftasche hervor, und nahm ein versiegeltes Papier heraus. „Sehn Sie hier, fuhr er fort, das Siegel ist noch unverletzt, und so hoff' ich, mein Wilhelm ist mit einem unbefleckten Gewissen in die Welt gegangen, in die ich ihn bald nachfolgen werde. Auch würd ich gern, sehr gern mich dem Hafen

so nahe sehen, wenn ich nicht ein gutes Kind, das meiner doch wohl noch bedürfen könnte, auf dem stürmischen Meer zurückließe. Aber der Segen ihrer Mutter wird auf ihr ruhen.„

„Und ihres Vaters dazu, sagt' ich; — doch der trefliche Mann schien es nicht hören zu wollen, seufzte tief und fuhr fort: „O es war eine vortrefliche Frau, die Mutter meiner Kinder. Durch sie bin ich aus dem Labyrinth meiner Verirrungen gerettet:„ — Er gab mir das Papier. — „Nehmen Sie diesen Aufsatz an sich. Sie werden darin finden, was ich ihr zu danken habe. Ich überlasse ihn Ihnen, wenn ich nicht mehr bin, zu jedem nützlichen Zweck. Mein Name wird nie etwas zur Sache thun. Meine Tochter kann keinen Gebrauch davon machen. So zarte, reine, durchaus gesunde Seelen, bedürfen keiner so strengen Präservative, um vor der Ansteckung sicher zu bleiben. Es ist besser sie kennen nicht zu früh alle die Gefahren die ihrer warten. Ihr ernster Wille immer Recht zu thun, giebt ihnen in den Augenblicken der Versuchung oft mehr Kräfte als man erwarten sollte.„

Unter solchen Gesprächen war die Mitternacht beynahe heran gekommen, ohne daß wir es bemerkt hatten. Es schien als wenn keiner von uns zuerst aufbrechen wollte, und als ob ein dunkles Vorgefühl einer sehr nahen Trennung auf immer, das Herz zusammenpreßte. Er ergriff endlich meine Hand indem er aufstand. Wir gingen in stillen Betrachtungen unter einem prachtvollen Sternenhimmel, langsam aus der Allee über die Wiese. Wir trennten uns mit einer stummen Umarmung an seiner Wohnung. Gott! mit welchen edlen Menschen führt uns ein scheinbarer Zufall zusammen! Und wie manchen mag oft nur eine Wand von uns trennen, ohne daß wir es ahnden!

Der Aufsatz welchen ich für Sie beyschließe, ist ein kleiner Commentar zu manchen Aeußerungen des Barons über die Reue. Sie unterrichten itzt den Sohn Ihres Kirchenpatrons, der auch den Gefahren der Welt entgegengeht. Vielleicht können Sie sogleich einen wohlthätigen Gebrauch davon machen.

Beylage.

Der Baron von M** an seinen Sohn.

Il n'est que trop vrai, que la raison ne fait pas entendre sa voix dans le tumulte des passions. Assise sur le rivage, ses conseils sont perdus pour ceux qui sont en pleine mer; elle ne receuille guères que des naufragés. Mais quoiqu'elle soit si souvent détrônée, ses droits n'en sont pas moins impresciptibles; et quand la volonté, ministre des passions, la condamne à l'exil, elle se réfugie dans le Repentir.

Comte de Rivarol.

In kurzer Zeit wirst du, mein lieber Sohn, weit von mir entfernt und wenn mich eine dunkle Vorahndung nicht täuscht, auf immer von mir getrennt seyn. Ein Krieg wie dieser, öfnet keine Aussichten auf einen nahen Frieden, und eine so wankende Gesundheit wie in diesem Augenblick die meine, läßt mich noch weniger auf eine lange Zukunft rechnen. Es ist mir höchst wahrscheinlich, daß ich dir diese Blätter in der letzten Stunde unsers irrdischen Zusammenlebens übergeben werde.

Aber eben diese Wahrscheinlichkeit bestimmt mich, sie als ein Vermächtniß, das dir einst meinen Rath und meine Erfahrung ersetzen mag, zu hinterlassen. Es wird mir manchen Kampf kosten, sie zu füllen. Aber selbst dieser Kampf mag dir ein Beweiß seyn, daß mir an der Bewahrung deiner Tugend alles gelegen ist.

Ich habe, wie du weißt, nie mit dir über die Geschichte meiner Jugend gesprochen; ich habe mich dir nie zum Muster vorgestellt; desto öfter deine vortrefliche Mutter. Du hast dies vielleicht, wenn es dir ja aufgefallen ist, für Bescheidenheit gehalten. Du wirst wenn du dies gelesen hast, wissen, daß es noch etwas anders als Bescheidenheit war.

Wahrscheinlich glaubtest du bisher, daß ich von jeher so tugendhaft und so fromm war, als ich dir immer erschienen bin. Auch darf ich vor Gott bezeugen, daß, so lange du im Stande bist mich zu beobachten, ich nie die Miene der Tugend oder der Frömmigkeit geheuchelt habe. Du sollst nun erfahren, daß ich nicht immer so dachte und handelte wie jetzt. Ich würde dir dies verschweigen, wenn ich nicht glaubte, daß es für dich lehrreich und warnend seyn könne. Ich werde dich bitten, erst dann dies zu lesen, wenn du anfängst zu bemerken, daß deine Entschlüsse schwanken. Möge dies nie der Fall seyn, und dies Papier auf immer unentsiegelt bleiben.

Ich habe dir oft das Glück meiner frühesten Erziehung gerühmt, die ich von sehr rechtschaffnen Eltern und einem wahrhaft aufgeklärten und gewissenhaften Lehrer empfing, und du wirst dich erinnern, daß ich nie ohne Rührung davon gesprochen habe, wie er in der Blüthe seiner Jahre, eben als wir auf Reisen waren, von meiner Seite gerissen ward. Hier brach ich ge-

wöhnlich in meiner Erzählung ab. Hier will ich anknüpfen.

Beynah ein halbes Jahr schwebte der Schatten meines Führers, an dessen fester Hand ich immer so sicher gegangen war, ohne es beynah bemerkt zu haben, daß er mich leitete, immer um mich und so viel Mühe sich manche junge Leute, die in ganz andern Principien als ich erzogen, mit mir in Genf studirten, geben mochten, mich zu sich herüber zu ziehen, so blieb ich den meinigen doch immer treu. Ich bemerkte zwar wohl, daß ich nach und nach anfing, so manche ihrer Gespräche und Erzählungen zu ertragen, die mich sonst unruhig und roth gemacht hatten, ja daß sich bisweilen sogar ein gewisses Wohlgefallen daran einfand. Ich setzte dies aber noch immer auf die Rechnung ihres Witzes, ihrer Manier, ihrer guten Laune, und sagte mir, daß mein Lehrer mich ja selbst die Sache von der Manier unterscheiden gelehrt und behauptet hätte, man müße dem Talent selbst eines unmoralischen Schriftstellers Gerechtigkeit widerfahren lassen. Meine Sinnlichkeit, vor der er mich bisher durch sehr viele körperliche und geistige Anstrengungen ziemlich sicher gestellt hatte, gewann indes, so wie diese unvermerkt abnahmen, immer mehr Gewalt. Ich wohnte in dem Hause eines Bürgers, dessen Tochter meinen Augen sehr wohlzugefallen anfing. In den ersten Regungen erblickt ich nichts als reines Tugendgefühl. Sie war den Nachstellungen junger Engelländer

ausgesetzt. Ich wollte sie warnen, retten: ich konnte ihr nicht oft, nicht warm genug ihre Gefahr vorstellen. — Ihr Leichtsinn machte mir sehr viel Unruhe. Ich glaubte wenigstens, es sey nur ihr Leichtsinn. Mich selbst verlohr ich aus dem Auge. — Laß dich nie in solche Bekehrungen ein, mein Sohn! Sie haben mir meine Tugend gekostet.

Es ist schrecklich wahr, was man so oft vergebens gepredigt hat: — Ce n'est que le premier pas qui coute! Ich Tugendheld — wie man mich immer genannt hatte, war nun das Gelächter in den lustigen Gesellschaften meiner Bekannten, und ich wußte zuletzt mich nicht anders aus der Verlegenheit zu retten, als — daß ich mitlachte.

Wenn ich denn aus solchen Gesellschaften nach Hause kam — Gott welche schreckliche Stunden warteten da auf mich in der Einsamkeit! Saß ich vor meinem Schreibpult und fiel mein Auge auf das Fach, worin die Briefe meines Vaters lagen, so glaubte ich, wie mit Flammenschrift die Worte vor mir zu sehen: „Du hast deinen Führer verlohren. Ich traue dir zu, daß du allein gehen kannst. Darum schicke ich dir keinen andern.„ — Legte ich mich nieder, so glaubte ich die letzten Warnungen meiner Mutter zu hören. Aber war dieser Kampf vorüber, so traten andre Gefühle, andre immer heftiger werdende Begierden ein. Der Schwarm der jungen Gesellschafter, die eine Eroberung an mir

gemacht zu haben triumphirten, und dabey meiner Eitelkeit zu schmeicheln wußten, drengte sich immer mehr an mich, und sorgte dafür, daß ich nicht zuviel mit mir selbst allein war. So ganz sicher glaubten sie meiner nicht zu seyn; denn es erwachte von Zeit zu Zeit in mir der Muth, ihnen, wenn sie so ohne Schaam und Scheu von ihren Unthaten sprachen, ohne Rückhalt die Wahrheit zu sagen. Nichts bringt Menschen dieser Art so sehr aus der Fassung, als wenn man mit Ruhe über das spricht, was man für das Beßere erkennt, und ihnen zeigt, daß man ihren Spott eben so wenig fürchte als ihren Zorn.

Vielleicht hätte ich mich doch noch früher wieder auf den alten Weg der Pflicht zurückgefunden, wenn nicht eben um diese Zeit ein sehr talentvoller Mann, der Graf G. ** ein ganz besondres Interesse an mir gefunden hätte. Sein Umgang hatte etwas Unwiderstehliches für einen Jüngling, der mit den Wissenschaften nicht fremd war. Seine ausgebreitete Belesenheit, sein sprühender Witz, die Decenz in seinen Gesprächen, selbst da, wo sie im höchsten Grade frey waren, seine große Welterfahrung die er auf vielen und weiten Reisen gesammelt hatte, — das alles zog mich an, ob wohl immer ein gewisses Gefühl in mir war, als wenn ich etwas von ihm zu fürchten hätte, und selbst seine Liebkosungen mich immer mehr verlegen als froh machten. Er

war ein entschiedner Zweifler an allem. Gewisse, mir vordem sehr heilige Dinge, hielt er nicht einmal mehr des Bestreitens, kaum des Bezweifelns werth. Der überlegene Verstand in so vielen andern Dingen, hatte für mich etwas so imponirendes, daß ich es gar nicht wagte, ihm Einwürfe zu machen, sobald er erklärt hatte: „darüber wären alle gescheute Leute längst einig.„ Ich ergriff also gewöhnlich die Partie ganz zu schweigen, aber darüber verlohr ich doch immer mehr an Muth, meine Ueberzeugungen laut werden zu lassen und mich in ihnen zu befestigen. Das System des Helvetius, das er ganz zu den seinigen gemacht hatte, war mir in seinen Principien von jeher äußerst zuwider gewesen. Es schien mir immer die tiefste Erniedrigung der menschlichen Natur, wenn man alles auf Eigennutz und Selbstsucht zurückbringt, und am Ende einen Trieb, den wir mit dem Thiere gemein haben, als das primum movens aller menschlichen Handlungen, wenigstens seine Befriedigung als das höchste Gut vorstellt. Als ich aber den Schriftsteller selbst zu lesen anfing, da zog er mich gleichwohl so an, und ich wußte so vielen seiner Sophismen nicht sogleich etwas haltbares entgegenzusetzen, daß es mir nach und nach vorkam, als sey es mehr zu wünschen als zu beweisen, daß er unrecht habe. Ich gerieth immer tiefer in das Labyrinth, und je tiefer ich mich darin verlohr, desto weniger Drang fühlte ich, mich wieder heraus zu winden. Denn es glich einem

Zaubergarten, über dessen Schönheit man vergißt, daß man seine Freyheit verlohren hat.

An Gott dacht' ich immer seltner, und zu meinen von Jugend auf gewohnten stillen Beschäftigungen, mit irgend einem ernsthaften Gedanken am Anfang oder am Schluß der Tage, fand ich keine Zeit mehr. Ich grübelte entweder, oder ich überließ mich dem Rausch sinnlicher Vergnügungen, die an sich gerade nichts unmoralisches hatten, aber mich doch viel zu sehr hinnahmen und mit mir selbst fremd machten.

In diesem Zustande kam ich nach Paris. Das erste was ich hier vorfand, war die Nachricht von dem Tode meines Vaters. Sie ergriff mich gewaltig. Zu dem tiefen Gefühl seines Verlustes, gesellte sich noch ein andres. Ich hatte ihm Gelegenheit zum Mißvergnügen gegeben. Er schränkte mich gar nicht ein. Aber eben weil er es mir nie fehlen ließ, so verlangte er auch strenge Ordnung und unbedingte Offenheit. Ich hatte Genf nicht verlassen können, eh eine ansehnliche Summe bezahlt war, die mir besonders mein Umgang mit dem Grafen G * * dessen Umstände zerrüttet waren, gekostet hatte. Immer hatt' ich sie zu ersparen gehofft. Endlich mußte ich gegen meinen Vater herausgehen. Er bezahlte. Aber sein Brief enthielt nicht unverdiente — aber bittere Vorwürfe. Es war der letzte, den er an mich schrieb. Bald darauf hatte ihn ein hitziges Fieber in den besten Jahren weggerafft.

Der Graf G** hatte sehr viele Verbindungen in Paris. Er machte mir von Genf aus eine Wohnung in dem Hause einer angesehenen Dame aus. Ich bemerkte Anfangs nicht, daß ich in keine guten Hände gefallen war; denn man interessirte sich mit einer ausnehmenden Lebhaftigkeit für mich in meiner trüben Stimmung. Man verengte sogar seine eignen größeren Kreise, weil sie mir unangenehm schienen. Man schonte meinen Schmerz mehr, als daß man ihn wegzulachen suchte; Das erweichte mein Herz zur Dankbarkeit, besonders gegen die jüngste von sechs Töchtern meiner Wirthin. Ihr Trost that mir so wohl, und ich suchte sie immer öfter auf, weil es mir schien, es verstehe sich niemand besser aufs Trösten als sie. Nach und nach ward der Ton lebhafter, aufgeweckter. Die Cirkel wurden wieder größer. Ich wunderte mich oft über die vielen Verbindungen des Hauses, das doch nicht zu den reichen zu gehören schien, mit so vielen angesehenen Personen. Die Augen gingen mir bald darüber auf.

Ich war mündig und kam in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Doch hatte die Weisheit meines Vaters, die du, mein lieber Sohn, ihm besonders danken mußt, dafür gesorgt, daß ich noch immer nicht unbeschränkt darüber gebieten konnte. Dies war ein großes Glück für mich. Denn bey allen meinen Verirrungen, hatte ich einen großen Widerwillen vor Schuldenmachen, ohne die Aussicht bezahlen zu können. Der Ver-

walter meiner Güter ließ mich indes keinen Mangel leiden. Ich hatte viel mehr als die meisten meines Standes — hatte immer zuviel. Denn ich war leider ein glücklicher Spieler. Die Leidenschaft, die ich vorher nie gekannt hatte, der ich mich anfangs bloß aus Langerweile, die mir die Gesellschaften in meinem Hause zu machen anfingen, überließ, bekam eine schreckliche Gewalt über mich. Ich weiß nichts zu nennen, was eine Zeitlang meine besten Gefühle so zu Grunde gerichtet hätte, als sie. Der Sinn für das Wahre, für das Schöne und das Gute, verlohr sich täglich mehr. Ich vernachläßigte Wissenschaften und Künste. Ich floh den Umgang interessanter Menschen, den ich vordem so eifrig gesucht hatte. Es war mir kein Mensch mehr interessant, als wer mit mir die Partie, und eine hohe Partie machte. Vielleicht hätte mich eine andre Leidenschaft von dieser heilen können. Aber die Weiber mit denen ich umgeben war, waren nur fähig Begierden, nicht Liebe zu erwecken. Und so gab es immer nur ein augenblickliches Interesse für sie in leeren Stunden, dem gewöhnlich Verachtung auf dem Fuße folgte. Nur einmal gerieth ich in eine Verbindung, die mich länger fesselte. Ich erweckte bey einer jungen noch unverdorbenen Person eine Leidenschaft, die mit ihrem Fall endigte. Es wäre in meiner Gewalt gewesen sie zu retten. Mir vertrauend suchte sie mich anfangs mehr als ich sie. Aber die Tugend hatte damals aufgehört mir heilig

zu seyn. Bald gab sie sich andern Verführern preiß. Aber durch die größte Freygebigkeit, und eine ungewöhnliche Fürsorge für die Sicherung ihrer Existenz, brachte ich mein Gewissen zum Schweigen.

Dies war denn doch noch immer nöthig. Es hatte seine Rechte nicht aufgegeben, und so oft es auch, wo es gehört seyn wollte, übertäubt und zurückgewiesen ward, so wußte es doch von Zeit zu Zeit die Stunden zu treffen, wo ihm nicht zu entfliehen war. So oft ich mich von irgend einem sinnlichen Genuß ersättigt fühlte, und unmuthig in die Einsamkeit kam, mußte ich diesem unbestechlichen Richter Rede stehen, und dann beugte ich mich auch würklich oft unter seine gewaltige Hand, und wagte es nicht mich zu vertheidigen. Dem System so vieler meiner Bekannten, „der Mensch sey was er sey allein durch die Umstände, und der Beste würde in andern Lagen vielleicht der Schlechteste seyn,„ widersprach mein Inneres zu laut. Das einzige, worin ich Schulz und Ruhe suchte, war das Bewußtseyn, doch nur in einigen Puncten meinen Ueberzeugungen ungetreu geworden zu seyn, und dabey eine Menge guter Eigenschaften, besonders Wohlwollen und Liebe zu den Menschen, welche der schwersten Aufopferungen fähig war, noch immer bey mir ungeschwächt zu fühlen. Darin übertraf ich würklich den ganzen Kreiß meiner Bekannten so weit, war dabey so wenig irgend einer Niedrigkeit und Unredlichkeit fähig, genoß die Ach-

tung aller die mich kannten, wegen meiner Zuverläßigkeit, meiner Dienstfertigkeit, und der reichen Gaben, die ich, besonders eh ich ein Spieler ward, ganz in der Stille vielen Unglücklichen zufliessen ließ, die aber von diesen selbst häufig bekannt gemacht wurden, so daß ich zuletzt darin eine Art von Gutmachen andrer Fehler zu finden glaubte, und mich mit dem elenden Trost, bey weitem nicht zu den schlimmsten zu gehören, beruhigte. Ich faßte dabey auch sehr oft den Vorsatz, meiner Pflicht immer mehr zu leben. Es sollte nicht stets so bleiben, wie es jetzt war. Diesen bloßen Gedanken, verwechselte ich nicht selten mit der Beßerung. Ich wollte die edlern Triebe, die mir die Natur so leicht gemacht hatte, immer mehr anbauen, und vergaß, daß ich die schlechteren erst hätte ausrotten müssen.

So gern ich dies Leben noch länger fortgesetzt hätte — denn seit dem Tode meines Vaters zog mich nichts in mein Vaterland zurück — so machten es doch meine ökonomische Lage und die beträchtlichen Güter nothwendig, daß ich Paris verlies. Ich war vier Jahr von Hause abwesend. Ich darf sagen, daß ich nicht ungebildet auf Reisen ging. Mein Vater hatte ja alles gethan, mir jede Ausbildung zu verschaffen. Ich kam gesund zurück und man fand, daß ich durch meine Abwesenheit an dem, was in Gesellschaften empfiehlt, gewonnen hatte, ohne die Selbstständigkeit meines Charakters verlohren zu haben. Man irrte

freylich darin. Aber es war leicht zu irren. Denn ich gestehe dir, daß ich mir alle mögliche Mühe gab, das zu scheinen, was ich nicht mehr war, und daß der Eindruck aller Gegenstände, welche mich in meinem väterlichen Hause umgaben, selbst das Grab wo dein edler Großvater schlief, und wo ich so oft vorbeygehn mußte, es mir leichter machte, ein stilles und ernsthaftes Leben zu führen.

Aber nun fingen meine Demüthigungen an. Als ich das erstemal die Kirche auf unserm Erbgute besuchte, eröfnete der alte brave Prediger, den du noch in deiner Kindheit gekannt hast, seine Predigt mit einem herzlichen Gebet, wobey ihm die hellen Thränen über seine greisen Wangen flossen, und worin er vorzüglich Gott dankte, daß ich zurückgekommen sey, und nun die Stelle des Mannes, der wie ein Vater von allen geliebt war, ersetzen würde. „Daß unser junger Gutsherr — ich höre noch, wie er das mit seiner bebenden Stimme sagte — uns gesund wieder gegeben ist, das ist eine recht große Wohlthat von dir, o Gott! Denn wie viel Unglück hätte ihm auf seinen langen Reisen begegnen können? Was hat er nicht für hohe Felsen, für gefährliche Abgründe vorüberreisen müssen. Aber er ist in noch viel größeren Gefahren gewesen. Er kommt aus einem Lande, wo schon so viele deutsche Kinder, an ihrer Tugend, an ihrer Unschuld, und an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten haben. Davor hast du ihn in

Gnaden bewahrt. Er kömmt so gut, so rechtschaffen, so unverdorben, und so fromm wieder zu seinen Unterthanen, wie wir ihn unter vielen Thränen von uns gehen sahen. Wir wollen alle — fuhr er fort — auf unsre Kniee fallen und Gott dafür danken.„ — Die ganze Gemeine fiel nieder, und er betete noch lange fort. O mein Sohn — ich war in einer schrecklichen Verwirrung. Es war als ob sie auf meine Brust knieten und sie zermalmen wollten. Ich hätte laut aufschreyen mögen. „Es ist nicht so! Verwandelt eure Dankgebete in eine Litaney und schließt mich in eure Fürbitte ein!„ — Ich drängte mich in den äußersten Winkel des Kirchstuhls zurück, stützte meinen Kopf und entzog mich, so gern man mich beym Herausgehn auf dem Kirchhofe gesehen hätte, durch einen Seitengang dem Auge der Menge. Es war mein fester Entschluß, dem Prediger wenigstens meine Bekenntnisse abzulegen. Aber als es dazu kommen sollte, war ich zu feig und der Mann selbst, so treu ers meinte, schien mir doch auch zu wenig Menschenkenner, um gerade ihm mein ganzes Vertrauen zu schenken.

Solche Angriffe auf mein Herz kamen nun oft. Ich hörte bey allen Gelegenheiten Lobsprüche, die ich gar nicht verdiente, und die mir um so lästiger waren, da ich immer befürchten mußte, so manche die mich im Auslande gekannt hatten, möchten früh oder spät in unsre Gegend kommen, und vielleicht in öffentlichen Ge-

sellschaften mich an die Auftritte der früheren Jahre erinnern. So oft ich in der Nachbarschaft oder nach F** gebeten ward, wo man immer Fremde aus aller Welt zu sehen erwarten kann, ward ich nie eher ruhig, als bis ich sicher war, keinen Verräther zu finden. Eigentlich war es aber doch mehr Eitelkeit als lebendiges Gefühl meines Unrechts. Daher blieb es in meinem Innern doch im Grunde wie es war, und wenn ich auch nicht in Handlungen mich verging, so sündigte meine Phantasie und meine unbeherrschte, oft sogar freywillig erweckte Sinnlichkeit, immer fort. Es war alles nur Außenwerk, Firnis. Im Innern war es nicht rein. Was sich etwa noch von Religion in mir fand, das war mehr alte Gewöhnung oder zuweilen auflodernde Empfindung. Ich hatte ja fast von keiner religiösen Wahrheit innere Ueberzeugung behalten. Wie konnte das Interesse daran von Dauer seyn?

Nach einiger Zeit lernte ich deine Mutter kennen. O daß du sie ganz gekannt hättest! Wir wählten uns beide aus Neigung. Unsre Liebe entstand in demselben Augenblick. Sie veredelte sich zu einer Achtung und Freundschaft, wie sie gewiß nur sehr selten unter Menschen ist. Ihr Bild kann unmöglich in dir verloschen seyn. Es war der reinste Ausdruck sittlicher Güte und Vollkommenheit. Wo sie erschien, ging Achtung vor ihr her und Liebe folgte ihr auf jedem Schritte nach. Es war nicht meine

Stimme, es war die allgemeine Stimme, daß es nur eine Frau wie diese gebe. Die gute Meinung, die man von mir hatte, sagte freylich, daß ich ihrer nicht unwerth, und ihre himmlische Güte glaubte, daß ichs unter allen am meisten sey. Wenn Verehrung und unwandelbare Liebe mich dazu machen konnte, so war ichs. Aber dies abgerechnet — wie irrte sie sich in mir!

Indes fing ich wenigstens an, zu werden was ich nicht war, als sie mir ihre Hand mit der vollsten Ueberzeugung gab, sie gebe sie dem reinsten und tugendhaftesten meines Geschlechts. Es war ganz unmöglich, in der Nähe dieser reinen Seele zu leben, ohne sich an ihr zu reinigen. Nie hat mir ein Mensch eine so tiefe Achtung gegen meine eigne Natur eingeflößt als sie; nie hatt' ich es für möglich gehalten, die strengste Tugend und die wahrste Frömmigkeit, so mit allen Reizen des Umgangs, mit allen Talenten der Kunst zu verbinden, so viel zu seyn und so wenig scheinen zu wollen, als sie. Und so war sie immer gewesen; so hatte sie in Unschuld und Friede ihre Jugend durchlebt; so hatten ihre Talente sich in der Stille, so hernach ihr Charakter im Geräusch der Welt gebildet und befestigt. Da sie in der höchsten Unbefangenheit immer davon ausging, daß ich ganz wie sie dächte und fühlte, und nie anders gedacht und gefühlt hätte, so war es natürlich, daß sie, ohne es zu ahnden, mich oft in die äußerste Verlegenheit setzte. Diese Verlegenheit zeigte

sich besonders da, wo ich ihr anmerkte, daß sie viel wärmere Aeußerungen erwartete, und wo ich nur schweigen konnte; wenn sie von dem Unglück früher Verwilderung, von dem Nachtheil der Reisen, von der Seltenheit bewährter Tugend sprach, und ich dann gewöhnlich das Gespräch auf etwas andres lenkte. Auch war ich sehr oft, wenn mich Unterhaltungen dieser Art, oder andre Erinnerungen an die verlohrnen Jahre traurig machten, genöthigt, irgend eine körperliche üble Empfindung vorzuschützen, um meine Stille und Einsilbigkeit zu beschönigen, wodurch ich ihr aber, die so innig an mir hing, immer zugleich eine traurige Stunde machte.

Laß mich von so manchen zarten Verhältnissen schweigen, in welchen der Ausdruck ihres innigsten Glaubens an meine makellose Tugend, mir die schönsten Augenblicke vergiftete. Kein Natterstich der Verläumdung hätte so tiefe Wunden geben können, als ihr unaussprechliches Vertrauen in meine — wie sie wohl sagte — unverführte und unverführbare Tugend.

Je länger ich mit ihr verbunden lebte, und an ihr lernte, was praktische Religion sey, und wozu sie den Menschen mache, desto unzufriedner ward ich mit mir selbst. Ich lernte immer mehr einsehen, wie tief ich unter diesem reinen Charakter stünde *). Ich fing an,

*) Man vergleiche S. 182. 183.

mich meiner selbst zu schämen, wenn ich vormals nur gefürchtet hatte, ich möchte von denen die mich besser kannten, vor der Welt beschämt werden. Zwar konnte ich meine Handlungen itzt vor jedermann rechtfertigen. Auch waren meine Gesinnungen besser geworden. Aber sie waren noch nicht was sie seyn sollten; das fühlte ich. Und dabey machte das Andenken an die Vergangenheit mir noch viele trübe Stunden.

Deine Mutter bemerkte diesen Zustand wohl. Auch bat sie mich zuweilen mit einer unwiderstehlichen Sanftmuth, meinen Kummer an ihr Herz zu legen, damit sie mir könnte tragen helfen. Aber wenn ich ihr dann sagte, daß es Geschäftssachen, bey denen es würklich an manchem Verdruß nicht fehlte, oder hypochondrische Anwandlungen wären, so drang sie — bescheiden wie sie war — nie weiter in mich und sorgte nur, daß alles entfernt würde, was mich noch mehr hätte verstimmen können. Ich war von Natur zwar gutmüthig aber heftig. O was that sie nicht, um mir die Anlässe dazu zu ersparen, und wenn ich mich dennoch vergaß, wie verstand sie es, mich zu besänftigen!

In meiner Lage war alles vereinigt, was mich in einer ewigen Heiterkeit hätte erhalten können. Unsre Güter verbesserten sich von Jahr zu Jahr, und nicht nur wir, sondern auch unsre Unterthanen wurden wohlhabender, indem sie freyer wurden. Deine Mut-

ter schenkte mir dich und deine Schwester, und wir wußten nichts von allen den Leiden, Krankheiten und Befürchtungen, welche in solchen Fällen so oft die Ruhe der glücklichsten Familien unterbrachen. Ich genoß die Achtung und das Vertrauen der ganzen Nachbarschaft, und es gelang mir, manchem treflichen Menschen sehr wichtige Dienste zu leisten. Giebt es wohl reinere Freuden, als die aus dem Bewußtseyn quellen, daß man nützlich lebt? Dennoch war ich nicht ganz glücklich. Die alten Schäden schmerzten so oft und desto empfindlicher, je sorgfältiger ich sie verbergen wollte.

Einmal besuchte uns ein benachbarter Edelmann, und erzählte mir auf einem einsamen Spaziergange die Geschichte seines Lebens mit großer Offenheit. Sie hatte manches ähnliche mit der meinigen. Er endigte mit der Beschreibung der seligen Ruhe, welche er in den Brüdergemeinen gefunden hätte. Ich weiß nicht, ob er etwas von meinem inneren Zustande ahndete. Wenigstens kam es mir so vor, als ob er mich gern für die Gesellschaft gewinnen wollte. Aufmerksamer ward ich auch würklich auf sie. Ich äußerte meinen Wunsch, einige ihrer Schriften zu lesen, und er sendete mir unerinnert eine nach der andern. Ich las und las. Aber was ich suchte fand ich nicht. Stoff genug, um über den Gang des menschlichen Geistes, und die oft so eignen Antriebe die seine Thätigkeit bestimmen

zu philosophiren, aber zu wenig was meinen Ueberzeugungen zusagte, und was ich mit meinen Begriffen zusammenreimen konnte. Weit entfernt, die Redlichkeit so vieler achtungswürdiger Menschen, welche sich dabey wohl befinden, in Zweifel zu ziehen, sah ich doch bald, daß ich unter den Gehorsam dieses Glaubens, meine Vernunft nicht gefangen nehmen könnte.

Unzähligemal war ich entschlossen, mich deiner Mutter ganz darzustellen, wie ich war. Eine solche Heilige, dacht' ich, hat am ersten Mitleid mit einem sündigen Menschen. Sie wird eine geringere Meinung von mir fassen; das ist billig. Aber sie wird nicht aufhören, mich zu lieben. Dann berechnete ich wieder, wie bitter sie es empfinden müsse, sich so getäuscht zu sehen, und wie doch unmöglich nach einem so langen Umgange dasselbe Verhältniß fortdauren könne, worin wir beyde, — sie freylich am reinsten — bisher so glücklich gewesen waren. Eh ich um ihre Hand bat, hätte ich reden sollen. — Als sie das erstemal äusserte, welche Meinung sie von meiner unverletzten Tugend habe, da war es Zeit; damals hätte sie noch freye Wahl gehabt, ob sie mich dennoch lieben könne. Aber nun — wäre es nicht grausam gewesen, ihr den Irrthum zu rauben der sie glücklich machte?

Du siehst, mein lieber Sohn, wie theuer mir meine Verirrungen zu stehen gekommen sind. Und doch

habe ich dir noch nichts von den Zuständen erzählt, in welchen ich mich oft befand, wenn sich meine sehr rege Phantasie so viele Auftritte aus meinem vorigen Leben zurückrief. Ich nahm Gottlob immer mehr an innerer Beßerung zu. Meine Liebe zur Pflicht wuchs mit meiner Liebe zu Gott und je mehr ich die einfache Lehre des Evangeliums überdachte und mit ihr die Aussprüche der gesunden Vernunft, wie sie sich von jeher unter den Menschen geäußert hat, verglich, desto mehr verlohr sich mein Skepticismus, der nie weder tief noch consequent gewesen war. Ich bemerkte jetzt erst recht den wohlthätigen Einfluß meines frühen so vernünftigen Unterrichts, und es kam mir vortreflich zu statten, daß ich darin das Gebäude des Christenthums von seinem Gerüste, das Wesen von der Hülle unterscheiden gelernt hatte. Zwar ist mir vieles dunkel geblieben. Aber ich habe nicht gefunden, daß dies Einfluß, weder auf meine Gemüthsruhe noch auf meine Sittlichkeit gehabt hätte. Wenn ich mich mit deiner Mutter in so manchen ruhigen Sonntagsstunden den Betrachtungen über das Leben und die großen Aufopferungen Christi überließ, wenn wir so manchen Aussprüchen voll hoher Weisheit nachdachten, wenn sich uns das Gottvertrauen, der Muth, die Hoffnung einer bessern Welt, die ihn über alle Leiden dieser Zeit erhob, mittheilte, o dann genoß ich aufs neue die seligen Freuden einer reinen Andacht, von welchen so viele Menschen nichts wissen, weil der

religiöse Sinn nicht in den früheren Jahren in ihnen geweckt ist. Ich habe dies so oft auch bey sonst schätzbaren Menschen wahrgenommen, daß ich — manche neuere Erzieher mochten dagegen einwenden was sie wollten, — nichts versäumt habe, dich, mein lieber Eduard, früh an den Gedanken an Gott zu gewöhnen, und dir dadurch eine Quelle sehr hoher Freuden zu öfnen, wenn du sie nicht selbst verschmähen wirst.

So nahm denn freylich der innere Friede in meiner Seele zu; aber zugleich erhielt mich der nie ganz zu unterdrückende Gedanke an meine Schulden, demüthig und bescheiden. Gegen Gott fühlte ich nur Ehrerbietung, Dankbarkeit und Liebe. Ich fürchtete ihn nicht. Aber für getilgt konnte ich meine Schuld nicht ansehn; denn es mahnten mich die Folgen, die von meinen Handlungen zurückgeblieben waren, zu oft an sie. Meine Sünde war immer vor mir.

O daß ich dir es so ganz, wie ich es oft empfunden habe, beschreiben könnte, mit welcher tiefen Reue ich auf einzelne Handlungen zurückblickte, und welche Peinigung in dem Gedanken lag, sie nicht wieder gut machen zu können. Meine Phantasie war immer geschäftig, das Böse, was ich gestiftet haben könnte, wo möglich mit zu grellen Farben auszumahlen. Bald sah ich so manche höchst elende Menschen, die mich um eine Unterstützung gebeten hatten,

denen ich hätte helfen können, wenn ich nicht, seit ich ein Spieler geworden war, so viel zu meinem eignen Vergnügungen gebraucht hätte. Bald trat mir das Bild meines edlen Vaters vors Auge, und ich hielt es für möglich, daß er es nun so ganz wüste, wie sein Sohn seine treuen Bitten erfüllt und seine Sorgen gelohnt hätte. Dann glaubte ich das Jammergeschrey einer Unglücklichen zu hören, die durch mich zum Leichtsinn und zum Laster verleitet, die ganze unabsehbare Reihe von Elend, zu welcher der erste Schritt geführt hatte, auf meine Seele lud. Ich glaubte Verwaißte zu sehen, die in der Welt herumirrten, ohne einen Vater zu finden, an dem sie ihr natürliches Recht hätten geltend machen können. Wenn man in Gesellschaften über das Verderben sprach, welches der Leichtsinn der Reichen über die niedern Stände verbreitete, so klang es immer in meinem Inneren wieder; du hast reichlich dazu mitgewürkt und hat jede deiner Handlungen die Folgen gehabt, die sie haben konnte, so ist keine Möglichkeit zum Ersatz. Die vollbrachte That, ist, wie das entflohene Wort, ausser der Gewalt jeder endlichen Macht.

Es hat mir viel Kampf gekostet, mein theurer Sohn, dies treue Gemählde für dich zu entwerfen, und ich gestehe noch einmal, daß ich wünsche du mögest nie in

den Fall kommen, in welchem ich dich bitten werde, dies zu entsiegeln. Aber ich war es dir schuldig, kein Mittel unversucht zu lassen, dir eine Reue zu ersparen, die nur mit meinem Tode — und wer weiß ob selbst dann — enden wird. Ich kenne deine Grundsätze und deine Gefühle. Durch sie hast du, gleich deiner Schwester, bisher die Sorgen meiner Erziehung so reichlich gelohnt und mir allein den Verlust deiner Mutter erträglich gemacht. Vielleicht ist in Stunden der schwersten Versuchung ihnen untreu zu werden, die Erinnerung an die Leiden, durch welche ich gebüßt habe, was ich in meiner Jugend verschuldete, ein Rettungsmittel für dich. Du siehst, daß keine physischen und keine bürgerlichen Folgen meiner Verirrungen eingetreten sind. Ich bin gesund und stark bis auf die letzten Jahre gewesen; ich habe im Ueberfluß gelebt; ich bin zu Ehren gekommen; ich habe eine Frau und Kinder besessen, wie wenige Gatten und Väter; ich habe einen großen Kreiß Gutes zu würken, und die Vorsehung hat meine Bemühungen gesegnet. Bey allen diesen Vorzügen — bin ich keinen Tag ganz heiter und glücklich gewesen, und die Reue, zu welcher, wie Rivarol so schön sagt, die von den Leidenschaften verbannte Vernunft flieht, da ihre Rechte behauptet, und sich nicht weiter verbannen läßt, — diese Reue hat meine besten Freuden unterbrochen. Noch steht mir der große Schritt aus der sichtbaren in die unsichtbare Welt be-

vor. Es kann seyn, daß ich ihn, wie so viele, betäubt und bewußtlos thue. Aber es kann auch seyn, daß ich den Tod mit langsamen Schritten herannahen sehe, und es genau bemerke, wie sein Fußtritt immer näher und näher kommt.

Ich fürchte diese Stunden nicht. Ich habe nie geglaubt daß von ihnen — diesen letzten — unser künftiges Schicksal abhängt. Aber ich glaube, ich würde bey meiner itzt so festen Ueberzeugung von der Fortdauer meines Geistes und von der Vervollkommnung meines Wesens, mich ihrer freuen können, wenn ich nicht fürchtete, daß so manche Erinnerung an verlohrne Jahre, sie mir trüben würde.

Ich möchte dich, meinen Einzigen, gern in dem Besitz meines ganzen Glücks sehen, ohne daß sein milder Sonnenschein durch solche Wolken je getrübt würde. Ohne Leiden geht niemand durch die Welt. Das härteste was mir Gott zuschickte, und was ich nicht überleben zu können glaubte, war der Tod deiner Mutter. Ach! es war als ob Himmel und Erde — doch nichts davon; ich darf diese Vorstellung nicht lebhaft werden lassen. Aber dennoch — zwischen Leiden die uns Gott schickt und denen, woran unsre eignen Thorheiten Schuld sind — welch ein Unterschied!

Du wirst, wenn du dies gelesen hast, deinen Vater nicht mehr in dem ganzen Umfange achten können, wie bisher. Denn so lange ich dich erzogen habe, ist es meine erste Sorge gewesen, deine Achtung zu verdienen, und du hast daraus wie viele andre geschlossen, ich sey immer derselbe gewesen. Auch dieser Schmerz, in deinen Augen zu verlieren, ist eine natürliche Strafe, der ich mich vielleicht entziehen könnte, wenn ich keine höhere Rücksicht hätte. Deine Liebe wird vielleicht dadurch noch zunehmen. Denn du siehst, daß ich dir ein großes Opfer zu bringen fähig war. Wie sollt ich es aber nicht gern bringen, wenn ich dich dadurch auf dem rechten Wege erhalten kann. Es ist nicht einmal ganz uneigennützig. Ich kann mir ja selbst die Seligkeit jener Welt nicht rein denken, wenn sie die nicht mit mir theilen, die mir Gott hier so nahe verbunden hat.

Solltest du dennoch gleiten und fallen, wie unzählige vor dir glitten und fielen, so hoff ich zu Gott, die Grundsätze welche sich früh in dein ganzes Wesen verwebt haben, werden dir Kraft geben, bald wieder aufzustehen. Nimm aber auch dann meinen letzten väterlichen Rath an. Suche nicht zu schnell zu vergessen, daß du gefallen bist. Höre mehr nach denen die dich warnen, als die dir deine Fehltritte zu leicht machen. Erneure in stillen Stunden das Andenken

an sie; betrachte sie als ein Heilmittel, das zwar bitter schmeckt aber der Verderbniß widersteht, und dich stärkt.

Ich lege die Feder nieder, und es kommt mir vor, als hätte ich zugleich mein väterliches Erziehungsamt niedergelegt. Du gehst nun aus dem stillen Hause in die Welt; ich wahrscheinlich bald in die noch stillere Behausung. Ich werde dich bis an meinen letzten Odemzug Gott in meinem Gebet empfehlen. Er bewahre dich, er stärke dich, er segne dich. So wird der letzte Segen deines treuen Vaters gewiß in Erfüllung gehen!

Siebzehnter Brief.

Ich durfte es erwarten, daß Sie, m. th. Fr. die Hochachtung gegen den edlen Mann, von welchem Sie mein letzter Brief unterhalten hat, mit mir theilen würden. Was mich dabey am meisten freut, ist, daß Ihr Glaube an die Menschheit dadurch wieder einige Stärkung bekommen hat. In der That konnte ich Ihnen kaum eine treffendere Antwort auf das schicken, was Sie in einem Ihrer früheren Briefe äußerten. „In den sogenannten höhern und gebildetern Ständen, — so schrieben Sie — wo „ist da noch Religion im wahren Sinne des „Worts zu finden? Bey denen die von ihrer „Hufe nicht weggekommen sind, höchstens etwas angeerbte Bigotterie und Aberglaube neben der größten Sittenrohigkeit; bey denen „die in der Welt gelebt haben — entschiedene „Freydenkerey, die vom großen Ton ganz unzertrennlich scheint. „— Hier wäre doch ein Beyspiel vom Gegentheil und ich bin gewiß,

daß es deren noch manche giebt, die uns zufällig eben so unbekannt bleiben, als ein bloßer Zufall mich mit diesem Würdigen bekannt machte. Wird die Jugenderziehung in den Häusern der Vornehmen und Reichen erst besser, so kann man noch sichrer seyn, daß die guten Principien, wären sie auch eine Zeitlang geschwächt, doch zuletzt immer die Obergewalt gewinnen werden.

Auch das war mir nicht unerwartet, daß es, bey allem Werth welchen Sie der Denkungsart des Barons zugestehen, ihnen doch vorkam, als ob in seinem Bestreben sich zu bessern und im Guten zu erhalten, etwas wie Sie es nennen, zu methodisches sey, und darin wieder Ihre oft gemachte Bemerkung bestätigt fanden, wie leicht Menschen, welche vorher bloß ihren Neigungen gelebt hätten, sobald sie religiös würden, wieder in Gefahr kämen in Uebertreibungen zu fallen, wie ja das die Geschichte aller kleineren religiösen Parteyen beweise. Ich habe mir oft Gelegenheit und Zeit gewünscht, Ihnen hierüber und über die christliche Uebungslehre (Ascetik) überhaupt meine Gedanken etwas vollständiger, als in unterbrochnen Gesprächen

geschehen kann, mitzutheilen. Ich ergreife den Anlaß, der sich mir durch Ihren Brief darbietet.

Daß es bey der sittlichen Besserung des menschlichen Herzens, eben sowohl gewisse Methoden geben könne, als bey der Bildung des Verstandes, und daß unter mehreren Methoden eine die bessere sey, ist unleugbar. Man müßte gar nichts von den Veränderungsgesetzen der menschlichen Seele und der Aehnlichkeit der Würkung ähnlicher Ursachen wissen, wenn man glauben wollte, es dürfe hier alles dem bloßen Zufall überlassen werden. Die armseligen Spöttereyen über die Ordnung des Heils, wie man sich sonst gewöhnlich ausdrückte, wenn man die Art und Weise bezeichnen wollte, wie aus einem lasterhaften Menschen ein tugendhafter werden, und dadurch zu einer wahren Glückseligkeit oder zum Heil gelangen könnte — diese Spöttereyen beweisen nur, wie wenig so manche, die sich einer hohen Aufklärung rühmen, auch nur mit den ersten Begriffen bekannt sind, und es wissen was sie eigentlich sagen.

Es giebt allerdings eine Ordnung des Heils, und diese Ordnung ist nur Eine und kann nur eine seyn, weil zu dem wahren Heil, oder der höheren Seligkeit, zu welcher der Mensch als ein moralisches Wesen zu gelangen fähig ist, nur ein Weg, der eines gebesserten Sinnes und einer standhaften Tugend, oder welches einerley ist, eines unbedingten Gehorsams gegen den göttlichen Willen führt. Wenn ich in einer meiner Schriften behauptet habe, „das so oft empfohlene beständige Treiben der Ordnung des Heils, sey von keinem großen Nutzen, *)„ so möchte ich um alles nicht so mißverstanden seyn, als ob mir die Sache selbst gleichgültig und ihre Erkenntniß ohne Einfluß auf den Willen scheine. Ich meinte bloß, die unaufhörliche Wiederhohlung der Gesetze der menschlichen Besserung, sey vielmehr eine Beschäftigung des Verstandes, als eine Anregung des Willens, und statt dem Zuhörer die Mittel aufzuzählen, durch die er von seiner moralischen Krankheit genesen kön-

*) Popul. und prakt. Theol. 1. 2te u. 3te Ausgabe §. 281. ff. 4te Ausgabe S. 390.

ue, müßte man sie ihm vielmehr beyzubringen suchen. Wer den Menschen zur Erkenntniß seiner Fehler bringe, indem er ihm den Spiegel vorhält, wer sein Gemüth mit Unruhe über seinen Zustand erfülle, es begierig nach Hülfe mache, ihm Vertrauen zu Gott einflöße, der habe weit mehr ausgerichtet, als wenn er ihm jeden Sonntag den ganzen Proceß der Bekehrung wiederholt hätte. Nur von diesem könne man sagen, daß er die Lehre von der Besserung populär und praktischer zu behandeln wisse.

Wenn man — um wieder zurückzukommen, wovon wir ausgingen — sich nun überhaupt gegen das Methodische im Christenthum erklärt, so kann man gewiß nicht leugnen wollen, daß alle Christen auf demselben Wege nach ihrem Ziele hinstreben müssen; denn das hieße ja eben so viel gesagt, als — man könne gelehrt werden ohne etwas zu lernen, man könne zu einer Fertigkeit in irgend einer Sache gelangen, ohne sich zu üben. Vielmehr scheint man nur das Methodische zu tadeln, entweder wenn gewisse individuell sehr praktische Regeln, etwa wie in der alten medicinischen Schule der

Methodiker, zu allgemeinen Vorschriften erhöht werden, wenn das was für einzelne Menschen recht nützlich seyn kann, zur allgemeinen Regel gemacht wird, oder wenn aus dem Methodischen zugleich etwas Mechanisches entsteht, wobey der Geist aller wahren Religiosität verlohren geht. In beyder Hinsicht scheint auch mir dieser Tadel gegründet zu seyn, und man kann es sich nicht verbergen, daß er mehrere religiöse Parteyen trift, welche von andern Seiten Achtung und Beyfall verdienen. Eine derselben, hat man eben aus diesem Grunde mit dem Namen der Methodisten, wie vordem in Deutschland eine ihr sehr ähnliche, mit dem Namen der Pietisten bezeichnet.

Lassen Sie uns indes sehen, von welchen Grundsätzen oder Erfahrungen die Stifter dieser Parthey ausgingen, als sie theils eine bestimmte Bekehrungsmethode, theils eine christliche Disciplin entwarfen, und sie ihren Schülern zum unverbrüchlichen Gesetz machten; eh' wir sie unbedingt verwerfen, statt das Wahre und Gute darin zu benutzen.

Das hatten zuvörderst die meisten mit einander gemein, sich durch das von ihnen wahrgenommene herrschende Verderben ihres Zeitalters überzeugt, es müße die Besserung der Menschen zu halten, weit ernstlicher betrieben werden, als selbst von vielen Religionslehrern geschehe, daher sie zum Theil alle Kirchenverbesserung mit der Verbesserung des geistlichen Standes anfangen wollten, und diesen dadurch nicht wenig gegen sich einnahmen. Sie glaubten nehmlich, die gewöhnlichen Tugendprediger wären gar zu geneigt — vielleicht um ihre eigne Lebensweise zu beschönigen — die Religion vom Leben zu trennen, und eine Vereinigung zwischen zwey ganz verschiednen Dingen, dem Sinn der Welt und der wahren Gottseligkeit zu stiften. Der wahre Christ und der Weltmensch wären doch einmal so heterogene Wesen, daß eine gänzliche Umkehrung mit diesem vorgehn müsse, wenn jenes aus ihm werden solle. Dies hatte unter andern die Folge, daß sie die in der heiligen Schrift gebrauchten tropischen Ausdrücke, der Zerknirschung, Ertödtung, Kreuzigung des alten Menschen und der Wiedergeburt, in dem allerstrengsten Sinne nahmen, der

nur immer gedenkbar war. Die Würkung, welche dies auf die Menschen machte, war getheilt. Einige schreckte diese Methode zurück. Andern aber kam es vor, als wenn man heroische Curen nicht scheuen dürfe, wenn man gesund werden wolle, und daß der Arzt, der die strengste Diät verschreibe, doch am Ende wohl am meisten ausrichte. Daher war es gerade diese Strenge, welche ihnen sehr viele Anhänger verschaffte. Sie sprachen kraftvoller und herzerschütternder als die gewöhnlichen Sittenlehrer. Das machte sie in den Augen vieler Besserungsbedürftigen nur desto ehrwürdiger und schien ihnen etwas von dem Geist und Charakter der alten Propheten zu geben.

Die Vorstellungen, welche sie sich von dem menschlichen Verderben machten, und wonach sie selbst so manche schöne Neigungen und Triebe auf die Rechnung desselben stellten, befestigten sie noch mehr in ihrer Methode. Sie sahen nichts als Böses in dem Menschen. Sie machten sich ihre eignen besseren Gefühle um so verdächtiger, da sie fürchteten, der Schein könne da am ersten täuschen. Der fromme Pas-

cal zwang sich, seiner von ihm äusserst geliebten Schwester unfreundlich zu begegnen, um alles was ihm Creaturliebe — folglich sündlich zu seyn schien, in sich zu unterdrücken. Kein Wunder, daß sie darauf drangen, daß ein beständiges Mißtrauen gegen sich selbst der herrschende Zustand eines wahren Christen seyn müsse, und daß sie daher ihre Schüler in einer unabläßigen Furcht erhielten, ihr innerer Feind könne, wenn er einen Augenblick unbeobachtet bleibe, sogleich wieder Siege gewinne.

Um nun den Rückfall in die alte sinnliche Denkungsart zu verhüten, glaubten sie kein sichreres Mittel empfehlen zu können, als eine beständige Richtung der Seele auf das Uebersinnliche. Und um ihr dies leichter, ich möchte fast sagen, nur möglich zu machen, empfehlen Sie ein unabläßiges Gebet, tägliche fast stündliche Andachtsübungen, Selbstgespräche; über das alles wieder Tageregister, worin sich jeder Rechenschaft geben solle, wie oft er seinen Vorsätzen ungetreu geworden, wie oft er an Gott oder an Christus gedacht, ob er zerstreut oder gesammelt bey seinem Gebet gewesen, und

wie weit es ihm gelungen, bösen sich empören-den Begierden Widerstand zu leisten. Sie drangen auf eine tägliche Buße, wozu sie nicht bloß das Bestreben täglich besser zu werden, sondern auch eine immer wiederkehrende Reue, einen eigentlichen Kummer über das tiefe Verderben des menschlichen Herzens rechneten.

Mit einer solchen Gemüthsstimmung verträgt sich nun allerdings das, was man weltliche Lust und irdische Ergötzlichkeit nennt, auf keine Weise. Es mag an sich selbst so unschuldig seyn als es will — es bringt doch einmal ein gewisses Auſſer sich seyn, ein Wohlbehagen an dem was nicht Uebersinnlich ist mit sich. Diese Ansicht machte ja einige der strengsten Asceten so ängstlich, daß sie sich kaum der reinsten aller sinnlichen Freuden, der Freude an der Natur zu überlassen wagten, und sich wohl gar bis zu der Schwärmerey verirrten, die sinnlichsten Naturtriebe durch eine Erzwingung religiöser Nebenbegriffe gleichsam entsinnlichen zu wollen. So lange jemand das, worin sie die wahre Bekehrung setzten, nicht an sich erfahren hatte, machten sie ihm aus den weltlichen Freu-

den kein größeres Verbrechen, als aus andern gleichgültigen Handlungen. So bald er aber ein andrer neuer Mensch seyn wollte, rechneten sie es zu den wesentlichsten Bedingungen, alle dem zu entsagen, was nicht in einer unmittelbaren Beziehung auf die Sorge für den Geist, auf Gott und auf die Ewigkeit stünde. Wie kann der, sagen sie, an den niedern Sinnenfreuden Wohlgefallen finden, der beßre Freuden kennt? Wie kann der die Welt lieb haben, der Gott über alles liebt? Wie kann sich der zerstreuen wollen, der nichts nothwendigeres kennt, als immer nüchtern, wachsam, und recht gesammelten Geistes zu seyn? laßt die Ergötzlichkeiten der Welt auch nur einem bloßen unschuldigen Puppenspiel gleichen; laßt uns vergessen wie sehr sie dazu gemacht sind, die sinnlichen Triebe aufzuregen, die Leidenschaften zu entflammen, die kostbare Zeit zu verlieren. Soll denn der männliche Christ nicht selbst dem schuldlosesten Puppenspiel entwachsen seyn?

Eine ganz andre Würkung, schlossen sie weiter, muß in dem Charakter zurückbleiben, wenn man die ohnehin so kurze Lebenszeit zwi-

schen den Geschäften des Berufs und der unmittelbaren Sorge für seine Seele, zwischen Arbeit und Gebet, Andachtsübung oder frommen Gespräche theilt. Die Welt vergeht mit ihrer Lust. Aber was sich auf das Unvergängliche bezieht, das bleibt auch in seinen Folgen in Ewigkeit.

In diesen oder ähnlichen Grundsätzen begegnen sich alle diese Parteyen; überhaupt alle Mystiker und strengen Asceten in allen Zeitaltern. Es dürfte sogar nicht schwer werden, in manchen philosophischen Schulen des Alterthums gerade dieselben Ideen wieder zu finden. Nur die Form worin sie sich äussern, der Charakter, ich möchte sagen die Physiognomie, welche sie in den verschiednen religiösen Familien annehmen, ist verschieden. Sie ist bey einigen finster, bey andern heiter; schreckt bey jenen zurück durch eine unerbittliche Strenge, zieht bey diesen durch das Milde und Sanfte der Form an sich; äussert sich hier durch einen enthusiastischen Bekehrungseifer, würkt dort in stiller Thätigkeit aber unermüdbar zu ihrem Ziel hin. Daß ausnehmend viel Wahres in ihren Grundsätzen liegt,

daß sie dabey weit consequenter verfahren, als ein großer Theil unsrer öffentlichen Sittenlehrer, die in ihren Vorträgen oft eben so streng, als in der Praxis im höchsten Grade schlaff sind — wer möchte das verkennen wollen?

Aber auch die Fehler, gegen welche man nicht blind seyn darf, ohne das Gute, welches von jeher durch sie gestiftet ist, zu verkennen, erklären sich aus ihrer ganzen Art über die Religion zu denken. Duttenhofer hat sie in seiner Schrift über Pietismus und Orthodoxie, mit eben so viel Mäßiguug als Offenheit ins Licht gesetzt. Sie kennen diese Schrift. Ich will Sie mit keinen Wiederholungen ihres Inhalts ermüden. Nur ein paar Worte lassen Sie mich auch über diese Seite der strengeren Religiosen hinzusetzen, damit ich Ihnen nicht parteyisch erscheine.

Zuvörderst ist es aus der beständigen Richtung ihrer Seele auf das Praktische begreiflich, daß sie theoretischen Untersuchungen nicht hold sind. Daher finden wir auch bey ihnen allen eine gewisse Abneigung von der Speculation, und häufig sogar eine Geringschätzung

alles menschlichen Wissens. Sie schätzen eigentlich nichts recht hoch, als was in einer ganz unmittelbaren Verbindung mit der Religion steht und da sie sich gewöhnt haben, den Begriff einer religiösen Denk- und Handlungsweise allzusehr zu verengen, und zu wenig die ganze Ausbildung des Menschen in allen seinen Anlagen und Kräften, als das Ziel seiner Bestimmung zu betrachten, so fürchten sie leicht, daß eine zu sorgsame Cultur des Verstandes, eingebildet und stolz machen, und von der kindlichen Einfalt entfernen könne, in welche sie vorzüglich das Wesen des echten Christenthums setzen. Sie betrachten die Unruhe, welche so oft und so natürlich die Folge des tieferen Forschens ist, als etwas, das mit dem kindlichen Glauben nicht wohl verträglich sey, und rathen einem jeden, der sich dazu versucht fühlt, vielmehr den Hang zum Grübeln entgegenzuarbeiten, als ihn zu begünstigen. Die Vortheile, welche aus der Uebung der Kräfte — und was übt sie wohl mehr als das Ringen mit Zweifeln, bis zur endlichen Entdeckung der Wahrheit? — hervorgehen, scheinen ihnen also nicht einzuleuch-

ten. Sie nennen die Anstrengungen der Vernunft, Vernünfteleyen, und schätzen den Glauben offenbar höher als die Ueberzeugung.

Eine andre eben so natürliche Folge, ist eine gewisse Intoleranz in den Urtheilen über die, welche nicht zu ihrer Parthey gehören. Ich will nicht von denen reden, welche aus eigentlichem Pharisäismus, sich allein gefallen, und alle andre für weniger fromm, sich folglich für berechtigt halten, über sie zu richten; oder die noch ganz fern von dem Geist eines wahren Christenthums, ihre Bekehrung damit anfangen, sich von denen abzusondern, die sie für größere Sünder halten, und sich durch eine äußere Förmlichkeit in ihren Religionsübungen weit über sie erhaben dünken. Nein — auch die Besseren, selbst die Besten beschleicht dieser Fehler so leicht. Sie messen mit dem Maaßstabe, den sie sich selbst gemacht haben, ohne es zu wissen, in der Meinung, daß es der Maaßstab Gottes sey. Im Gefühl ihres eignen innigen Eifers für das Gute, sondern sie die Form, worin sich dieser reine Eifer ausdrückt, zu wenig von der Sache selbst ab und trauen ihn niemand zu, als

wer gerade so spricht, so handelt wie sie, und dieselben Maaßregeln ergreift, welche sie für die besten halten.

Es mag sich diese Einseitigkeit und Unfreundlichkeit im Urtheil, durch ein bedeutendes Seufzen, oder ein bedaurendes Lächeln ausdrücken; sie mag sich durch ein geflissentliches Aufsuchen aller Fehler und Gebrechen, oder durch eine kalte Gleichgültigkeit gegen die Kinder der Welt äußern, — sie hat etwas kränkendes für jeden, der sich eines eben so guten Willens bewußt seyn darf, aber durchaus keiner geschlossenen Gesellschaft angehören, und sich unter keinen Zwang menschlicher Formen und Einrichtungen beugen will. Gerade die Bemerkung, wie nah in diesen Gesellschaften die Versuchung zur Liebloſigkeit liegt, und wie ja selbst unter den Gliedern derselben, wie sehr es auch scheinen mag, daß sie ein Herz und eine Seele sind, wahre tiefgehende Freundschaft so selten ist, hat für den Unbefangnen das meiste Abschreckende; hat sogar manchen verleitet, fast gar zu ungerecht gegen sie zu werden.

Man redet in diesen religiösen Parteyen freylich sehr oft von dem innern Frieden, und den überschwenglichen Geistesfreuden, deren man genieße, und wovon die Welt nichts kenne. Gewiß giebt es auch unter vielen reinen Seelen, welche sich aus dem Geräusch des Lebens in diese Verborgenheit geflüchtet haben, nicht wenige, die in dem Bewußtseyn ihrer Unschuld, in dem Gefühl mit Gott eins zu seyn, in der Liebe zu dem Heilande der Welt, in den stillen Werken der Wohlthätigkeit, und in der Hoffnung auf eine durch ihre Phantasie ihnen schon so nahe gerückte künftige Herrlichkeit, alles das besser finden, was man in der Welt so oft, mitten unter dem Zufluß an Freuden aller Art, vergebens sucht. Diese sind würklich glücklich. Aber allgemein ist dies Glück, gewiß nicht, ob man es sich wohl nicht gestehen mag. Gewiß geht es vielen in ihrem Verhältniß gegen Gott und den Erlöser, wie guten Kindern und nahen Verwandten, welche dem äussern Schein nach, eines recht ausgezeichneten Familienglücks genießen, auch oft davon sprechen, aber im Grunde sich gegenseitig durch Liebe und Achtung

so drücken und beengen, daß am Ende nichts als eine beständige ängstliche Sorge übrig bleibt, nicht zu beleidigen und keinen Argwohn zu erwecken. Sie kommen dahin, sich alles zu versagen, große Opfer zu bringen. Aber reiner Genuß ist dabey nicht. Der Fehler liegt offenbar in den Begriffen. Man bildet die Vorstellungen von Gott und dem Erlöser, dem Bilde eines eifersüchtigen Vaters oder Freundes nach, der zwar unendlich liebt, es aber nicht ertragen kann, daß man ihn nur einen Augenblick verläßt, oder mit irgend einem andern Menschen spricht. Jede noch so unschuldige Lenkung des Gedankens auf einen andern Gegenstand, erfüllt das Gemüth mit einer peinlichen Besorgtheit und man kommt endlich dahin, nichts mehr zu denken, zu reden, zu thun, wo nicht Gott oder der Erlöser zugleich der herrschende Gedanke ist. Fern sey es von mir, über die zu spotten, welche der Gang ihrer religiösen Vorstellungen dahin geführt hat. Ihr stündlicher Ausruf: Jesus, Jesus, nichts als Jesus! ist noch sehr von dem Herr Herr sagen, verschieden. Aber zu wünschen wäre es doch auf keine Weise, daß dieses

bängliche Gefühlschristenthum sehr allgemein würde. Denn würken sollen wir die Werke dessen, dem wir als Schüler angehören, und hätte uns der Eifer für die beste Ausrichtung unsers Geschäfts auch nicht ein einzigesmal daran denken lassen, daß dies auch Sein Werk und unsre Thätigkeit Sein Gebot ist, hätten wir, gleich jenen Gerechten, nicht einmal daran gedacht, daß wir in den Hungrigen und Nackenden Ihn speißten und kleideten, so hätten wir doch nach seiner eignen Erklärung die Hoffnung, zu seinen Freuden zu gelangen.

Einer Gefahr können doch auch viele bey dieser Methode das Christenthum zu treiben nicht entgehen. Die Sinnlichkeit, sagt ein scharfsinniger Schriftsteller *), läßt sich nicht gänzlich abweisen. Wird ihr der eigentliche Gegenstand versagt, so hält sie sich auf andre Weise schadlos. Hier treibt die Einbildungskraft ihr mannichfaltiges Spiel. Bald wird ein unsinnlicher Gegenstand in der Phantasie versinnlicht,

*) Schmid Versuch einer Moralphilosophie, §. 15. Man vergleiche damit: Zimmermann von der Einsamkeit.

so oder anders, gröber oder feiner, wie Naturell und Sinnesart des einzelnen Mystikers, wie herrschender Geschmack und Landessitte es mit sich bringt. In die reine mystische Liebe Gottes, oder eines göttlich idealisirten Menschen, mischen sich unwillkührliche Gefühle einer andern Art. So wird oft der reine Geistesgenuß vergröbert und sein Gegenstand verkörpert. Auch die Hofnung schmückt die Zukunft mit dem reichlich aus, was die Gegenwart verweigert. Bald erwartet man göttlichen Segen — eine mittelbare übernatürliche Begünstigung des irdischen und leiblichen Interesse, und giebt dadurch den sinnlichsten Gegenständen, wie Handel und Industrie selbst, einen übersinnlichen Anstrich, wodurch die Anhänglichkeit daran beschönigt werden soll. Bald schmückt die Phantasie den Himmel mit allen dem aus, was man hier zu verachten wähnt, mit allen sinnlichen Freuden des Temperaments. Das methodische Christenthum geht überhaupt mehr darauf aus, die Natur im Menschen zu unterdrücken als sie zu veredlen. Auch dies folgt aus den harten Vorstellungen, von dem natürli-

chen durchaus verderbten Zustande des Menschen. Weil in der Idee der Mystiker alles was Natur heißt, schlecht, eitel und in Gottes Augen verwerflich ist, weil alles was Gut seyn und Probe halten soll, von einer übernatürlichen Würkung ausgehen muß, so ist es kein Wunder, wenn alle andre Quellen der Erkenntniß für unlauter gehalten werden. Naturkenntniß, sagt der schon angeführte Schriftsteller, Klugheit, Geschicklichkeit haben wenig Werth für den, dem diese Welt, dem die Natur, die Erde mit allen ihren Reichthümern und Vortreflichkeiten, dem selbst die Menschheit mit allem was sie aus sich selbst und durch Kräfte der Natur vermag, doch nur Natur und also eitle Nichtigkeit, dem die Zwecke der Natur und seine eignen, als solche betrachtet, viel zu natürlich und kleinfügig erscheinen. So wird es denn Maxime, der Natur geradezu Widerpart zu halten, und ihre schönsten zweckmäßigsten Einrichtungen werden, so viel nur möglich, kraftlos gemacht und zerstört. Freylich äussert sich dies nicht bey allen Gliedern solcher Parteyen gleich stark. Je mehr sie sich von allem Welt-

umgange absondern und nur mit völlig gleichgestimmten und gleichbeschränkten Menschen umgehn, desto mehr geht es auch in ihre ganze Art zu denken und zu sprechen über. Führt sie ihr Amt und Geschäft öfter in die Welt oder in die Gesellschaften anders gestimmter Menschen, so verliert sich etwas von dem Gezwungenen und Angenommenen, was sie sonst so kenntlich macht, wenn sie sich auch gerade nicht durch äußere Form, Kleiderschnitt, Tracht und Farbe auszeichnen wollten. Dennoch läßt die zurückgedrengte Natur immer einige Spuren des Zwangs zurück. Selbst die stärkeren Naturempfindungen äußern sich bey ihnen auf eine eigenthümliche Art; — die Freude, die Traurigkeit, der Schmerz, die Liebe — alles verändert seinen Ton. Und so ist es begreiflich, daß, wer gerade in diese ängstliche Form nicht einpaßt, und einpassen will, sich selbst in der Gesellschaft der durch ihre ungeheuchelte Frömmigkeit und anderweitigen Verdienste höchst achtungswürdiger Menschen, immer gedrückt fühlt, ohne deshalb schlechter als sie zu seyn. Wie sehr die Geschichte aller mystischen Parteyen alles

dies, und zu allen Zeiten bestätige, ist dem Forscher derselben nicht unbekannt, und würde noch einleuchtender werden, wenn wir eine recht philosophische Geschichte des Mysticismus hätten. An Beyträgen dazu fehlt es nicht. Nur hat Viele, welche darüber schrieben, entweder die Liebe zur Sache zu partheyisch dafür, oder eine unphilosophische Rechtgläubigkeit, die hier, wie überall Irrsaal witterte, oder eine kalte Philosophie, welche jede Empfindung aus dem Menschen verbannen möchte, ungerecht gegen das Gute gemacht.

Achtzehnter Brief.

Fortsetzung.

Ich hoffe, m. w. Fr., daß Sie nach den offnen Urtheilen, welche mein letzter Brief über das, was man das methodische Christenthum nennen könnte, enthielt, mir wenigstens keine blinde Vorliebe für eine Partey zutrauen, in deren Grundsätzen erzogen zu seyn mich übrigens noch nie gereut hat. Diese Erziehung hat es mir vielleicht leichter gemacht, als manchen andern, die nur entferntere Zuschauer und nach einer ganz andern Form gebildet sind, eben so wohl das Gute als die Fehler derselben zu beobachten. Indem ich so manche würdige Menschen, welche in dem gemeinen Urtheil Scheinheilige und Heuchler hießen, nicht bloß reden hörte, sondern auch handeln und würken sah, konnte ich mich fester davon überzeugen, wie viel echte Pietät sich bey ihnen fand, und wie weit sie entfernt waren, die Kraft der Religion zu verleugnen,

ob sie sich wohl auch äußerlich eines gottseligen Wesens nicht schämten. Bey manchen siegte auch selbst der gesunde Verstand über die Methode der Partey, und ohne sich von ihr zu trennen, vermieden sie doch im praktischen Leben viele Fehler, deren schädliche Folgen sie bey andern wahrgenommen hatten. Sie würden noch mehrere vermieden haben, wenn sie nicht zu furchtsam und zu bescheiden gewesen wären, ihr Urtheil über das Urtheil von Männern zu setzen, die sie als halbe Heilige verehrten *).

*) M. s. mehreres hierüber in meiner Uebersetzung des Lebens J. Wesley, Stifters der Methodisten, nebst einer Geschichte des Methodismus von J. Hampson. 1. und 2. Theil. Halle 1793. Es sollten dieser Uebersetzung noch in einem dritten Theile einige Abhandlungen nachfolgen. Da aber die Materien, welche ihnen bestimmt waren, so genau mit denen zusammenfielen, welche diese 3te Sammlung von Briefen betrifft, so hat es mir besser geschienen, jenen dritten Theil, oder den Anhang zu dem Wesleyschen Leben durch diese überflüßig zu machen. Jenes Leben läßt übrigens manchen tiefen Blick in das Innere der Gesellschaft der Methodisten thun, welche Wes-

lassen Sie uns indes, indem wir uns vor aller Beschränkung unsrer Urtheile durch Auctoritäten zu verwahren suchen, eben so sorgfältig hüten, alles was nur entfernt dem Methodischen in der moralischen Uebungslehre ähnlich sieht, für bedenklich und dem Wesen des Christenthums zuwider zu halten. Der Geist des Zeitalters hat uns schon ein warnen-

ley gestiftet hat. Wer damit die Geschichte des Pietismus in Deutschland, der Brüdergemeinen in dem Leben Zinzendorffs und Spangenbergs, und des Mysticismus in den älteren Zeiten vergleicht, dem wird manches, was in diesem und den vorigen Briefen gesagt ist, noch verständlicher werden. Es fehlt auch itzt in manchen Gemeinen nicht an grösseren oder kleineren Gesellschaften dieser Art. Es schien mir daher in einer Schrift, welche vorzüglich der Bildung angehender Religionslehrer bestimmt ist, nicht am unrechten Ort, einige Bemerkungen über sie mitzutheilen, welche vielleicht zu einer billigeren Beurtheilung und einer vorsichtigeren Behandlung nützlich seyn können. Gar zu häufig kennt man nur zwey Extreme — sie verachten, verspotten, oder — zu ihnen überzugehen. Ich denke, es liegt etwas in der Mitte — ihr Gutes schätzen und ihre Fehler vermeiden.

des Beyspiel gegeben, wie leicht man zu schnell verwirft. Manche, die sich im Fach der Pädagogik und des Schulwesens zu Reformatoren aufwarfen, fingen davon an, fast allen alten Formen den Krieg anzukündigen, und namentlich alle die Einrichtungen zu tadeln, welche das, was geschehen sollte, an Zeit und Stunde banden, und dadurch, wie sie meinten, die freye Entwicklung des Geistes beschränkten. In der Erziehung sollte man nichts mehr von bestimmten Gesetzen und Ordnungen wissen. Es waren in den Augen so manches philanthropischen Pädagogen lauter Schnürbänder und Fesseln, wodurch das natürliche Wachsthum gehindert werde. Die Gewöhnung an moralische oder religiöse Betrachtungen, bey gewissen oft wiederkehrenden Gelegenheiten, wurden als ein mechanisches Wesen verbannt. Man philosophirte darüber freylich recht scheinbar. „Das Herz und die Empfindung richte sich nicht nach der Uhr, und ohne Herz und Empfindung habe ja das alles keinen Werth.„ Bey dem Unterricht wollte man eben so wenig etwas von Zwang wissen. Es sey unnatür-

lich, es sey widersinnig, das Lehren und Lernen an den Glockenschlag zu binden. Die Wißbegierde stelle sich nicht zur Stunde ein, und was helfe alles Unterrichten, wenn die Aufmerksamkeit dem Lehrer nicht entgegen komme? Es sey ein mechanisches Wesen, wenn man vorschreiben wolle, was in dieser oder jener Stunde zu lehren sey. Das möge bey Schulen allenfalls ein nothwendiges Uebel seyn. Aber in der häuslichen Erziehung müsse das lediglich auf die Stimmung des Schülers ankommen. Wohin ihn gerade sein Trieb führe, da müsse der Lehrer ihm nachgehn und zurechtweisen. Was komme darauf an, ob er ein Buch ganz durchlese, ehe man ihm ein neues gebe? So bald er anfange Langeweile zu empfinden, helfe es ihm ja doch nicht mehr.

Was ist denn der Erfolg von allen diesen schönen so laut verkündigten Projecten gewesen? Ungezogenheit ist an die Stelle der Regelmäßigkeit und der guten Sitten getreten, und die Kräfte haben sich durch diese regellose Entwicklung nur wenig zur Brauchbarkeit gebildet. Unwissenheit und Scheu vor Arbeit

und Anstrengung hat man überhand nehmen sehen, wo man sonst Fleiß mit Kenntnissen gepaart fand. So erzogne und so nach ihrer eignen Laune unterrichtete Jünglinge, haben viel zu spät einsehn lernen, wie übel man ihnen gerathen habe, und wie wenig der so verwöhnte Mensch in die Welt passe, wo alle Geschäfte ihren festen Gang haben, und der am glücklichsten ist, der regelmäßig sein Geschäft auszurichten gelernt hat. Man hat dies, da der Schade so bald eintrat, glücklicherweise zeitig eingesehen, und es ist recht viel Hoffnung da, daß die Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft wieder ihren alten festen Ton annehmen, und nur das zurücklassen wird, was darin rauh und eigensinnig, und geschickter war, Sclaven als freye Menschen zu erziehen.

Glauben Sie aber nicht, m. th. Fr., daß wir in religiöser Hinsicht auf ähnliche Abwege zu gerathen anfangen? Mir scheint es, man lege dem, was man christlichreligiöse Disciplin oder was man Ascetik zu nennen pflegt, unter uns einen gar zu geringen Werth bey, und indem viele unsrer öffentlichen Sittenlehrer vor

dem Mißbrauch und einem blinden Vertrauen darauf, freylich mit Recht, warnen, versäumen sie den entschiednen Nutzen gehörig ins Licht zu setzen.

Ich bin völlig mit Ihnen einig, daß jede Art von geistlichen oder moralischen Uebungen, wobey die Uebung selbst als letzter Zweck betrachtet wird, um dadurch irgend etwas bey dem höchsten Wesen auszurichten oder zu gewinnen, nicht den geringsten Werth habe, daß sie vielmehr die Folge, wo nicht unreiner Gesinnungen, doch höchst unreiner Begriffe sey. Offenbar charakterisirt dies die sogenannte Mönchsmoral. Man merkt es ihren Vorschriften über die christliche Disciplin nur allzudeutlich an, daß sie vielmehr in der Absicht gegeben werden, um das Surrogat von eigentlichen Tugendübungen zu seyn, als um die tugendhaften Gesinnungen zu befördern und Tugend zu würken. In diesen Irrthum fiel man überall, wo man Moral und Religion von einander trennte, und die erleuchteteren Propheten des alten Bundes, klagen so laut darüber, als nur immer der aufgeklärteste christ-

liche Religionslehrer darüber klagen kann *). Selbst bey solchen Uebungen, zwischen denen und der Förderung des moralischen Sinnes einiger Zusammenhang statt finden konnte, — bey dem Fasten, bey dem anhaltenden Beten, bey der Einsamkeit, — schien doch vielmehr die Idee der Plage, die man sich dadurch auflegte, als die Vorstellung herrschend zu seyn, daß der Geist dadurch von den Zerstreuungen mehr abgezogen, der Sinnlichkeit ihre Herrschaft genommen, und ein freyes Nachdenken befördert würde. Eben durch die Plage, die Kreuzigung des Fleisches, die Versagung dessen, was sonst dem Menschen angenehm ist, wollte man die Vergebung oder den Segen des Himmels erzwingen. Freylich klingt dies uns bloß wie Katholicismus. Aber wollte Gott, der Protestantismus oder vielmehr die Protestanten, wären von diesen verkehrten Begriffen so rein als man glaubt. Nur zu oft merkt man es selbst den Besseren an, wie wenig ihre so pünktlich vorgenommenen Uebungen der Gott-

*) Jes. 58.

seligkeit, die Früchte eines willigen und frohen Geistes, wie viel öfter die Sache einer sclavischen Gewöhnung sind, die sie sich freylich sauer werden lassen, ohne dadurch an ihrem inneren Menschen zu gewinnen.

Fern sey also von der Ascetik, die wir empfehlen, jede auch noch so entfernte Idee, als würde dadurch nicht uns selbst, sondern Gott der Dienst gethan. Fern sey auch nur der leiseste Wink, wer darin am meisten thue, sey der Zufriedenheit des höchsten Wesens am sichersten. Aber es giebt noch eine andre Ansicht der Sache. Es ist eben so wohl eine gewisse Diätetik der Seele als des Körpers gedenkbar, und für diese Diätetik der Seele sind selbst regelmäßige Uebungen der Tugend nicht gleichgültig. Sie erhalten, gleich der bestimmten Lebensordnung den Körper, die Seele gesund. Zwar muß die bestimmte Lebensordnung, das Regelmäßige in dem Genuß der Nahrungsmittel, der Bewegung und der Ruhe, dem wahrhaft Gesunden nicht so unentbehrlich seyn, daß von jeder Abweichung davon augenblicklich üble Folgen zu fürchten wären.

Aber eben durch sie muß er doch stark genug geworden seyn, auch wo er Ausnahmen zu machen genöthigt ist, keinen Schaden davon zu bemerken.

Ein sehr großer Theil von Menschen, lebt ja in einer unaufhörlichen Zerstreuung von Geschäften und Arbeiten, welche die ganze Aufmerksamkeit der Seele fordern. Diese Geschäfte haben zum Theil so wenig mit der Sorge für das Höchste, was im Menschen liegt, oder wozu der Mensch bestimmt ist, gemein, daß es für ihn ohnstreitig rathsam ist, wenn er sich nicht zu sehr aus den Augen verlieren will, sich eine Art von Regel zu machen, welchen Theil des Tages — sey es auch immerhin der kleinste — er solchen Beschäftigungen widmen wolle, die ihm vom Sichtbaren abziehen und auf das Unsichtbare leiten. Lassen Sie uns nicht sagen, diese Regelmäßigkeit, dieses Halten auf Stunden, diese vorschriftmäßige Lesung erbaulicher Schriften, diese feststehende Morgen- oder Abendandacht, sey doch wieder etwas Methodisches, und aus dem Methodischen werde wieder so leicht etwas Mechanisches.

laß es seyn, daß Tage kommen, wo der Mensch nicht ganz aus Neigung, sondern weil er sich nun einmal das Gesetz gemacht hat, daran geht. Laß den Bessern selbst gestehen, er komme oft träge und verdrossen zum Geschäft, und habe Mühe, sich aus der Zerstreuung zu sammeln. Geht denn deshalb der Nutzen für ihn verlohren? Er bleibt dennoch groß und mannichfaltig. Es kommt bey der Ausübung unsrer Pflichten doch offenbar nicht bloß auf den guten Willen an. Man muß auch darüber nachdenken, wie man in einzelnen Fällen Gewissenhaftigkeit mit Weisheit zu verbinden, wie man es anzufangen habe, um das möglichste Gute zu erreichen. Sollen denn alle andre Dinge in der Welt eines eigentlichen Studiums fähig und würdig seyn? Nur die Tugend und Gottseligkeit soll darin eine Ausnahme machen? — „Aber warum soll dies an gewisse Stunden und Zeiten gebunden seyn?„ — Es soll nicht daran gebunden seyn; aber weil viele Menschen selten oder gar nicht daran kommen würden, weil es immer etwas geben würde, was ihnen dringender und

keinen Aufschub zu leiden scheint, so werden sie wohl thun, sich ein Gesetz darüber zu machen, welches sie wenigstens vor zu häufigen Ausnahmen sichert. — „Wird dadurch nicht eine Sache etwas zu Gewohnheitsmäßiges, und eben daher auch Mechanisches, die gerade dadurch von ihrem Werth am meisten verliert?„ — Ich will es eingestehen. Vielleicht wird sie eine Gewohnheit! Aber — wenn wir auch die Tugend selbst nicht mit einem alten Weltweisen eine lange Gewohnheit nennen wollen, wodurch freylich ihr eigentliches Wesen, welches Kraft und Widerstand ist, etwas zu sehr in Schatten gestellt wird, — so ist doch deswegen nicht jede Gewöhnung tadelhaft. Ist es eine Gewöhnung zu einer an sich guten und nützlichen Sache, so wird ja das Gute in uns zur andern Natur, und selbst die Willigkeit, womit wir ein nützliches Geschäft so oft wiederholt haben, daß es dazu werden konnte, ist ein Beweis eines guten moralischen Sinnes. Dieser bleibt so lange ehrenwerth, als uns keine Einbildung darauf stolz macht, und wir uns von dem Wahn entfernt halten, als könne

das Denken über unsre Pflichten und die Uebung der Andacht uns von dem pflichtmäßigen Handeln lossprechen, oder wenigstens berechtigen, etwas davon nachzulassen. An sich kann doch der Anblick eines Menschen, welcher zu der Ordnung seines Tages, so weit es nur immer sein Beruf in der Welt erlaubt, auch das rechnet, sich einige Zeit ungetheilt mit den erhabensten und interessantesten Gegenständen des menschlichen Denkens, nach dem Maaß seiner Fähigkeiten zu beschäftigen, und in die Verhältnisse hinein zu denken, in welchen er als ein vernünftiges Wesen gegen seinen Urheber und gegen das Ganze steht; sich Rechenschaft abzulegen, wie weit er seine höhere Bestimmung bisher erreicht, und was er noch zu thun habe, um sie ganz zu erreichen; — an sich, sag ich, kann der Anblick eines solchen Menschen keine andre Empfindung, als die der Achtung in dem zurücklassen, der überhaupt solcher Empfindungen fähig ist, was freylich der Fall bey denen nicht seyn kann, denen alles, was an das Ueberirrdische erinnert, ein Aergerniß, und was nicht Sinnengenuß heißt, eine Thor-

heit ist. Man sollte aus diesem Grunde nicht, wie sich wohl junge Prediger zuweilen selbst erlauben, so ganz geringschätzig von der Gewohnheit vieler guten Christen, auch in den höheren Ständen, sprechen, die ihre Morgen- und Abendandacht — sey es bey einen Morgen- und Abendliede oder Segen, oder einer Unterhaltung mit Gott in den ersten und letzten Stunden des Tages, — nie versäumen, oder sich einen biblischen Denkspruch zu Trost und Lehre für den Tag auswählen. Wir haben in unsern Zeiten eben nicht Ursach zu klagen, daß dieser fromme Gebrauch zu allgemein werde. Er verliert sich immer mehr, ohne daß man bemerkte, daß es darum in den Familien besser würde. Statt seiner sind andre Gebräuche hie und da eingekehrt — keinen Abend im Kreise seiner Familie zu leben, keine geschäftlose Stunde im Hause ausdauren zu können. Das ist nun Gewohnheit statt der alten Ordnung des Hauses. Wenn sich nur mit dieser nicht der hie und da so kleine Rest von religiösen und moralischen Sinn zugleich verliert!

Einige philosophische Moralisten haben ihre Rathschläge, wenigstens ihre eignen ascetischen Uebungen, fast noch methodischer eingerichtet, als in den christlichen Schulen der Ascetik geschehen ist. Einer der achtungswürdigsten Männer des Jahrhunderts, Benjamin Franklin, giebt von seinen Bemühungen, sich in der Bildung seines Charakters weiter zu bringen, und gewisser Fehler täglich mehr Herr zu werden, folgende Nachricht:

„Ich faßte im J. 1730 den kühnen und schwürigen Vorsatz, zur moralischen Vollkommenheit zu gelangen. Ich wünschte, während meiner Lebenszeit keinen einzigen Fehler in keinem einzigen Augenblick zu begehen. Ich wollte über alles, was mich dazu verleiten konnte, Herr werden: über den natürlichen Hang, die Gesellschaft, oder den Gebrauch. Da ich das Gute und das Böse kannte, oder doch zu kennen glaubte; so sah ich nicht ein, warum ich nicht immer das erste sollte thun und das zweyte unterlassen können. Allein ich fand nur zu bald, daß das Unternehmen weit schwerer war, als ich es mir Anfangs vorgestellt hatte: während ich Aufmerksamkeit anwandte und Sorge trug mich vor einem Fehler zu hüten, fiel ich oft unvermerkt in einen andern. Die Gewohnheit

wußte meine Unachtsamkeit zu benutzen, oder die Neigung war für meine Vernunft zu stark.

Endlich schloß ich: daß, so sehr man auch theoretisch überzeugt sey, unser eigner Vortheil erheische es vollkommen tugendhaft zu seyn, diese Ueberzeugung doch nicht hinreiche unsre Fehltritte zu verhüten; daß man vielmehr erst die entgegenstehenden Gewohnheiten vernichten, Gute erlangen, und sich darin befestigen müsse, ehe man auf eine beharrliche und gleichförmige Richtigkeit des Lebenswandels rechnen dürfe. Und diesem zu Folge, ersann ich für meinen Endzweck die nachstehende Methode:

Ich umfaßte in dreyzehn Benennungen von Tugenden, alle diejenigen, welche ich damals für nöthig oder wünschenswerth hielt; und fügte zu jeder eine kurze Regel, welche hinlänglich zeigte in welchem Umfang ich das Wort nähme. Hier sind diese Tugendbenennungen:

1. Nüchternheit. 2. Schweigen. 3. Ordnung. 4. Guter Vorsatz. 5. Sparsamkeit. 6. Fleiß. 7. Aufrichtigkeit. 8. Gerechtigkeit. 9. Mäßigung. 10. Reinlichkeit. 11. Gemüthsruhe. 12. Keuschheit. 13. Demuth.

Da es mein Plan war mir alle diese Tugenden anzugewöhnen, so hielt ich es für gut, statt durch das Bestreben sie alle zugleich zu erlangen, meine Aufmerksamkeit zu theilen, diese eine Zeitlang auf eine derselben

zu richten, und wenn ich ihrer (dieser einen Tugend) gewiß wäre, zu einer andern fortzuschreiten, bis ich sie alle dreyzehn geübt hätte. Da ferner die vorläufige Erlangung einiger Tugenden den Besitz einiger andern erleichtern konnte, so ordnete ich sie in dieser Rücksicht, so wie man es hier gesehen hat. Die Nüchternheit stand oben an.

War diese Tugend einmal erlangt und befestigt, so wurde nun das Schweigen viel leichter.

Durch Hülfe desselben, und durch die dann folgende Ordnung, hoffte ich mehr Zeit zu gewinnen, um meinen Plan und meine Studien weiter zu führen. Der Vorsatz, einmal zur Gewohnheit geworden, mußte mich in der Kraft stärken, die übrigen Tugenden zu erlangen. Sparsamkeit und Fleiß sollten mich aus den Schulden ziehen, mir Vermögen und Unabhängigkeit verschaffen, und so mir die Ausübung der Aufrichtigkeit, der Gerechtigkeit, u. s. w., erleichtern.

Nun schloß ich weiter: daß — nach der Regel welche Pythagoras in seinen goldnen Sprüchen giebt — eine tägliche Prüfung nöthig wäre; und um diese zu bewerkstelligen, traf ich folgendes Mittel.

Ich machte mir ein kleines Buch, worin ich jeder Tugend eine Seite anwies, die ich mit rother Dinte so bezog, daß 7 Abtheilungen da waren, für die einzelnen Wochentage, die ich mit dem Anfangsbuchstaben

bezeichnete. Diese Abtheilungen durchzog ich mit 13 rothen Queerlinien, an deren vorderm Ende ich die Anfangsbuchstaben jeder Tugend schrieb. Auf dieser Linie, und in der gehörigen Abtheilung, konnte ich dann durch ein kleines Zeichen mit Dinte alle Fehler anmerken, die ich an jedem Tage gegen die benannte Tugend begangen zu haben anerkennen mußte.

Ich nahm mir vor, eine Woche hindurch jede einzelne Tugend strenge zu beobachten; in der ersten Woche also hütete ich mich sorgfältigst, der Nüchternheit irgend zu nahe zu treten, und überließ die andern Tugenden ihrem gewöhnlichen Gange, nur daß ich jeden Abend die Fehler des Tages aufzeichnete. In dem Fall also, wo ich in der ersten Woche meine oberste mit Nüchternheit bezeichnete Linie rein erhalten konnte, sah ich die Fertigkeit dieser Tugend als genug bestärkt an, und die Feinde derselben, die entgegengesetzten Neigungen, als hinlänglich geschwächt, um meine Aufmerksamkeit weiter auszudehnen, die folgende Tugend mit hinzuzunehmen, und in der nächsten Woche zwey Linien ohne Merkzeichen zu haben.

Wenn ich so bis zur letzten ging, konnte ich meinen Plan völlig in dreyzehn Wochen, und viermal in einem Jahre durchüben (den Kursus machen): so wie Jemand der einen Garten in Ordnung bringen soll, es nicht unternimmt alles Unkraut auf einmal auszujäten, welches weder seine Arme noch seine Kräfte

bestreiten können, sondern jedesmal nur ein Revier bearbeitet, und wenn er damit fertig ist, zum zweyten übergeht. Ich mußte also (wenigstens schmeichelte ich mich dessen) die aufmunternde Freude genießen, auf diesen Blättern meine Fortschritte in der Tugend zu sehn, indem ich nach und nach die Merkzeichen in den Linien auslöschte, bis ich endlich nach vielen Wiederholungen das Glück hätte, mein Büchlein ganz leer zu finden, wenn ich mich dreyzehn Wochen hindurch täglich würde geprüft haben.

Da ich Gott als den Quell der Weisheit ansah, so hielt ich es für recht und nöthig, seinen Beystand zur Erlangung derselben anzuflehn. Ich entwarf demzufolge dies kurze Gebet, welches ich am Anfang meiner Prüfungstafeln schrieb, um mich dessen täglich zu bedienen.

„Allmächtige Güte! wohlthätiger Vater! erbarmender Führer! Mehre in mir die Weisheit, „auf daß ich mein wahres Beste erkennen kann; „stärke meinen Vorsatz, um auszuüben was sie „vorschreibt; laß meine Liebesdienste gegen deine „anderen Kinder dir wohlgefallen, als den einzigen mir möglichen Beweis meiner Dankbarkeit „für den von dir mir unaufhörlich zukommenden „Segen!„

Auch gebrauchte ich dies Gebet aus Thompson's Gedichten:

„Vater des Lichts und des Lebens! höchstes Gut!
„O lehre mich was gut ist, lehre mich Dich selbst! Rette
„mich von Thorheit, Eitelkeit und Laster, von jeder
„niederen Begierde; erfülle du meine Seele mit Er
„kenntniß, innerem Frieden, und reiner Tugend, mit
„heiligem, wahrem, nie welkenden Glück!„

Die Regel der Ordnung verlangte, daß jedes Geschäft bey mir seine bestimmte Zeit habe. Eine Seite in meinem Büchlein enthielt einen Plan zur Anwendung der vier und zwanzig Stunden des Tages.

Ich begann die Ausführung dieses Plans mit meiner Prüfung, setzte ihn eine Zeitlang fort, nnd unterbrach ihn zuweilen. — Ich erstaunte zu finden, mit wie weit mehreren Fehlern ich behaftet war als ich mir vorgestellt hatte; aber ich genoß der Freude sie abnehmen zu sehn.

Es kann von Nutzen für meine Nachkommen seyn, zu erfahren, daß diesem kleinen Kunstgriffe (nebst Gottes Hülfe) ihr Vorfahr das beständige Glück bis zu seinem neun und siebenzigsten Jahre, wo dies geschrieben ist, verdankt hat. Die Unfälle welche seine übrigen Tage treffen können, stehn in der Hand der Vorsehung; aber sollten sie eintreten, so wird das Andenken an sein voriges Glück ihm helfen sie mit Ergebung zu tragen.„

Es kann mir nicht einfallen, diese Methode *), so wichtig die Autorität des Mannes ist, allgemein machen zu wollen. Es scheint mir selbst in einer so studirten Hinlenkung der Aufmerksamkeit auf einzelne Fehler oder einzelne Tugenden des Charakters, etwas unpsychologisches zu liegen. Nur das wollte ich durch das Beyspiel beweisen, daß nicht alles Methodische geradezu tadelhaft, oder bloßer Mechanismus sey. Allerdings — bemerkt der deutsche Ueberseßer jener Nachricht, wie mich dünkt, sehr treffend — allerdings soll die Tugend nichts Mechanisches seyn. Aber manche scheinen diesen wahren Ausspruch so zu verstehen, als ob mit dem bloßen Grundsaße eines erhabenen Moral-

*) Diese Nachricht ist aus einem bisher unbekannten Fragment von Franklins Biographie genommen, welches man in der Decade philosophique litteraire et politique 1798. N. 15. findet, woraus es in der Berliner Monatsschrift v. J. 1799. Febr. übersetzt ist. Das obige ist nur ein kurzer Auszug aus dem ganzen interessanten Aufsatz, welchen Franklin im Jahr 1785 als ein 79 jähriger Greiß, fünf Jahr vor seinem Tode schrieb.

systems nun alles gethan sey. Beym Handeln tritt auch hier, wie überall, etwas Mechanisches ein. Dem Grundsatz täglich zu folgen, seine Anwendung auf jede einzelne Tugend sich leicht zu machen, der zur Natur gewordnen bösen Neigung eine bessere Gewohnheit entgegen zu stellen: das sind mechanisch zu erlangende Geschicklichkeiten. Es gab eine Zeit von Schwärmern in den schönen Künsten unter uns, welche dem Genie nicht nur den höchsten sondern den einzigen Platz einräumten, und alle Regeln, auch die, welche zur Hervorbringung eines Werkes die nöthigsten sind, verachteten. Fast scheint eine ähnliche Art von mißverstehenden, übertreibenden, unnützen, schädlichen Schwärmern in der Moralität hervorzukommen. Wie! die Erfindung und Ausführung eines bedeutenden Kunstwerkes, ja selbst eine richtige Nachzeichnung, eine geschmackvolle Uebersetzung, ein gutes Klavierspielen zu eigenem Vergnügen, erfordern jahrelanges Studium und fortgesetzte Uebung; und die göttlichste Kunst, die Tugend, solte durch einen augenblicklich auswendig gelernten Grundsatz vollendet seyn? — Hierin

eben scheint mir Franklin's Aufsatz von dem größten Nutzen. Nichts ist, nebst der Anleitung wie man sich vervollkommnen soll, wichtiger, als die deutlich vor Augen gelegte Wahrheit: daß man sich erst vervollkommnen muß; daß Nachdenken, Aufmerksamkeit, Uebung, Sorgfalt, hiezu nöthig sind. Wenn man bloß den Dichter und Künstler liest oder hört, so kömmt einem, wie groß und schön das Werk auch sey, doch Alles so natürlich und gleichsam von selbst herbeygeführt vor, daß man es nur für den leichten Ausguß einer gerührten Seele halten möchte. Wenn man den tugendhaften Mann in seinem Gleichmuth, seiner Thätigkeit, seinem Wohlwollen sieht, so wird man verleitet, Alles der glücklichen Stimmung seiner Gemüthsbeschaffenheit zuzuschreiben. Doppelt dankenswerth ist es daher, wenn der Meister uns sein eigenes Kunstleben beschreibt, wenn wir hier lernen wie sauer es ihm ward, wie er sich vorbereitete, sich prüfte, sich übte, sich anstrengte: bis endlich die Darstellung seiner Idee, deren erste Auffassung freylich schon ein hohes Talent anzeigt, ihm zur geläufigen Fertigkeit wurde.

Jeder welcher auf der natürlichen Laufbahn zu demselben Ziele strebt, wird dann begreifen, was ungefähr zu thun ihm nöthig sey, und wie ungefähr er es thun müsse.

Neunzehnter Brief.

Fortsetzung.

Daß geflissentlich angestellte Uebungen der Andacht und des Nachdenkens, von mehr als einer Seite empfehlungswürdig sind, davon scheint mir auch die Bemerkung ein Beweis mehr zu seyn, daß man unter religiösen Menschen selbst der niederen Stände, eine Cultur des Verstandes antrifft, welche man in eben diesen Ständen bey denen vergebens sucht, welchen die Religion eine gleichgültige Sache ist. Die fromme Disciplin mancher ältern und neuern Parteyen, scheint mir von dieser Seite noch zu wenig betrachtet zu seyn. Weil manche von ihnen auf Wissenschaft und Gelehrsamkeit wenig Werth legen, so bildet man sich gemeinig-

lich fälschlich ein, daß sie überall einfältig und schwachsinnig wären, und gerade darin eine Ehre suchten. Die Erfahrung lehrt uns gerade das Gegentheil. Ich will hier nicht erwähnen, was jedermann am Tage liegt, wie viel Betriebsamkeit in Geschäften, wie viel Kunstfleiß, wie viel Ueberlegung in Entwürfen und Unternehmungen, sich unter so manchen religiösen Gesellschaften findet; obwohl auch dies nicht ohne Zusammenhang mit ihrer religiösen Stimmung ist. Denn so bald die Frömmigkeit nicht im eigentlichen Verstande Schwärmerey oder bloßer mönchischer Mechanismus wird, so treibt sie zum Fleiß und zur Arbeitsamkeit an, indem sie von dem zerstreuten und wüsten Leben zurückbringt, und den Menschen eine gewisse Beschäftigung zum Bedürfniß macht. *)

*) Man vergl. hierüber in Wesleys Leben die merkwürdige Metamorphose, welche der Methodismus in England unter einer sehr rohen Menschenclasse hervorbrachte. 2 Th. S. 159. Aehnliche Würkungen hat der Pietismus in Deutschland und die Arbeit der Brüdergemeinen hervorgebracht, die nur die Ungerechtigkeit verkennen kann.

Oft zeigt sie ihm für seine Betriebsamkeit selbst einen sehr schönen Zweck — Arbeit für Menschenwohl, und läßt ihn in dem was sein Fleiß ausrichtet, Erndten für die Ewigkeit erblicken. Aber davon ganz abgesehen, bemerkt man auch bey andern Gelegenheiten eine gewisse Geistesbildung bey religiösen übrigens unstudirten Personen von beyden Geschlechten, die weder aus ihrem Jugendunterricht noch aus ihrer übrigen Lebensart begreiflich ist. Sie denken deutlicher, sie sprechen bestimmter und gewählter als der große Haufe. Indes auch dies ist natürlich. Wer die Besserung seines Herzens und die Anwendung der dazu nöthigen Hülfsmittel zu einem eigentlichen Studium, wer sie — nicht zu einer Sonntags oder Bußtags = oder Communiontagssache, sondern zu einem täglichen Geschäft macht — der wird dadurch zuvörderst in sich selbst zurückgeführt. Indes die meisten immer auffer sich leben, und sich selbst beständig fliehen, gehen religiöse Menschen mit sich um und sind gern mit sich allein. Ihre Aufmerksamkeit lenkt sich auf die inneren Veränderungen ihrer Seele; sie lernen sich beobachten und ohne die gering-

ste Idee von Wissenschaft oder Kunstwörtern zu haben, werden sie oft beßre Psychologen, als viele andre in der größeren Welt, die sich für feine Menschenkenner halten, und es schon darum nicht seyn können, weil sie sich selbst noch nicht einmal kennen gelernt haben. So bald Begriffe in der Seele sind, so sucht sie auch nach Zeichen dieser Begriffe. Daher bereichert sich ihre Sprache indem sich die Begriffe vermehren, und ob sie gleich den Vortheil nicht haben, aus dem schon vorhandenen Vorrath von Worten so wählen zu können, wie der Studirte und Belesne, daher auch oft ihre inneren Zustände mit sonderbaren Ausdrücken bezeichnen, so ist doch auch oft etwas so charakteristisches, ich möchte sagen naives darin, sie greifen nicht selten — wie man sich auch aus der Lectüre der Mystiker überzeugen kann — ein so treffendes und originelles Bild auf — denn ohne Bilder ist ja überall keine psycholochische Sprache gedenkbar — daß man es wohl hört, hier sey nichts Erlerntes, nichts Aufgesagtes — es sey etwas Selbstempfundnes und Erfahrnes. Eine ähnliche Würkung hat die öftere Richtung

der Seele auf Gott. Die Empfindungen wahrer innerer Andacht suchen sich doch durch Worte deutlich zu machen. Indem man strebt, gleichsam sein ganzes Inneres Gott darzulegen, giebt man sich selbst Rechenschaft davon, und bezeichnet was man fühlt. Die häufigen Gebete, welche der wahrhaft religiöse Mensch zu Gott schickt, da er sich gewöhnt hat, alles was ihm begegnet mit dem höchsten aller Begriffe in Verbindung zu bringen, haben selbst etwas Bildendes für den Ausdruck. Es entsteht eine moralische Sprache, zu welcher wiederum für den rohen und wüsten Menschen gar keine Anlässe und selbst für den, der bloß seine Geschäfte mechanisch forttreibt, keine Gelegenheit vorhanden ist. Die lectüre gottseliger Schriften wird freylich oft schlecht genug gewählt. Aber selbst mittelmäßige lectüre hat doch immer etwas Bildendes. So vereinigt sich also hier recht vieles, was uns das Phänomen erklärt. Sagen Sie nun selbst, m. Fr., ob man Ursach hat, Uebungen der Andacht so gar gering zu schätzen. Fürs erste sehe ich noch nichts, wodurch unter den niedern Ständen eine gewisse

Verstandescultur so leicht und so unschädlich bewürkt werden kann, als durch die Religion.

Das Gebet gehört zu den Uebungsmitteln der Tugend und Gottseligkeit, welche man beynah unter allen am meisten empfohlen hat. Wir sind auch gewiß beyde darüber einig, daß eine rechte Anwendung desselben von sehr heilsamen Folgen für die Veredlung des innern Menschen seyn könne. Aber auch hier hat theils so manche Vorstellungsart des Nutzens, theils die Einförmigkeit in der Methode und die zu wenige Unterscheidung der Bedürfnisse verschiedner Menschen, der Sache selbst sehr geschadet. Es scheint mir daher recht eigentlich zu dem Geschäft des populären und praktischen Religionslehrers zu gehören, hierüber so wohl durch seine Theorie als durch sein Beyspiel zur Reinigung der Begriffe mitzuwürken.

Noch immer denkt man sich das Gebet — welcher Art es auch sey — Lob, Ausdruck der Ehrfurcht, Dank, Bitte, — als Würkung auf Gott. Man vergißt dabey so leicht alles dessen, was man doch bey andern Gelegenheiten behauptet und lehrt, — daß die göttlichen

Rathschlüsse ewig und unveränderlich, daß sie immer die weisesten und besten, aber ganz unabhängig von zufälligen Umständen sind — daß der Allwissende nicht nöthig habe, durch Worte von unsern innersten Gedanken und Empfindungen benachrichtigt zu werden — er der alle unsre geheimsten und oft uns selbst verborgnen Begierden von fern entstehen sieht; daß jede gesuchte Ausdehnung unsrer Gebete, sowohl der Natur eines warmen Gefühls überhaupt, als den ausdrücklichen Erklärungen Christi zuwider sey. Aus diesen Inconsequenzen, deren es überhaupt eine große Menge sowohl in den Theorien als zwischen der Theorie und Praxis, selbst vieler sehr ehrwürdiger und aufgeklärter Männer giebt, entstand denn die verkehrte Ascetik, welche fast das halbe Leben in ein Gebet verwandelte, und noch dazu den, welcher, was bey diesem unaufhörlichen Uebungen so natürlich war, oft Spannung und Leben verlohr, mit den peinlichsten Gewissensvorwürfen ängstigte.

Wenn man die geheimen oder die offnen Tagebücher mancher einzelnen religiösen Personen liesst, und darin findet, wie sie den gröss-

ten Theil ihres Lebens sich recht eigentlich in einer Menge ganz unnützer Andachtsübungen hingequält, und in der Meinung, auch hier des Guten nicht zu viel thun zu können, so manche Stunden und Tage in einem offenbar ganz unnützen Geschäft verloren haben, so weiß man in der That oft nicht, ob man über die Verkehrtheit der Begriffe mehr zürnen, oder sie mehr bedauren soll. Denn es waren nicht bloß Heuchler oder Selbsttäuscher, die durch diesen Zwang, den sie sich freywillig auflegten, sich von wichtigeren Pflichten lossprachen, und so oft sie sich zu erbauen schienen, doch im Grunde gar nicht im recht apostolischen Sinn erbauten, das ist, besser wurden *). Es unterwarfen sich dieser Dis-

*) Ungemein wahr und geistvoll ist folgende Bemerkung von Kant über den Begriff und das Wesen der Erbauung; eines Wortes, das auch zu den sehr mißverstandnen und gemißdeuteten in der ascetischen Sprache gehört, und eben durch seine Mißdeutung zu so vielen falschen Urtheilen und Folgerungen Gelegenheit gegeben hat. „Wenn man, sagt er, eine diesem Ausdruck angemessene Bedeutung sucht, so ist sie

ciplin selbst Männer, von denen man in einem gewissen Verstande sagen konnte, daß sie das wohl nicht anders anzugeben, als daß darunter der moralische Einfluß aus der Andacht auf den Andächtigen verstanden werde. Diese besteht nun nicht in der Rührung (welche schon im Begriffe der Andacht liegt), ob zwar die meisten vermeintlich Andächtigen, (die darum auch Andächtler heißen), sie fast allein darin setzen; mithin muß das Wort Erbauung, den Einfluß oder die Folge aus der Andacht auf die würkliche Besserung des Menschen bedeuten. Diese aber gelingt nicht anders, als daß man systematisch zu Werke geht, feste Grundsätze nach wohlverstandenen Begriffen tief ins Herz legt, darauf Gesinnungen, der verschiedenen Wichtigkeit der sie angehenden Pflichten angemessen, errichtet, sie gegen Anfechtung der Neigungen verwahrt und sichert, und so gleichsam einen neuen Menschen, als einen Tempel Gottes erbaut. Man sieht leicht, daß dieser Bau nur langsam fortrücken könne; aber es muß wenigstens doch zu sehen seyn, daß etwas verrichtet worden. So aber glauben sich Menschen (durch Anhören, oder Lesen und Singen) recht sehr erbauet, indessen, daß schlechterdings nichts gebauet, ja nicht einmal Hand ans Werk gelegt worden; vermuthlich, weil sie hoffen, daß jez

Hülfsmittels, ihre frommen Empfindungen, Wünsche und Vorsätze in Wortformeln zu kleiden, eigentlich gar nicht bedurften, und die ganz ohnstreitig eben so vollkommene Christen gewesen wären, selbst eine eben so inbrünstige Andacht empfunden haben würden, wenn sie in dem gewöhnlichen Sinne des Worts nie gebetet hätten. Denn Gebet ist und bleibt immer nur Hülfsmittel der Belebung einer frommen Gesinnung. Was Gott darin allein gefallen kann, ist der Sinn, der Geist, aus welchem der Wunsch jene zu beleben, hervorgeht, nie das Mittel an sich. Wo das Mittel überflüßig ist, da ist erst die eigentliche wahre Andacht, die echte Anbetung im Geist und in der Wahrheit, die gerade eben so wenig bestimmter Worte als bestimmter Tempel und Bethäuser bedarf. Ich kenne, m. Fr. Ihre Vorliebe für das Studium der Natur. Ich weiß, wie tief Sie in ihre Geheimnisse eingedrungen sind, und dabey — was so

nes moralische Gebäude, wie die Mauern von Theben bey dem Gesange des Orpheus, durch die Musik der Seufzer und sehnsüchtiger Wünsche von selbst emporsteigen werden.„

selten der Fall bey Naturforschern ist, die nur zergliedern, scheiden, sammlen und classificiren — zugleich das Gefühl für das Schöne das Große und Erhabne in sich bewahrt haben. Sagen Sie selbst, ob zu der Zeit, wo sie sich dem ganzen Eindruck der Majestät der Schöpfung, des gestirnten Himmels, des erwachenden Frühlings, eines schönen Maytages, wo die Natur im vollen Brautschmuck um Sie her herrlich und entzückend blüht, oder bey der Betrachtung des Einzelnen, der unergründlichen Weisheit in der Bildung jeder Pflanze, jedes Insekts überliessen — ob zu dieser Zeit nicht das beste lobgebet über die Natur von Sturm, Zollikofer oder jedem andern, ihre Empfindung erkältet haben, ob selbst ein so göttlicher Hymnus als der hundert und vierte Psalm, nicht hinter dem tiefen Gefühl ihrer inneren sprachlosen Anbetung zurückgeblieben seyn würde; ob es Ihnen nicht hätte unnatürlich vorkommen müssen, dem Schöpfer die Herrlichkeit seiner Werke vorzuerzählen, von deren Anblick Ihrer ganze Seele so ergriffen war, daß Sie sich wie vernichtet fühlten vor dem Unendlichen.

Aber diese religiösen Empfindungen sind, wie die moralischen Gefühle, nicht zu aller Zeit gleich lebendig in dem Menschen. Und dann ist der fromme Gesang, dann ist selbst das Formulargebet, das ein geistreicher Gottesverehrer gleichsam vorgedacht hat, ein eben so zweckmäßiges Belebungsmittel, als eine moralische Betrachtung, eine religiöse Lectüre, ein erbaulicher Vortrag, so bald sich nur das Gemüth dabey sammelt, und aus dem Gewühl des Lebens in sich selbst zurückkehrt. Am dringendsten würde es denen zu empfehlen seyn, die ihr Beruf entweder zu selten, oder zu oft auf Betrachtungen dieser Art führt. Ich sage mit Fleiß auch zu oft — denn gerade das scheint mir der Grund zu seyn, warum es den Lehrern der Religion schwerer wird, stets ein lebendiges Interesse daran in sich zu erhalten. Sehr wahr, sagt der sel. Zollikofer in seiner schönen Predigt über das christliche Lehramt: „Unser Amt und unser Stand scheint uns einige Hülfsmittel zur Tugend und Frömmigkeit zu geben, die unsre Zuhörer nicht haben. Wir beschäftigen uns

oft, und weit öfter und anhaltender als sie, mit Nachdenken über Gott und seinen Willen, über die Bestimmung und die Pflichten des Menschen. Aber wie sehr müssen wir nicht über uns selbst wachen, wie sehr unsre Aufmerksamkeit anstrengen, wenn uns nicht dieser an und vor sich selbst vortheilhafte Umstand schädlich werden soll! Eben dadurch, daß wir uns so oft, und so oft bloß in Rücksicht auf andre, und auch wohl zu solchen Zeiten, wo wir eben keinen besondern Antrieb dazu haben, und nicht dazu aufgelegt sind, mit den Lehren der Religion beschäftigen müssen, eben dadurch können sie in Absicht auf uns viel von ihrer Kraft verlieren. Diese Gedanken werden uns durch die öftere Wiederholung derselben so geläufig, daß wir die Sachen selbst zu erkennen und zu empfinden glauben, und doch zuweilen bloße Wörter denken. Dazu kommt, daß sich oft die Schwürigkeiten und Zweifel nach eben dem Maaße vermehren, nach welchem wir in der Erkenntniß weiter kommen; und daß hingegen das Vergnügen, welches mit Betrachtungen und Andachtsübungen verknüpft ist,

durch den häufigen Genuß desselben viel von seiner Lebhaftigkeit verlieren kann.„*) — Nimmt sich daher der Prediger nicht die Zeit zu öfteren Selbstprüfungen und Selbstgesprächen, welche Shaftesbury **) mit Recht zu den allerwichtigsten Hülfsmitteln der inneren Besserung rechnet, so läuft er Gefahr, je öfter er andre erwärmt, selbst desto kälter zu empfinden, wohl gar „andern zu predigen und selbst verwerflich zu werden.„

Prüfen Sie nun, m. Fr., diese fragmentarischen Gedanken über das, was Sie das Methodische bey der menschlichen Besserung genannt haben. Finden Sie die gemachten Bemerkungen gegründet, so werden Sie auch über folgende praktische Sätze, welche daraus fließen, mit mir einig seyn.

Der moralische und religiöse Geist, ist allerdings auch hier etwas anders als der Buchstabe. Er ist an keine Form, an keine Zeit, an keine Worte gebunden.

*) Predigten über die Würde des Menschen. Leipz. 1783. 2te B. letzte Predigt.

**) Advice to an Author oder deutsch unter dem Titel: Unterredungen mit sich selbst. Magdeb. 1783.

Aber auch die geübtesten Christen bedürfen äußerer Erweckungsmittel, und selbst durch das, was oft nur mit dem Buchstaben anfängt — durch Formular, Gesang, Gebet und äußerlich veranstaltete Andachtsübung — können sie voll Geistes werden. Das Feuer will auf dem Altar der Andacht eben sowohl genährt seyn, als auf dem Altar der Freundschaft. Das geschieht durch unsre Gottesverehrungen, durch unsre festlichen Tage und Zeiten, durch unsre Communionfeyer, durch häusliche Familienandachten, durch absichtlich angestellte Gewissensübungen, und öftere Ueberdenkungen auch unsrer begangnen Fehler und ihrer Folgen. Vielleicht fangen wir das alles kalt an, und endigen es doch innig gerührt und zu neuem Eifer gestärkt. *)

Die Unmündigen, die Ungeübten haben noch weit mehr solcher Mittel nöthig. Daher

*) Man vergl. die Vorrede zu meinem Timotheus. Zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Christen, an den geheiligten Tagen ihrer Religion. Leipz. 1783.

sollte man äusserst behutsam seyn, sie nicht zu sehr einzuschränken. Dies scheint mir vorzüglich bey der Erziehung unsrer Kinder dadurch zu geschehen, daß man erst ihre eigne Neigung zur Religion abwarten will, ehe man sie religiös beschäftigt. Diese wird spät, vielleicht nie erwachen, wenn man sie nicht erweckt. Ich glaube allerdings, daß viele fromme Eltern hierin zu weit gehen, gar keine Rücksicht auf Kindernatur nehmen, oder diese Kindernatur wohl gar ausrotten möchten, weil sie ihnen böse Natur zu seyn scheint. Dadurch wurden so viele junge Leute erst zu Heuchlern dann zu Irreligiösen, recht mit Gewalt gemacht, und der unendliche Buchstabenzwang tödtete allen Geist wahrer Andacht in ihnen. Aber selbst denen, welche in ihren Grundsätzen und allgemeinen Methoden zu der strengen Schule der Pietisten gehörten, war dieser Fehler nicht ohne Ausnahme gemein, und manche sorgten nur dafür, daß das Herz ihrer Kinder nicht ganz mit dem fremd blieb, was zur Religion gehört, und früh den Ernst und die Güte Gottes ahnden lernte.

So erzogst du mich — theurer, mir ach! zu früh entrißener Vater! — So pflanztest du — nicht durch unnatürliche Anregung von Empfindungen, die ich noch nicht haben konnte, nicht durch Forderungen eines finstern in sich gekehrten Wesens, nicht durch Beängstigungen eines Gewissens, das sich noch nichts als einen angebohrnen Frohsinn vorzuwerfen hatte, — Achtung der Religion in mein Herz. Vielmehr noch als durch deine Worte, lernte ich ihre Würde und ihre Kraft — durch deinen frommen Wandel, durch deinen heiligen Ernst und deine stete Sammlung wenn du das Gebet sprachst, durch deine Tag und Nacht unermüdbare Treue in der Besorgung deiner Gemeine, durch deinen stillen gottergebnen Sinn, wenn du von innen und aussen litteſt, durch deine freudige Hofnung auf die beßere Welt, durch deine seltnen aber dann so herzergreifenden Warnungen vor dem Leichtsinn und der Thorheit der Jugend, durch dein kurzes, aber — so lange noch Erinnerungskraft in mir ist — unvergeßliches Gebet, als dem neunjährigen Knaben in der treuen Gefährtin deines Lebens, seine Mutter starb, er

an deinem Herzen trostlos weinte, und dir versprechen mußte sich ihres Segens nicht unwerth zu machen — und zuletzt, als du ihr nach wenigen Jahren folgtest, und den verwaißten Sohn einer treuen Führerin gottvertrauend übergabst, durch deinen unerschütterlichen Glauben an den, der dem Tode die Macht genommen, und die Unsterblichkeit ans Licht gebracht hat. — So lehrtest du mich — seliger Geist! durch dies alles die Religion ehren für welche du lebtest, und hinterliessest mir in diesem Vermächtniß ein Erbgut, welches der Gewinn einer ganzen Welt nicht aufwiegen kann.

Es sind Thränen der Dankbarkeit und der tiefen Rührung, mein Freund, welche Sie auf diesem Blatt sehen. Warum sollt ich nicht vor Ihnen, warum nicht selbst vor aller Welt Empfindungen laut werden lassen, deren sich kein Sohn zu schämen hat? — Doch lassen Sie mich hier abbrechen! — Sie theilen mit mir das schmerzhafte Gefühl:

ὅτι τοκευσι
θρεπτρα φιλοις οὐκ ἀπεδωκα.

Zwanzigster Brief.

An Herrn W. *.

Prediger zu E* *.

Die erste Frage, worüber Sie meine Meinung zu hören wünschen *), scheint mir in ihrem ersten Theil, welcher die größere Nutzbarkeit

*) Der junge Mann, hatte von dem Verf. über folgende Fragen einige Belehrungen gewünscht, welche den Inhalt der nächsten Briefe ausmachen.

1. Ob er mehr Moral oder mehr Dogmatik predigen, und ob er in einen gewissen Zeitraume von allen Pflichten zu reden suchen solle?

2. Ob es nützlich sey, den Zuhörern bey dem, was doch durch ihre Thätigkeit geschehen müße, den Beystand Gottes zu verheissen?

3. Ob es gut sey, oft von der Ewigkeit zu reden? Welche Vorstellungen bey einem gemischten Haufen am meisten zu empfehlen seyn möchten, und ob es von Nutzen seyn könne, daß der Prediger am Sterbebette gegenwärtig sey, oder ob dadurch nur Aberglaube und eine gefährliche Hofnung begünstigt werde?

moralischer oder dogmatischer Materien betrift, zu unsern Zeiten beynah zu spät zu kommen. Ihnen selbst kam es vermuthlich so vor, da sie hinzusetzen, daß Sie dazu durch ihren braven Kirchenpatron veranlaßt wären, der Sie in Gegenwart des Superintendenten, welcher Sie einführte, so herzlich und dringend gebeten habe, „nicht nach heutiger Sitte, lauter Moral zu predigen.„ Ich glaubte würklich, man hätte sich, nachdem die Ursachen welche noch vor ein paar Decennien den Streit so hitzig machten, sich zum Theil verlohren haben, hierüber endlich vereinigt; man wäre nun allgemein darüber einverstanden, daß das Moralische oder wenn man sich würklich noch an den Namen stoßen solle, daß rechtschaffnes Christenthum in Gesinnungen und Handlungen, der letzte Zweck alles unsres populären Religionsunterrichts seyn müsse, wie es der letzte Zweck des Unterrichts Jesu war *). Dadurch werde aber das Dogmatische, wenn man nur nicht darunter eine subtile Schultheologie, von welcher Chri-

*) S. 1. Th. S. 97.

stus und die Apostel nichts gewußt haben, verstehe, so wenig ausgeschlossen, daß es vielmehr überall mit dem Moralischen verbunden werden sollte.

Und das, lieber Freund, ist denn auch mein Rath. Mich dünkt ein christlicher Prediger sollte eben so wenig sagen: Ich will heute Moral, das nächstemal Dogmatik predigen, als: Ich will heute Gott aus der Natur und das nächstemal aus der Offenbarung kennen lehren. Die Bibel selbst macht jenen Unterschied so wenig als diesen. Wo und auf was für Wegen dem Menschen nur immer Gotteserkenntniß zukomint, da hat sich ihm in ihrer Sprache Gott geoffenbaret. Wo Menschen über das, was sie als Christen glauben und thun sollen, belehrt werden, da wird Christus gepredigt. Aber wie bloßer Glaube an ihn ohne Werke todt ist, so ist bloßes Dringen auf Glauben ohne Anpreisung der Tugend ein unfruchtbares Geschwätz.

Nennen Sie mir, welche Glaubenslehre Sie wollen — abgesondert vom praktischen Gebrauch, ist sie eine todte Erkenntniß. Die ganze Religion, wie wir sie dem Volk mittheil-

len sollen, muß praktisch seyn. Für die Dogmatik als Wissenschaft, für die Moral als Wissenschaft betrachtet, war es vortheilhaft, daß Georg Calixtus im vorigen Jahrhundert eine Sonderung beyder versuchte, da man bis dahin auch im gelehrten Vortrage beyde ungetrennt behandelt hatten. Denn alle Corpora, alle Institutiones Theologiae christianae, alle Loci Theologici enthielten Lehren und Pflichten. Für den populären Unterricht ist die Sonderung vielleicht mehr nachtheilig gewesen, weil man nun Wissenschaften ihrem Werth nach verglichen hat, die man vordem für unzertrennlich hielt.

Lassen wir es jetzt dahin gestellt seyn, ob wir überall ohne die Wahrnehmung des Sittengesetzes in unserm Innern, zu einer Erkenntniß von Gott als einem heiligen Wesen gelangen können — das ist doch klar, daß die bloße Beschäftigung des Verstandes mit dem höchsten Wesen, sich immer mehr oder minder einer metaphysischen Speculation nähert, wenn nicht sogleich eine jede Vorstellung als ein Motiv zur eignen Heiligkeit, oder als eine Quelle der Be-

ruhigung dargestellt wird. Aber es scheint mir auch eben so erfahrungsmäßig, daß eine unaufhörliche Wiederholung dessen was der Mensch seyn soll, was er thun soll, wie er denken muß, nicht die halbe Würkung auf das moralische Gemüth thut, wenn die Lehre, oder um den Schulterminus zu gebrauchen, das Dogma, von Gott dabey in Schatten gestellt, wenn nicht dabey gesagt wird, wer dies von ihm fordert, wer es bemerkt, wem er davon Rechenschaft geben soll. Es sey alles was unser kirchlicher Lehrbegriff in dem Theil, welchen man von seinen Hauptinhalt Christologie nennen kann, enthält, vollkommen wahr und erweißlich — die schulgerechte Erkenntniß davon hat doch gar keinen Werth, so bald nicht einleuchtende Bewegungsgründe zur Dankbarkeit, zum Gottvertrauen und zum Fleiß in der Tugend darin liegen. Nicht was Christus an sich nach seiner geheimnißvollen Natur ist, nicht was alte Orakel geweissagt, nicht was alte Gebräuche einer Nation, zu der wir nie gehörten, vorgebildet haben, nicht wem er bey seiner Wiederbelebung zuerst, wem zuletzt erschienen ist, — und was

der Materien mehr sind, die den Stoff zu zahllosen Predigten gegeben haben — es ist ganz etwas anders, was dem Menschen zur Liebe und zum Gehorsam gegen seine Gesetze bewegt. Jenes ist Geschichte, zum Theil sehr dunkle Geschichte; es ist Hypothese, zum Theil nie auszumachende Hypothese. Was soll dies dem christlichen Volk frommen? Wie Christus handelte, wie er litt, wie er geehrt seyn wollte, und was er forderte — das, das ist die Hauptsache; das soll das Wesen einer christlichen Predigt ausmachen. Man kann freylich den Menschen seine Pflichten lehren, ohne auf Christum zurückzukommen. Aber dann begiebt man sich eines treflichen Hülfsmittels auf den Willen zu würken. Menschen, welche die dankbare Liebe Christi drang, haben offenbar einen Antrieb mehr gehabt.

Lassen Sie es also immer Ihre viel wichtigere Frage bey einem jeden Ihrer Vorträge seyn: Wodurch werde ich überhaupt, wodurch gerade unter den jetzigen Umständen, in der jetzigen Zeitepoche, meiner Gemeine am nützlichsten werden? Welches sind die dringendsten

Bedürfnissen ihres Verstandes und Herzens — und Sie werden bald finden, daß das Dogmatische mit dem Moralischen überall zusammenfließt. Dies ist von jeher die Methode derer gewesen, die am meisten auf die Menschen ihres Zeitalters in religiöser und sittlicher Hinsicht gewürkt haben.

Was den zweyten Theil Ihrer ersten Frage betrift, so kann ich eine gewissermaßen systematische Abhandlung einer Pflicht nach der andern im Unterricht des Volks, wenn es nicht Jugendunterricht ist, nicht anrathen. Im letzteren ist eine gewisse Planmäßigkeit nothwendig. Denn hier soll ja der Grund der ganzen christlichen Erkenntniß gelegt werden, und es kommt nicht darauf an, ob die Jugend von allen den Begriffen, welche wir ihr beybringen, sogleich einen unmittelbaren Gebrauch machen kann. Sie soll einsammlen für die Zukunft, Lehre und Trost für alle Fälle des Lebens, Vorrath für die Lebensreise die sie erst antritt. Für die Erwachsenen hat der öffentliche Unterricht eine andre Bestimmung. Er soll auf dem gelegten Grunde fortbauen, soll, wo Lücken sind, oder wo das

Gebäude sinken will, nachhelfen und stützen, soll gerade das, was für die itzigen Bedürfnisse das Nützlichste seyn möchte, ans Herz legen. Wollten Sie sich von der Rücksicht auf eine gewisse Vollständigkeit leiten lassen, so würden Sie eine Menge von Materialien abhandeln, welche vielleicht nur für den allerkleinsten Theil Ihrer Zuhörer einiges Interesse hätten. Ich glaube allerdings, ein Prediger müsse es nicht dem bloßen Zufall überlassen, was er Sonntag auf Sonntag vortragen wolle. Er fällt, wenn gar kein Plan in den Materien seiner Vorträge, wenn gar kein ihm wenigstens deutlicher, ob wohl von dem Zuhörer nicht bemerkter Zusammenhang unter ihnen ist, oder wenn er sich wohl gar, wie so häufig geschieht, bloß durch den nächsten Gedanken, welchen der in der Reihe folgende Text herbeyführt, leiten läßt, in Wiederholungen, oder sagt vieles, was doch nur den wenigsten frommt *). Nur sollte der Plan des Predigers durchaus

*) M. s. den 2t. Theil meines Handbuchs für christliche Religionslehrer oder Homiletik §. 9. und meine Vorrede zu Clausers Predigten.

ein andrer, als der des Systematikers seyn. Er kann die im System noch so weit aus einander liegenden Pflichten, oft aufs glücklichste mit einander verbinden. Die Selbstpflichten hängen ja mit den Pflichten gegen unsre Nebenmenschen, diese wieder in so vielen Fällen mit den Religionspflichten so innig zusammen. Was hindert ihn, durch immer neue Verbindungen, seinen Vorträgen selbst den Reiz der Neuheit zu geben, und dadurch ein desto größeres Interesse zu verschaffen?

Wie tief übrigens in moralische Materien einzudringen sey, das muß allein die Stufe der Ausbildung bestimmen, auf welcher der größere Theil der Gemeine steht, zu welcher man redet. Für unsre meisten Versammlungen, gehen feinere und mehr philosophische Entwicklungen, die moralischen wie die dogmatischen, verlohren. Der Ideenkreis, in welchem sie sich herumdrehn, ist zu beschränkt, und man hat Ursach dahin zu sehen, daß durch seine Erweiterung nicht das rechte und feste Wissen des Wenigen, womit der gemeine Christ auskommen kann, geschwächt werde. Das Gesetz der

Sparsamkeit gehört daher auch zu den Gesetzen der Homiletik. Der Volkslehrer muß sichs so wenig, als einer seiner Vorgänger Paulus, verdrießen lassen, oft einerley zu sagen. (Phil. 3, 1). Die fleißige Wiederholung und stets erneuerte Einprägung des Wichtigsten, ist im Unterricht der Kinder die Hauptsache. Und hat der Prediger nicht eine Menge von Unmündigen in einer jeden Versammlung?

Freylich soll er dahin trachten, und soll auch dazu mitwürken, daß dieser Unmündigen immer weniger werden, und die Gemeinen sich täglich mehr einer gewissen Reife des Verstandes nähern. Und hier komme ich auf einen Punkt, der mir schon lange auf dem Herzen gelegen hat, und wie ich höre und lese, vielen würdigen Zeitgenossen darauf liegt. Es läßt sich von einer allgemeinen Verbesserung der Begriffe, einem allgemeineren Verständigwerden des Volks, besonders auf dem Lande und in kleinen Flecken und Städten, nicht eher etwas hoffen, eh nicht eine ganz andre Generation von Schullehrern aufsteht, in deren Händen

ja der Verstand der Kinder gerade in den Jahren ist, wo er sich am besten bilden läßt. So lange dies nicht ist — und wie viel Zeit wird dazu auch bey den thätigsten Anstalten gehören? — von wem ließe sich mehr erwarten, als von dem Predigerstande?

Ich erinnere mich, lieber junger Mann, daß Sie in Ihren Candidatenjahren zuweilen ziemlich laut und bitter über das müßige Leben vieler Prediger sprachen, deren fast einziges Geschäft die Sonntagspredigt und etwa zuweilen noch ein kurzer Vortrag sey. Ich werde Sie beym Wort nehmen. Ich werde sehen, was Sie nun von dem allen ausführen, worüber Sie noch vor kurzem mit so viel Begeisterung sprachen. In jedem Ihrer Briefe, seit Sie Ihr Amt bekleiden, habe ich erwartet, etwas von einem glücklichen Anfange zu finden. Ein Jahr ist nun dahin. Von Ihren Privatstudien und von Ihrer erwachten Neigung zur Oekonomie, haben Sie mir viel Angenehmes gesagt. Aber von dem, was Ihre Schule betrifft, habe ich außer einigen bey-

läufigen Klagen über die Untauglichkeit des alten Schullehrers, noch nichts gehört.

Ihr Amt läßt Ihnen, nach Ihrer eignen Beschreibung, sehr viel Muße, um Ihre Lieblingswissenschaften fortzusetzen. Das ist vortrefflich. Aber eben daher kann auch das Amt selbst um so mehr Ansprüche daran machen, in seinem ganzen Umfange erfüllt zu werden. Ihre geschriebne Instruction bringt es freylich nur mit sich, wöchentlich einige Stunden dem Besuch der Schule zu widmen. Aber der brave und thätige Mann schreibt sich seine Instruction selbst, und was er amtshalber thun muß, das ist gewöhnlich der kleinste Theil von dem, was er würklich thut.

Wie wäre es, lieber Freund, wenn Sie die bloße Schulvisitation in einen eigentlichen Unterricht verwandelten? Was kann doch am Ende diese Visitation frommen? Der alte Mann wird dadurch, daß Sie ihm stundenlang zuhören, seine Methode nicht ändern. Sie werden freylich oft genug Gelegenheit finden, die verkehrten Begriffe zu berichtigen, die er den Kindern beybringt. Was wird aber

das helfen, wenn er in der nächsten Stunde, viel zu eingewohnt in seine alten Ideen, dennoch eben das wieder sagt, was Sie kaum berichtigt haben? Ihn hören die Kinder Tag für Tag. Sie hören sie jede Woche kaum eine Stunde. Ihre reineren Begriffe finden nichts, woran sie sich anschließen könnten. Sie stehen einzeln da. Was haben Sie also ausgerichtet? — Der Unterricht der Confirmanden kann manches gut machen. Aber die ersten Jugendideen haben sich oft zu tief und fest gesetzt. Sie drängen sich immer wieder hervor und schwächen die besseren. Es geht auch hier wie auf manchem alten Pergament. Ein barbarisches Mönchslatein ward vielleicht zuerst darauf geschrieben. Man wusch die alte Schrift ab. Man füllte das Blatt mit den Worten eines classischen Römers. Die neue Schrift verbleicht und der alte Unsinn besiegt doch endlich den Sinn, der ihn verdrängen wollte.

Welche ganz andre Würkung würde zu erwarten seyn, wenn Sie täglich ein Paar Stunden selbst auf jenem Felde arbeiteten,

das der Cultur zwar so bedürftig, aber auch so empfänglich ist! Die meisten unsrer Religionsvorträge scheinen mir für die verlohren zu gehen, die nicht eine gewisse Bildung des Verstandes zu ihrer Anhörung mitbringen. Diese können Sie ihnen geben, wenn Sie es nicht für zu klein halten, den schönen Vorrath Ihrer Kenntnisse zu popularisiren. Der alte Mann mag die Kinder recht gut schreiben und rechnen lehren; er mag ihnen die Buchstaben und das Lesen beybringen; er mag auch ihr Gedächtniß üben, wenn er nur in der Wahl dessen, was sie lernen, Ihrer Vorschrift folgt. Aber zur Uebung ihres Verstandes, zur Schärfung ihres Urtheils, zur Auswahl dessen, was aus dem großen Umkreise des menschlichen Wissens das Gemeinnützigste ist, dazu taugt er nun einmal nicht, und kann doch leicht noch ein Decennium der besseren Belehrung im Wege stehn.

Vermag also meine Bitte etwas bey Ihnen, so verhüten Sie durch Ihre eigne Thätigkeit ein Uebel, das sich so leicht verhüten läßt. Ich begreife es wohl, daß es Ihnen mehr

Genuß gewähren muß, die Stunden, welche ich von Ihnen für die Schulen erbitte, dem Studium der Wissenschaften zu widmen, und es dabey unmittelbar wahrzunehmen, daß Sie selbst an Kenntnissen fortschreiten. Aber lassen Sie uns vor diesem literarischen Egoismus hüten. Er ist eben so gut eine tadelhafte Selbstsucht, als die Bequemlichkeit derer, welchen ein müßiges Leben besser als ein arbeitsames behagt, wenn er gleich edlerer Art ist. Denken Sie — wenn es Ihnen wohl ist, an Ihrem Schreibpult, oder in dem Umgange mit irgend einem geistvollen Schriftsteller — denken Sie, daß es eine sehr große Menge von Schulmännern oder Geschäftsmännern giebt, denen auch wohl wäre, wenn sie sich jenem Otium im Sinne der Alten überlassen könnten, die aber vom frühen Morgen bis zum späten Abend, Tag für Tag, bey dem dürftigsten Auskommen, eine Lehrstunde nach der andern geben, ein Jahr wie das andre, die Elemente der Sprachen bis zur Geistesertödtung lehren müssen, und dabey nichts von den Freuden des Lebens, welche mit Ihrer Lage ver-

binden sind, genießen; abgespannt ihren Tag endigen, mißmüthig den Morgen kommen sehn, und dennoch kaum klagen, wenn nur nicht Theurung oder Krankheit sie in Nahrungssorgen stürzt, denen auch der festeste Charakter endlich erliegen muß. Wollten Sie ein Paar Stunden Unterricht der Schuljugend, bey dem noch dazu alles auf Cultur des Verstandes und des Herzens angesehn ist, mit diesem Leben, das doch Tausende führen, vergleichen — junger Mann! — wollten Sie das im Ernst Mühe und Arbeit nennen?

Ein und zwanzigster Brief.

Fortsetzung.

Die Antwort auf Ihre zweyte Frage: „Ob es nützlich sey, seinen Zuhörern da, wo alles auf ihre eigne Thätigkeit ankommt, noch immer den Beystand Gottes zu verheißen?„ hängt von einer andern Frage ab, die früher beantwortet, oder schon als ausgemacht vorausgesetzt werden muß. „Haben wir uns überall einen Beystand Gottes zu versprechen, und worin besteht dieser Beystand?„ Wäre er selbst zweifelhaft, so würde jede dazu erweckte Hoffnung eine bloße Täuschung der Zuhörer seyn.

Die Entscheidung der letzteren, erwarten wir entweder von der Erfahrung oder von der heiligen Schrift. Jene lehrt uns so viel klar genug, daß unsre Kräfte beschränkt sind, und unser bester Wille so oft durch den Zwang der Umstände gehindert ist, alles zu leisten, was er leisten möchte. Sie lehrt uns

aber auch, daß von dem Maaß unsrer Kräfte, und von dem Fleiß, welchen wir auf ihre Ausbildung wenden, sehr oft der Erfolg unsrer Bemühungen abhängt. Sie giebt uns übrigens kein untrügliches Merkmal, wo unsre Würksamkeit aufhöre, und die Würksamkeit Gottes anfange. Je mehr wir aber die Kräfte und den Gang der Natur zu unserm eigentlichen Studium machen, desto mehr überzeugen wir uns, daß alles nach regelmäßigen Gesetzen erfolgt, deren ungeschwächte Kraft allein das Werk eines allmächtigen Wesens seyn kann.

Die heilige Schrift leitet alles, was ist und was geschieht, von Gott her. Sie unterscheidet aber das Mittelbare nicht von dem Unmittelbaren, und da sie auch da, wo allgemein zugestanden bloße Naturkräfte würksam sind, sich eben so ausdrückt, als ob ein näherer Beystand Gottes im Spiel wäre, so ist es wohl äußerst schwer, eine strenge Theorie auf so schwankende und selbst im Geist der Zeit gegründete Ausdrücke zu gründen *).

*) Man vergleiche Brief 11.

Sollten wir also nicht besser thun, wir blieben bey den allgemeinen Ausdruck, daß man bey einer jeden treuen Anwendung seiner Kräfte, oder wenn man immer sein möglichstes thue, immer darauf rechnen könne, daß ein guter Erfolg nicht ausbleiben, und daß Gott alles das thun werde, was außer unsrer eignen Gewalt liegt. Dadurch wird gewiß der Fleiß im Guten nicht geschwächt, oder ein abergläubisches Vertrauen auf einen wunderthätigen Beystand veranlaßt. Aber der Muth wird gestärkt. Auch das ist Gewinn!

Man hat in unsern Zeiten gefürchtet, daß selbst in dem häufigen Gebrauch des Ausdrucks, der zu den gewöhnlichsten in unsern Gebeten, Gesängen und liturgischen Formularen gehört: „laß uns o Gott dies und jenes thun oder erlangen„ — die natürliche Trägheit des Menschen eine Nahrung finden könnte. In der That möchte ich auch die zu öftere Wiederholung dieser Redensart nicht anrathen. Sie nimmt sich besonders in manchen Verbindungen sonderbar aus. Gott soll uns lassen — besser werden, die Sünde ablegen, unsere Fein-

den verzeihen, ihm unser Herz ergeben u. s. w. Dies kann nun dem gewöhnlichen Sprachgebrauch gemäß, entweder ein bloßes Zulassen und Verstatten — als ob es nicht Gottes ernstlichster Wille wäre — oder ein würkliches Thun an des Menschen Statt, was dieser eigentlich thun sollte, ausdrucken. — Gewiß ist letzteres nicht der Sinn, welchen man dadurch bezeichnen will. Der denkende Beter will nur dadurch die Innigkeit seines Wunsches zu erkennen geben, daß etwas geschehen möge; er will seinen ernstlichsten Vorsatz bezeichnen, und gleichsam das Gelübde vor Gott thun, er wolle es nun nicht länger aufschieben. Dabey will er aber zugleich die Schwäche seiner Kräfte andeuten, und zu erkennen geben, daß doch seine Werke nur unvollkommen, vielleicht ganz unvollendet bleiben möchten, wenn nicht Gottes Mitwürkung dazu komme. Und so vereinigt sich in der Formel — Verlangen, Vorsatz und Demuth.

Sorgen Sie indeß doch durch Ihren übrigen Unterricht dafür, daß auch hier allem Mißverstande vorgebeugt und selbst durch unschül-

dige Redensarten kein praktischer Irthum veranlaßt werde. Alles was den Menschen in dem Fleiß, den er auf seine Heiligung zu wenden hat, träge machen kann, ist um so gefährlicher, da er ohnehin so geneigt ist, die Anstrengung zu scheuen, und sich, unter allerley Vorwand, oft auch aus blindem Vertrauen auf einen allmächtigen Beystand, den Aufschub in der Besserung seiner Fehler zu gut zu halten.

Aber daß nur auf der andern Seite der schwache Mensch nicht niedergeschlagen werde! Durch bloße kategorische Imperativen oder Machtgebote der Pflicht, machen wir wahrlich den moralischen Kranken eben so wenig gesund, als den, der körperlich leidet, durch strenge Vorschriften die Kräfte zu üben, und über seine Schwäche Herr zu werden. Muth und Hoffnung, zumal aus dem Munde des Arztes, ist oft für diesen mehr als Arzney und Diät. Er verzagt weniger an sich, wenn er bemerkt, daß andre nicht an der Möglichkeit ihm zu helfen, verzagen. Es ist zwar auf einer Seite wahr, daß, je weniger man von dem Menschen fordert, desto weniger er oft leistet, und

daß es eine gewisse Methode auf die Gemüther zu würken giebt, bey welcher endlich das Gefühl von vorhandner Kraft gänzlich verlohren geht, und alles von einem wunderthätigen Beystande erwartet wird. Aber es ist doch auf der andern eben so gewiß, daß, wenn das Gefühl unsrer Schwäche Demuth würkt, und von der stolzen Anmaßung vollkommner zu seyn bewahrt, der Gedanke an Gottes unendliche Güte wieder aufrichtet, und der Glaube an seine Vorsehung Kräfte verleiht. Darauf führt uns gerade die Lehre des Evangeliums beständig hin. Sie sucht es uns durch Belehrungen und durch Thatsachen gewiß zu machen, daß es uns bey einem recht standhaft guten Willen Gott nie an Hülfsmitteln werde fehlen lassen, um das würklich auszurichten, was wir ernstlich wollen *). Sie macht den Werth, welchen unsre Tugend in den Augen Gottes hat, auf keine Weise von der Größe ihrer Würkun-

*) Man vergleiche die Ausführung dieser Materie in H. Dr. Rösselts Schrift über den Werth der Moral der Tugend und der späten Besserung. Halle 1777. besonders S. 158 ff. 172 ff.

gen oder von der Menge ihrer Folgen, sondern allein von der Reinheit ihrer Absichten abhängig. So bewahrt sie den Menschen eben so wohl vor einem eitlen Stolz, als vor einer bangen Niedergeschlagenheit. Und darin, denke ich, müsse sie ihr öffentlicher Lehrer in seinem Unterricht immer nachahmen.

Das Bild des Vaters und seines Verhältnisses gegen den Sohn, paßt übrigens auch hier, wie überall. Wenn der Vater seinen Sohn von sich entfernt, und er nun dem Leitbande entwachsen, seinen eignen Weg gehen soll, so sagt er ihm auch: Thue deine Pflicht, und dann verlaß dich, so lange ich lebe, auf meinen Beystand!„ Will er ihn etwa dadurch von der Ausübung irgend einer Pflicht lossprechen? Will er auch nur den Gedanken anregen, daß er sich weniger anstrengen solle? Ists denn möglich, daß der Beystand des Vaters den trägen Sohn verständiger und besser machen werde, was er doch nur durch seine eigne Thätigkeit werden kann. Worin wird also dieser Beystand bestehen? Er wird ihm alle Hülfsmittel zu verschaffen wissen. Er wird es ihm nie an dem

fehlen lassen, was er zur Erreichung seiner Zwecke nöthig hat. Vielleicht wird er selbst, unbemerkt von dem Sohne, Maaßregeln zu treffen wissen, daß er keinen allzuschweren Versuchungen ausgesetzt sey, oder wo sie nicht vermieden werden können, vielleicht irgend einen unsichtbaren Freund in der Nähe seyn lassen, der im Fall der höchsten Noth erscheine, so wie die Vorsehung oft den, der im Begriff ist zu fallen, unvermuthet eine Stütze erblicken läßt, an der er sich aufrecht halten kann. Verlöre dennoch der Sohn den rechten Weg, und verließe er sich nur fest auf des Vaters Wort, so würde er der erste Freund und Helfer des Verirrten seyn, und ihn aufnehmen, ob ers auch nicht verdient hätte. So lassen Sie uns unsren Zuhörern den Beystand Gottes verheißen, und wir können vor dem Mißbrauch gewiß sicher seyn.

Zwey und zwanzigster Brief.

Fast möchte ich Ihnen, m. l. Fr., die bloße Frage: „Ob es nützlich sey, im populären Unterricht oft von dem künftigen Leben zu reden?„ zum Verdienst anrechnen. Denn es ist mir ein Beweis mehr, daß Sie um den Stoff ihrer Vorträge gar nicht so verlegen sind, als ein großer Theil unsrer Candidaten und jungen Prediger zu seyn pflegt. Sie würden am wenigsten ein Thema gern missen wollen, das der Phantasie ein so weites Feld eröffnet, eben daher gewöhnlich von den Zuhörern mit großer Aufmerksamkeit gehört wird, und den Prediger fast eher als jedes andre, eine gewisse — freylich meist sehr vorübergehende — Würkung seiner Rede, in der Rührung und den nassen Augen um sich her, wahrnehmen läßt.

Sie sehen schon aus dem, was ich hier geschrieben habe, daß eine zu häufige Wiederholung einer Materie, über welche keine sehr große Mannichfaltigkeit von Ideen möglich ist,

auch mir nicht zweckmäßig scheint. Ich habe schon in meinem vorigen Briefe bemerkt, der Prediger müsse ein sehr weiser, folglich auch sparsamer Haushalter mit den Materialien seines Unterrichts seyn. Er hat deren auf der einen Seite so viel, auf der andern treten so oft bestimmte Zeitbedürfnisse, oder persönliche Bedürfnisse seiner Zuhörer ein, daß er wohl überrechnen muß, ob auch das minder Nützliche nicht das Unentbehrliche verdrängt. Nun ist das Leben auf Erden des Menschen nächste Bestimmung. Reden wir immer nur von der andern Welt, nennen sie nur das Vaterland, so wird, ob der Ausdruck gleich eine gute Erklärung leidet, doch gar zu leicht die Idee erweckt, als stünden die Geschäfte dieses Lebens in gar keiner engeren Verbindung mit dem, wovon der Prediger zu reden hat, und als sey es wohl gar pflichtmäßig, oder das eigentliche Zeichen von Frömmigkeit, sich aus der Welt, für die man eigentlich gar nicht da sey, herauszusehnen.

Gleichwohl ist der Tod eine Begebenheit, welche ein allgemeines Interesse erregt, weil

wir ihm alle entgegengehn. Wer möchte auch daneben leugnen wollen, daß sich mit der Erinnerung an ihn sehr lehrreiche Betrachtungen verbinden lassen? Die größte Veränderung, welche uns begegnen kann, eben so gewiß als unbekannt in ihrer Natur und in ihren Folgen, das unaufgelößte Räthsel aller Forschungen — wie genau hängt sie doch mit unserm ganzen Schicksal, mit unsern Entwürfen und mit unsern Hoffnungen zusammen! Aber eben daher ist es gar nicht gleichgültig, in welchen Gesichtspunkt wir unsre Zuhörer bey ihrer Betrachtung stellen. Nur wäre auch hier vor allen Dingen zu wünschen, daß wir diese sondern, und den denkenderen Theil von der großen Menge der Ungeübten trennen könnten.

Die Sehnsucht nach Fortdauer, das Bedürfniß der Hoffnung, mit dem Tode des Körpers nicht seine ganze Bahn vollendet zu haben, ist freylich allen gemein, und wenn die Uebereinstimmung aller Völker zu allen Zeiten darin gleich keinen unerschütterlichen Beweis für die Würklichkeit der Fortdauer giebt, so ist sie doch mit andern Gründen zusammen genom-

men, eine sehr merkwürdige und daben angenehme Erscheinung. Eben daher gehört die Nährung des Glaubens an Fortdauer, schon darum zu den Pflichten des öffentlichen Lehrers, weil er nicht bloß belehren, sondern auch Ruhe, Trost und Hoffnung in seine Zuhörer bringen soll. Er mag dabey mit dem geübten Denker philosophiren, er mag dem Schwächeren durch Bilder aus der Natur oder durch Autorität eines heiligen Buchs, in einem so wohlthätigen Glauben befestigen — es kommt hier, in der That weit mehr auf die Ueberzeugung selbst, als auf die Wege an, auf welchen er dazu gelangt ist.

Es würde mich weit über die Grenzen eines Briefes hinausführen, wenn ich eine Kritik der gangbarsten Beweise für die Fortdauer der Seele versuchen wollte. Auch haben so viele treffliche Schriftsteller über diese Materie, kaum etwas neues zu sagen übrig gelassen. Das Gepräge der Popularität scheint mir keiner, wenn ich von dem auf die Auctorität heiliger Männer gebauten absehe, in dem Grade zu tragen, als derjenige, welcher auf der unsrer Ver-

nunft so einleuchtenden, ihr zu ihrer Beruhigung so unentbehrlichen Nothwendigkeit beruht, die Verbindung zwischen Tugend und Glückseligkeit in einer andern Welt zu Stande gebracht zu sehen, welche wir in der gegenwärtigen vergebens suchen. Neu ist dieser Beweis nicht. Es ist schon längst ein Gefühl in dem Menschen gewesen, daß eine solche Auflösung der hier wahrgenommenen Disharmonien angenommen werden müsse, wenn gleich erst die philosophirende Vernunft dieses moralische Bedürfniß gleichsam in seine Theile zergliedert, und auch neuerlich die kritische Philosophie sich um die Entwicklung der ganzen Beweisart entschiedne Verdienste erworben hat *).

Daß Sie populär sey, erhellet schon daraus, daß man die Idee welche ihr zum Grunde

*) Die Resultate in dieser Materie sind vortrefflich von Reinhold in den Briefen über die Kantische Philosophie 1 B. 8 und 9ter Brief dargestellt. Man vergleiche damit Jakobs allgemeine Religion und Heydenreichs Betrachtungen über die nat. Religion.

liegt, fast unter allen Völkern und in allen Einkleidungen findet. Einige Völker zwar sind Anfangs schwerlich über die Grenze dieses Lebens hinausgegangen. Sie betrachten daher irdische Glückseligkeit und irdische Uebel als Lohn und Strafe. Denn wo Tugend und Laster ist, da scheint ihnen beydes gemein zu seyn. Folgte der Lohn der Tugend, die Strafe dem Verbrechen nicht auf dem Fuß, so beruhigten sie sich in der Vorstellung, vor dem Tode sey niemand seines Schicksals sicher, es dörfte vielleicht nur, was doch nicht ausbleiben könne. (Hiob). Sogar wenn der Tugendhafte oder der Böswicht unbelohnt und ungestraft hinstarb, waren ja noch immer seine Kinder und Enkel übrig, an welchen die unerbittliche Gerechtigkeit sich Genugthuung verschaffen konnte. Doch die meisten Völker, machen das Grab nicht zur Grenze des menschlichen Schicksals. Die sich überall aufdringende Erfahrung, von der Unverhältnißmäßigkeit des Glücks und des Verdienstes, erweitert den Schauplatz der göttlichen Gerechtigkeit über dies Leben hinaus, und es ist, dünkt mich, eine unwidersprechliche Bemerkung Reinholds, in

den Briefen über die Kantische Philosophie, daß zukünftige Belohnungen und Bestrafungen, die ersten und einzig möglichen Merkmale waren, unter welchen sich die Menschen ihre Fortdauer nach dem Tode zu denken vermochten, daß es gewiß nicht die Ueberzeugung von einem Unterschiede zwischen der Natur der Seele und des Körpers war, was zuerst den Gedanken eines Lebens nach dem Tode, eines Seyns ohne Körper weckte; daß vielmehr der natürliche und mehr instinctartige Trieb zur Fortdauer selbst, in der Vorstellung eines übermenschlichen Vergelters des Guten und Bösen in einer unsichtbaren Welt, erst ganz seine Befriedigung finden konnte.

Sie werden im Umgange, selbst mit den Schwächern unter Ihren Zuhörern, finden, daß sich auch durch dieses Mittel ein fester Glaube an die Zukunft recht wohl in ihnen begründen läßt, da das innere Bedürfniß ihm so zu sagen entgegenkommt. Zugleich läßt sich aber der Beweis selbst sehr praktisch behandeln. Denn er giebt Gelegenheit, dem, welcher — ohne von Seiten seiner Sittlichkeit Ansprüche darauf machen zu

können — dennoch sehr glücklich ist, daran zu erinnern, wie unwürdig er dessen sey, und wie wenig er erwarten könne, daß es immer so bleiben werde; dem, der unverschuldet leidet, selbst in seinen Leiden ein Angeld an eine seligere Zukunft erblicken zu lassen; jenen zu demüthigen, und diesen aufzurichten. Diese Popularität und dies praktische Interesse, haben metaphysische Beweisarten der Fortdauer nicht. Für den feineren Denker finden sich Schwierigkeiten dabey, die er sich vielleicht nicht sogleich lösen kann, und die, wenn darauf sein Glaube an Unsterblichkeit gegründet wird, diesen nur schwächen würden. Für den großen Haufen sind Betrachtungen über die Untheilbarkeit und Unkörperlichkeit der Seele zu schwer, und wenn er gleich schon in seinem Jugendunterricht Leib und Seele unterscheiden gelernt hat, so ist ihm doch die Hofnung auf die Auferstehung des Fleisches fast eben so sehr Bedürfniß, als auf das Fortleben des Geistes, und kaum würde er sich darüber bekümmern, wenn er hörte, daß der Geist so lange schlaffen werde, bis er mit dem Körper zugleich wieder erwachen könne.

In dieser letzten Hinsicht, dürften wir auch wohl unbedenklich im populären Unterricht die Vorstellungen von Wiedererwachen, von Hervorgehn aus den Gräbern, vom Aufblühn der irdischen Aussaat, deren sich Christus und die Apostel häufig bedienen, beybehalten können. Die geübtere Vernunft findet freylich darin ganz unauflösliche Schwierigkeiten, so bald sie diese Ausdrücke eigentlich verstehen soll, und die kritisch historische Schrifterklärung, hat es zu einem hohen Grade von Gewißheit gebracht, daß sie sich auf Zeitideen beziehen, und daß bey dem Hebräer die Idee der Auferstehung mit der Unsterblichkeit vielleicht ganz in eine zusammenfloß. Allein die Hauptidee darin bleibt ja doch, wie sich selbst aus dem was Paulus (1 Cor. 15.) darüber lehrt, beweisen läßt, die, daß das, was im Menschen einer Fortdauer fähig, was unzerstörbar ist, auch würklich fortdauren werde. Wo das Geistige anfange und das Körperliche aufhöre, das wird uns selbst noch lange ein Räthsel bleiben. Warum also — bey der Schwürigkeit der feineren Scheidung, selbst

für den Philosophen — warum nicht auch hier die Sprache mit dem Volke reden, die ihm am verständlichsten ist, und indem sie der Phantasie ein sinnliches Bild giebt, stärker auf sein Herz würkt, als eine leere und todte Vernunftidee.

Ich glaube damit zugleich die Frage, welcher Vorstellungen man sich von dem künftigen Leben bedienen solle, beantwortet zu haben. Es können ja doch keine andren seyn, als die von menschlichen Verhältnissen, von irdischen Freuden oder Leiden hergenommen sind. Wenn also nur verhütet wird, daß sich nichts in sie mische, was mit dem, woran ein reiner moralischer Sinn allein Freude haben, worin er allein seine Seligkeit suchen soll, streitet, wenn in die Bilder von der künftigen Unseligkeit sich nichts eindrängt, was allen würdigen Begriffen von Gott widerspricht, so kommt auf die weitere Beschaffenheit der Bilder, deren man sich bedient, in der That wenig an. Auch hier werden Sie wohlthun, zu unterscheiden wen Sie vor sich haben. Manche junge Prediger, noch gar zu unbekannt mit den Bedürfnissen

und der Empfindungsart ihrer Gemeinen, glauben gar leicht, daß gerade die Vorstellungen, welche für sie selbst das meiste Interesse haben, auch für jene interessant sind. Wenn für den Menschen, welcher hier sein höchstes Gut in der Erweiterung seiner Kenntnisse, und in der Erforschung der Wahrheit fand, der Gedanke dort zu lernen, was ihm hier keiner der ersten Denker beantworten konnte, bis zur ungeduldigen Sehnsucht nach diesem Reich der Wahrheit bringen kann, so wird der unkultivirte Mensch nicht das geringste bey dieser Aussicht empfinden. Ihm wird Ruhen von der Arbeit und nicht mehr Weinen ein weit tröstenderer Gedanke seyn. Selbst um bey der Hofnung, die wieder zu sehen, die man geliebt hat, etwas zu fühlen, muß man auf dem weiten Erdenrund wenigstens eine Seele sein genannt haben. Lernen Sie also nur erst Ihre Zuhörer recht kennen. Beobachten Sie sie in ihren unwillkührlichen Aeusserungen. Geben Sie Acht, wie sie in Krankheiten, oder bey dem Verlust der ihrigen von jener Welt reden; vor allen Dingen lernen

Sie das alles an den Kranken- und Sterbebetten.

Sie sehen, daß ich nicht wünsche, daß Sie diese Orte, die freylich wenig einladendes haben, vermeiden mögen. Aufdringen will ich damit nicht anrathen, ob ich wohl wünschte, es käme dahin, oder es könnte bey unserm zum Theil so starken Stadtgemeinen dahin kommen, daß ein Prediger, der seine Gemeinglieder besuchte, so bald er sie in irgend einer Lage wüßte, wo ihnen Zuspruch und Rath nützlich werden könnte, nicht für zudringlich gehalten würde. Aber wo selbst der Wunsch des Kranken oder seiner Freunde ihn auffordert, — wie könnte er sich da von einer Pflicht lossprechen, die ja schon zu den allgemeinen Humanitätspflichten gehört?

Daß der Wahn noch bey vielen Menschen herrschen mag, die Gegenwart eines geweihten Dieners der Religion am Sterbebette, gebe eine gewisse Sicherheit in Absicht des künftigen Schicksaals, ist so wenig zu leugnen, als

daß er durch manche unvorsichtige Aeußerungen, durch ein gewisses Benehmen bey Sterbenden, durch ein Zuschreyen gewisser Formeln, in Augenblicken, wo keine Besserungskraft mehr vorhanden ist — als ob diese Formeln und Sprüche magisch würkten — endlich auch durch manches lieblose Urtheil über die, welche ohne geistlichen Zuspruch gestorben sind, veranlaßt und unterhalten wird. Aber dazu ist ja der Unterricht der Gesunden bestimmt, daß man sie lehre, ihre Besserung nicht bis dahin zu sparen, nichts von dem Besuch des Predigers zu erwarten, wenn sie nicht ihre frühere bessere Gesinnung, seines Raths und Trostes empfänglich gemacht hat. Selbst am Krankenbette wird der rechtschaffne Mann keine Rolle spielen, wird nichts vorstellen wollen, was er nicht ist. Er wird auch dem Kranken, der an Irthümern des Verstandes zuweilen noch weit gefährlicher krank als am Körper ist, die Wahrheit nicht verschweigen, und wo er ein heuchlerisches Wesen und den Wahnglauben, mit frommen Seufzern und erpreßten Thränen das heilige Wesen täuschen und gewinnen zu

können findet, mit großem Ernst — werde er auch für hart gehalten, und wärs auch nur um der Umstehenden willen, an denen noch etwas zu bessern ist — die echte Lehre des Evangeliums predigen, daß ohne Heiligung niemand Gott schauen kann. Daneben aber — wie viel kann er an solchen feyerlichen Orten nicht lernen! O mein Freund, um Ihrer selbst willen dürfen Sie sich ihnen nicht entziehen. Wo lernen wir denn besser — was der Mensch ist — und was das Leben ist, selbst mit aller Pracht und Herrlichkeit — wohin es mit uns auch kommen kann — was am längsten Werth behält, — wie viel und wie wenig sich Menschen unter einander seyn können, — wo lernt selbst der Prediger seine eignen Vorstellungen, von dem Ende guter und böser Menschen, besser als hier berichtigen? Aber wo öffnen sich auch die Herzen oft der Stimme der Religion so gewiß, wo ist der Prediger willkommner als da, wo man am liebsten von Gott, und von der unsichtbaren Welt sprechen hört, da man das Wesen der sichtbaren nun von Stunde zu Stunde mehr vergehen sieht? Wo kann er sich selbst dem Zu-

rückbleibenden wichtiger und nützlicher machen, als hier, wo die Freunde der glücklichen Tage oft zurücktreten, so bald sich das Haus der Freude in ein Haus der Trauer verwandelt hat?

Aber eben darin, daß der Prediger erwarten muß, zu solchen ernsten und feyerlichen Gelegenheiten herbeygerufen zu werden, scheint mir auch ein Grund mehr zu liegen, wie viel Ursach er hat, überall sehr aufmerksam auf sich selbst zu seyn. Sie äußerten einmal, daß sich doch die Zeiten darin recht glücklich verändert hätten, daß man nun nicht mehr von ihm jenes zurückgezogene feyerliche Wesen verlange, was wohl ehmals zu der Natur Ihres Standes gerechnet sey, daß man eben daher den Prediger nicht mehr in der Gesellschaft fürchte, weil er ja kein Freudenverderber, weil er ja ein angenehmer Gesellschafter seyn dürfe. Ein Beweis der zugenommenen Achtung gegen den Stand, dessen Bestimmung ohnstreitig sehr achtungswürdig bleibt, ist dies nun freylich nicht. Man wünscht ja vielmehr, daß der

Prediger den Stand nicht mit in die Gesellschaft bringe. Ich will indes eine gewisse Berichtung der Begriffe auch hierin nicht verkennen. Das Gezwungne, das Gesuchtfeyerliche, hat in keiner Form und Beziehung einen Werth. Nur lassen Sie uns nicht vergessen, daß es eine Würde, eine Gravität giebt, die sehr fern vom Gesuchten und Anmaßenden bleiben kann, und alle die, welche andre lehren, erziehen, und ihnen in sehr ernsten und wichtigen Situationen des Lebens beystehen sollen, sehr wohl kleidet. Davon lieber Freund, entfernen Sie sich doch nie, und glauben Sie es mir, daß Sie selbst bey dem Weltmann, sogar bey dem leichtsinnigen, dadurch unendlich mehr an wahrer Werthschätzung gewinnen werden, als die, welche mit dem abgelegten Ornat, zugleich alle Erinnerungen an das, was ihr Amt seyn soll, abgelegt zu haben scheinen.

Ich habe wenigstens noch nie erlebt, daß ein Prediger durch einen frivolen und leichtsinnigen Ton, durch einen Reichthum an lustigen

wohl gar die Sittsamkeit verletzenden Einfällen, durch ein desipere in loco, an Werthschätzung und Vertrauen gewonnen hat, und daß höchstens die gesagt haben, daß dieses der rechte Ton sey, die überhaupt nicht einsehn, wozu es Prediger in der Welt giebt. In den Augen der Besseren, denen die wahre Achtung des Standes am Herzen liegt, gehört doch dies alles, wo nicht zu der αἰσχροτης, doch zu der μωρολογια, ἡ ἐυτραπελια, (Eph. 5, 4.), welche Christen nicht geziemt.

Die Annäherung der Stände, und das Vergessen der Verhältnisse im geselligen leben, wodurch es ohnstreitig an Reiz und Genuß gewonnen hat, macht es itzt schwerer als vordem, die Grenzlinie nicht zu überschreiten. Regeln lassen sich kaum darüber geben. Aber es giebt ein gewisses Gefühl des Schicklichen und Anständigen, eine Unterscheidungsgabe der Personen und Umstände, welches besser als Regeln ist. Durch eine öftere Ueberdenkung, der eigentlichen Bestimmung eines öffentlichen lehrers der Tugend und der

Religion, wird es am besten genährt, und der Gedanke, „eben diese Menschen, mit welchen „ich itzt in fröhlichen Cirkeln lebe, werden viel„leicht bald meines Raths, und meines Trostes „im Unglück, in Krankheiten, auf ihren Ster„bebetten bedürfen,„ wird ein Mittel mehr seyn, den Religionslehrer immer in den Charakter des heitern aber dabey nüchternen und besonnenen Mannes, des ruhigen Weisen, und des wohlwollenden Menschenfreundes zu erhalten.

Inhalt.

Erster Brief. Der Prediger U *. an den Herausgeber. — Ob die Schuld der geringen Nutzbarkeit des Lehramts nur in dem Lehrer liege? — Beschreibung der Lage, worin der Prediger U. seine Gemeine fand — seiner beyden Vorgänger — der Methode, die er befolgt — der Schwürigkeiten, welche sich, ihm unerwartet, der Einführung so mancher liturgischen Verbesserungen entgegengesetzt. — Des scheinbar unbedeutenden Erfolgs, sowohl dieser Verbesserungen — als der Anwendung der neuern Moralprincipien.

Zweyter Brief. Fortsetzung. — Moralischer Zustand der Gemeine. — Geringe Würkung des Kirchenbesuchs. — Der Abendmahlsfeyer. — Trübe Aussichten in die Zukunft, da so thätige Bemühungen,

das Schul- und Kirchenwesen zu verbessern, so wenig gefruchtet haben — und die ganze Lage der menschlichen Gesellschaft dem Lehrstande eine endliche Auflösung anzukündigen scheint.

Dritter Brief. Antwort des Herausgebers an den Pr. U*. — — Um die Würksamkeit des Lehrstandes, und aller Versuche, Menschen in der Religion zu unterrichten, und sie zu bessern, richtig zu beurtheilen — muß man sich überhaupt hüten, einen zu niedrigen Standpunkt zu nehmen. — Es ist vielmehr am nützlichsten, gewisse allgemeinere Betrachtungen anzustellen, und namentlich seine Begriffe über Menschenbestimmung und Menschenbesserung überhaupt aufs reine zu bringen. — Dies sichert theils vor einer zu frühen Muthlosigkeit — theils vor einem gewissen Wankelmuth in der Wahl der Mittel, zu jenen Zwecken mitzuwürken. — Die folgenden Briefe sollen Betrachtungen über jene Gegenstände, mit steter Hinsicht auf Materien, welche jedem Religionslehrer wichtig seyn müssen, enthalten.

Vierter Brief. — Ueber die Bestimmung des Menschen. — Wie leicht manchem die Beantwortung der Frage scheine? — Große Schwürigkeit, wenn man über seinen nächsten Gesichtskreis hinausgeht — und

die Menschheit in allen ihren Gestalten, in allen Ländern — auf allen Stufen der Cultur ins Gesicht faßt, wenn man wahrnimmt, daß Jahrhunderte hingehn, ohne daß ganze Nationen auch nur einen Schritt weiter kommen. — Daß, obwohl der Mensch ein freyes Wesen ist — doch seine Freyheit durch Mangel an Anstalten, ihn über das, was er zu wählen hat durch Gründe zu belehren, so sehr beschränkt wird — daß auch die Hypothese von einer doppelten — bildsamen und unbildsamen — Menschenclasse keine Befriedigung giebt. — Es werde also darauf ankommen, etwas ausfündig zu machen was allen gemein sey, und von allen in einem gewissen Grade erreicht werde.

Fünfter Brief. Allen Menschen gemein ist die Perfectibilität ihrer Natur. Alle nähern sich dem Ziel der Vollkommenheit durch Uebung ihrer Kräfte — aber in den verschiedensten Graden. — Auf vier verschiednen Hauptstufen stehen der wilde — der cultivirte — der civilisirte und der moralische Mensch. — Warum nicht alle die höhern Stufen hier erreichen, bleibt uns unerforschlich — kann aber, sobald eine Fortdauer nach dem Tode statt findet, keinen Zweifel, weder an der Vorsehung noch an der allgemeinen Bestimmung aller zur Glückseligkeit durch Sittlichkeit, begründen. —

Beruhigung aus den vorigen Betrachtungen, für den moralischen Erzieher und Lehrer der Menschen, wenn die Erfolge seiner Bemühungen ungleich sind.

Sechster Brief. Es würde aber Mißverstand seyn, wenn er sich dadurch gleichgültig und träge machen ließe. — Nicht die Größe des Erfolgs, sondern die Vorstellung, daß er zu den Werkzeugen gehört, durch welche die Vorsehung ihre Plane ausführt, muß ihn leiten — ob er wohl nicht das einzige ist. — Auch der kleinste Erfolg seiner Bemühungen, ist der Anstrengung aller seiner Kräfte werth. — Aber eben darum ist es auch äußerst wichtig, auf die rechte Art zum Besten andrer thätig zu seyn, folglich über die wahre Methode der Menschenbesserung nachzudenken.

Siebenter Brief. Ueber die natürliche moralische Beschaffenheit des Menschen. — Zu allen Zeiten sind Klagen über sie geführt — jeder muß sich selbst seiner Schwäche bewußt seyn — wer Kinder in der würklichen Welt kennen gelernt hat, muß das frühe Erwachen böser Neigungen bemerkt haben — aber die Schwürigkeit ist, den letzten Grund des Hanges zum Bösen anzugeben. — Gesetzt dieser bliebe auch unerforschlich, so kann wenigstens eine sorgfältige Beobachtung der menschlichen Natur, und ihrer Ent-

wicklung, viele damit verwandte Erscheinungen begreiflich machen. — Grundtrieb der Selbsterhaltung und Vervollkommnung — erste Aeußerungen desselben im rohen Naturzustande — Erwachen der Vernunft, Unterscheiden von Recht und Unrecht. — Macht der Sinnlichkeit — des Beyspiels — und einer gewissen natürlichen Trägheit, welche die Anstrengung scheut, auch da, wo die Vernunft sie fordert. — Uebereinstimmung der heil. Schrift mit diesen Erfahrungen.

Beylage. Stellen aus den Alten, welche von dem natürlichen Verderben reden.

Achter Brief. Kurze Uebersicht und Beurtheilung der verschiednen Meinungen, über den Ursprung des Bösen in der menschlichen Natur. — Verführung eines bösen Geistes. — Praktische Ansicht dieser Lehre. — Anerbung des moralischen Uebels. — Betrachtung der Materie als Sitz der Sünde. — Ueber die Erklärung derselben aus der Sinnlichkeit.

Neunter Brief. Wie wichtig es sey, dem Menschen seine eigne Verschuldung, bey dem Bösen, was er thut, ins Licht zu setzen. Scheinbarer Einwurf „der Mensch werde meist durch die Umstände zum Handeln bestimmt.„ Beurtheilung. Nöthige Vorsicht

in der Anwendung auf unsre Handlungen. Besondre Pflichten des öffentlichen Religionslehrers, die Billigkeit im Urtheil über andre, sich nicht zur Schlaffheit in den Principien verleiten zu lassen.

Zehnter Brief. Ob man gleich den Menschen eben so oft an seine Kräfte, als an seine Schwächen und die Hindernisse erinnern muß, die dem Guten im Wege stehen, so darf man doch die letzteren nicht übersehen, nicht sowohl um nur immer über sie zu klagen, als um ihnen abzuhelfen. Blicke auf das Zeitalter, zur Beförderung einer unpartheyischen Beurtheilung seines Guten wie seiner Fehler.

Elfter Brief. (Geschrieben aus Carlsbad.)

Ueber die Natur der menschlichen Besserung. — Verschiedne Vorstellungen über das, wovon alle Besserung ausgehen müsse, und wodurch sie bewürkt werde. — Beurtheilung der Meinungen, von einer unmittelbaren und übernatürlichen Würkung der Gnade. Unerweißlichkeit des kirchlichen Lehrbegriffs, den gewissermaßen die kritische Philosophie wieder in Schutz genommen hat.

Zwölfter Brief. Ueber das wahre Wesen der moralischen Besserung, welche allerdings von einer äußern

Ehrbarkeit und Gesetzmäßigkeit noch sehr verschieden ist. Die erste Bedingung ist, daß der Mensch in sich gehe. Entwicklung dieses Begriffs. Nachdenken über sich selbst. Verschiedne Mittel dazu. Aeußere Veranlassungen. Große Würksamkeit des Beyspiels. Unterricht würkt zwar nicht allein, aber doch auch.

Dreyzehnter Brief. Von den moralischen Bewegungsgründen, und ihrer Einwürkung auf den Willen. — Ein Wort über die neuesten Invectiven gegen die, welche den Menschen durch die Vorstellung der Glückseligkeit, zu welcher die moralisch-gute Gesinnung führt, dazu bestimmen wollen. Dies veranlaßt die Mittheilung des

Vierzehnten Briefs an Hrn. Z** einen jungen Theologen, als Beylage zu dem vorigen. Er hatte den Verf. viel über den nun endlich entdeckten einzigen Weg zum Leben, mit bittern Ausfällen auf die bisherigen Moralsysteme, geschrieben. Dies giebt Gelegenheit, zuvörderst ihm eine kurze Uebersicht der bisherigen Moralprincipien zu geben, welche sowohl die ältern — als neuern Moralisten zum Grunde gelegt. — Ueber das Verhältniß der Philosophie zur Sittenlehre des Christenthums. — Gottes Wille, der oberste Grundsatz jeder positiven Religionslehre,

auch der christlichen. Daß Gott darin als ein heiliges und gerechtes Wesen erscheint, dürfen wir eben so wenig erst von der neuesten Philosophie lernen, als uns abhalten lassen, ihn als den Allgütigen zu predigen. — Im populären Unterricht sind Bewegungsgründe, die auf formalen Principien beruhen, weniger brauchbar. Auch von den guten und bösen Folgen der Handlungen, können unbedenklich und unbeschadet einer echten Moralität, Bewegungsgründe hergenommen werden. Weise Benutzung der Anlagen der Natur. Empfehlung religiöser Materien im Volksunterricht. Noch etwas vom Anthropomorphismus. Eigenthümliches Motiv der evangelischen Sittenlehre, aus den Verdiensten Christi um die Menschen. — Bitte an den jungen Mann, sich den Geist der Zeit nicht zu stolzen Anmaßungen verleiten zu lassen, und an die Stelle einer ausschließenden Beschäftigung mit der Speculation, eine zweckmäßige Vorbereitung für sein künftiges Amt zu setzen. — Stelle aus Shaftesbury.

Funfzehnter Brief. Aus Carlsbad. — Fortsetzung an den Prediger U**. über die Lehre von der Besserung. — Betrachtungen über die Reue. — Beurtheilung und Quellen der Reue. Bloße Furcht ist eine sehr unlautere Quelle. — Weit reiner die Beschämung aus dem Gefühl des Undanks gegen Gott

und die verletzte Pflicht. — Philosophische Reue. — Reue über den erlittenen Schaden. — Genauer Zusammenhang der Reue mit dem Glauben an Freyheit. — Begleitung über Hartleys Versuch, die Reue mit dem System des Determinismus zu vereinigen. — Wie wichtig es sey, den Gewissenstrieb beständig anzuregen — dabey aber die Verschiedenheit der Menschen, in Absicht der Aeußerungen ihres Gefühls nicht zu übersehen — und weder zu wenig — noch zu viel auf Empfindungen zu rechnen.

Sechzehnter Brief. Aus Carlsbad. — Der Verf. giebt Nachricht — von seinen Beobachtungen in der dortigen großen Gesellschaft — und von einer interessanten Bekanntschaft, die er mit dem Baron M*. gemacht. — Nachrichten von ihm. — Fragmente eines Gesprächs. Ob es nützlich sey, die Erinnerung an vergangene Fehltritte, oft in uns zu erneuern. — Ob selbst bey vollem Vertrauen auf Gott die Reue sofort aufhöre. — Es gebe Schulden, die man nie bezahlen könne. — Ueber den Werth des Frohsinns — seine Gefahren. — Der Baron übergiebt dem Verf. ein Papier, welches er für seinen verstorbenen Sohn geschrieben hatte.

Beylage. Bekenntnisse eines Vaters gegen seinen Sohn, in der Absicht geschrieben, um ihn zu

überzeugen, daß das Andenken an Jugendverirrungen, selbst das Leben des tugendhaftesten Mannes verbittern könne, und daß es sogar Pflicht für den letztern sey, sich dem Schmerz der Reue oft zu überlassen, um desto vorsichtiger zu werden.

Siebzehnter Brief. Ueber das Methodische in der menschlichen Besserung, und in dem Streben nach immer mehrerer sittlicher Vollkommenheit. Die unleugbaren Fehler methodischer Parteyen, dürfen uns gegen das Gute derselben nicht gleichgültig machen. — Von welchen Grundsätzen und Erfahrungen sie ausgingen — Einfluß derselben auf ihre Bekehrungsmethode, und auf ihre Urtheile über das, was dem wahren Christen nicht mehr gezieme. — Verschiedenheit dieser Parteyen in ihrer Form und Meinung. — Fehler, die ihnen ziemlich gemein sind. — Abneigung von aller Speculation — Intoleranz. Ob sie so glücklich sind als sie scheinen? — Folgen aus einer gewaltsamen Unterdrückung der Natur und Sinnlichkeit.

Achtzehnter Brief. Nicht alles, was Methodisch heißt, ist so fort zu tadeln oder zu verwerfen. — Warnendes Beyspiel mancher Pädagogen, welche damit die Erziehungsreform anfingen. — Geist des Zeitalters, einen immer zu geringeren Werth auf geistliche Uebungen zu setzen. — Wenn sie als Zweck,

nicht als Mittel betrachtet werden, bleiben sie allerdings ohne Werth. — Aber als Mittel von desto größern. — Selbst das Regelmäßige in ihnen, ist für viele Menschen Bedürfniß. — Wichtigkeit guter Gewöhnungen. — Auch philosophische Moralisten sind dabey methodisch zu Werke gegangen. Eine Stelle aus Franklin, worin er seine Methode, an seiner Besserung zu arbeiten beschreibt. — Urtheil darüber. —

Neunzehnter Brief. Fortsetzung. — Moralische und religiöse Uebungen vermehren unter andern auch den Nutzen, daß sie den Verstand bilden. — Religiöse Menschen zeigen mehr Cultur des Geistes und der Sprache als andre, auch in den niedern Ständen. — Betrachtungen über das Gebet. — Ob es für alle in gleichem Grade Bedürfniß sey. — Folgerungen aus dem bisherigen. Ein Wort über religiöse Erziehung.

Zwanzigster Brief. An Herrn W**, einen jungen Prediger, welcher dem Verf. einige Fragen vorgelegt hatte. 1) Ob man mehr Dogmatik oder mehr Moral, und nach und nach über alle Pflichten predigen müsse? — Beantwortung. Hiebey über moralische und dogmatische Predigten.

Ein und zwanzigster Brief. 2) Ob es rathsam sey, den Menschen da, wo alles auf die Anwendung ihrer eignen Kräfte ankomme, den Beystand Gottes zu versprechen? — Beantwortung. Wiefern davon gar kein Schade im Praktischen zu fürchten sey.

Zwey und zwanzigster Brief. 3) Ist es nützlich, oft von dem künftigen Leben zu reden? Und wie? Schadet der Besuch am Krankenbette nicht mehr als er nützt? Beantwortung. — Ein Wort zum Schluß für die Würde des Predigers in der Gesellschaft.

8

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Niemeyer, August Hermann, 1754-1828

Briefe an christliche Religionslehrer

Bd.: 3

Halle 1799

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Th Pr 4502 -3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11293671-5
VD18 15478424-001